Basler Jahrbuch





Basler Jahrbuch

1904

Helbing und Lichtenhahn
vormals
Reich-Detloff

Herausgegeben von

Albert Burckhardt, Rudolf Wackernagel

und Albert Geßler.

Buchschmuck von Burkhard Mangold.

Inhaltsverzeichnis.

Ernst Stückelberg.

Von Albert Geßler.

I.

Als am 14. September 1903 die Trauerkunde durch die Schweiz ging, daß in Basel der Maler Ernst Stückelberg gestorben sei, da erfaßte alle diejenigen, denen die geistigen Güter unseres Volkes am Herzen liegen, das herzbeengende Gefühl: Ein Großer ist dahin, einer von denen, auf die das Vaterland stolz sein darf. Und über die Grenzen der Schweiz hinaus empfand man Stückelbergs Tod als einen Verlust; denn seine Werke hatten oft genug auch in Frankreich und in Deutschland freudige Aufnahme gefunden, und viele von den Besten hatten dort seine Kunst verstanden. Dem Schweizervolke aber war er der nationale Maler im eigentlichen Sinne, hat doch seine Hand die Freskobilder geschaffen, die das Stammesheiligtum der Eidgenossen, die Tellskapelle am Urnersee, schmücken. Zu diesen großartigen Darstellungen der Befreiungstaten ihrer Väter wallen einmal oder mehrmals im Leben alle Schweizer, und auch die nach uns kommen, werden diese kraftvollen Gemälde

noch sehen; sie werden in stiller Andacht davor stehen, und so, wie Ernst Stückelberg sie gemalt hat, so werden ihnen lebenslang diese Szenen vor Augen bleiben. — Friedrich Schiller und Ernst Stückelberg sind die klassischen Schilderer unserer so schlichten und so großen Stammessagen: der eine mit den ewigen Worten seines „Wilhelm Tell“, der andere mit den Linien und Farben seiner Kapellenfresken. Diese sind Stückelbergs größte Ruhmestitel.

Wir Basler aber nennen den Künstler, der diese patriotischen Wallfahrtsbilder geschaffen hat, mit Stolz unsern Mitbürger. Wir kennen sein Schaffen noch von andern Seiten als nur von diesen Wandmalereien her; unser Museum besitzt ein eigenes Stückelberg-Kabinett, und aus den dort aufgehängten Bildern des Meisters schaut uns eine Künstlerindividualität an, die nicht nur das düster Große und machtvoll Pathetische, sondern auch das Liebliche und Sonnige beherrschte und die uns Gaben einer reichen Phantasie und einer echt künstlerischen Natur- und Menschenauffassung in Fülle dargeboten hat.

Diese Künstlergestalt in ihrer Entwicklung zu schildern, wollen die nachfolgenden Zeilen versuchen.

* * *

Johann Melchior Ernst Stückelberg oder, wie er früher hieß, Stickelberger, stammte aus einer alten Baslerfamilie. Sein Vater war der 1781 geborene Kaufmann Emanuel Stickelberger, der Sohn des Seidenfabrikanten Johann Rudolf Stickelberger-Christ. Herr Emanuel war eine eigenartige Natur, mehr dem poesievoll Phantastischen als dem ruhig Geschäftsmäßigen zugewandt; er war nicht leicht ins Geleise der Gewöhnlichkeit zu bannen. Statt hinter den Schulbüchern saß er in der Jugend lieber hinter einem Zeichnungsblatt; auch später brachte er von allen seinen Reisen Landschaftsskizzen mit, deren Ausführung ihm manche Stunde angenehm versüßte. Der Sohn hat also

hier ein Talent vom Vater geerbt. Dieser mußte jedoch Kaufmann werden, hielt sich als solcher in Marseille und Lyon auf und bekleidete eine Zeitlang die Stelle eines Gegenschreibers (Sekretärs im Direktorium der Kaufmannschaft). Dann aber übernahm er das Geschäft seines Vetters Rudolf Ritter, obwohl er sich nicht zum Kaufmann geboren fühlte. Er starb am 4. Juli 1833. Von seinen zwei Frauen, Judith Preiswerk (gest. 4. Dezember 1828) und Susanna Berry, mit der er sich 1829 verheiratete, war die zweite Ernst Stückelbergs Mutter: eine feine, geistvolle Frau, die, zum Vinet'schen Kreise gehörend, eine ernste, stille, aber innerlich freudige Natur war. Der Sohn rühmt ihre hohe Kunst, Märchen zu erzählen, die ihr bis ins Alter erhalten blieb. „Wie hingen meine Kinder", sagt er von späteren Jahren, „an Großmamas Mund, wenn sie nach Tisch den Stuhl rückte, damit die versammelte Schar ihr ins klare blaue Auge schauen konnte, ganz nahe!" — „Echte Weiblichkeit und Wohlwollen stimmten den Grundton ihrer Seele", heißt es weiter von ihr; „wer die edlen Züge einmal gesehen, wer in ihr Auge geschaut, der vergaß den Blick nie. Das hat nicht nur der Sohn gesagt, den sie so oft durchschaut hat. Die Schriftstellerin Johanna Spyri erzählte mir, es gehe in der nationalen Ausstellung von Zürich 1883 vielen Leuten wie ihr: sie ruhe, wenn sie müde sei, vor Mamas Bilde aus". Von dieser edlen, innerlich und äußerlich vornehmen Frau hat Ernst Stückelberg sein Bestes empfangen. Den Vater, auf dessen Fertigkeit im Zeichnen Stückelbergs Talent zurückgeht, hat er kaum gekannt; der am 21. Februar 1831 geborene Ernst war ein unmündiges Kind, als Herr Emanuel Stickelberger-Berry starb. „Wie oft habe ich mir eine deutliche Vorstellung von meinem Vater gewünscht", klagt noch der gealterte Mann; „aber ein zweithalbjähriges Kindergedächtnis und die beredteste Mutter können da nicht helfen. Nur die schwarzen Männer, die ihn hinwegzutragen hatten, blieben mir im Sinne, und lange floh ich so schwarz Gekleidete."

Aber nicht nur Vatererbe war die Liebe zur Kunst; auch in der Familie Berry gab es künstlerisches Empfinden. Melchior Berry, der Bruder von Frau Susanna, war ein Architekt, von dem zum Schreiber dieser Zeilen Arnold Böcklin noch im Jahre 1900 gesagt hat, er sei der einzige Künstler unter den damaligen Basler Baumeistern gewesen. Sein Hauptwerk, das Museum, steht seit 1850 als eine unserer schönsten Bauten da, und Stückelberg hat nicht Unrecht, wenn er seinen Oheim mit dem großen Schinkel vergleicht.

Melchior Berry, der eine Schwester des Kunst- und Kulturhistorikers Jakob Burckhardt zur Frau hatte, nahm sich des verwaisten Ernst Stickelberger mit Liebe an. Dieser wuchs in der Pflege seiner Mutter heran als „ein blauäugiges, blondes Knäblein, das, einst schön genannt, mit den Jahren immer häßlicher wurde". So schildert Stückelberg im Familienbuche sich selbst, nachdem er das bescheidene Wort vorausgesandt hat: „Wenn ich die Tugenden meiner Eltern in mir vereinigte, so dürfte ich getroster in dies Buch über mich schreiben. Ein gemütvoller Vater und eine weise Mutter haben mir das Leben gegeben; aber deren gute Eigenschaften spiegeln sich weit mehr in der Person meiner edeln Schwester Susanna." Diese Schwester war ihm bis zu seiner Verheiratung das Liebste auf der Welt; seine „stets nahbare Heilige" heißt er sie, und als Frau Pfarrer S. Schläpfer-Stickelberger in Beringen am 30. November 1890 starb, da war das ein Schmerz, der das Schaffen des Künstlers auf Jahre hinaus lähmte.

Über seine früheste Jugend hören wir ihn am besten wieder selbst; denn so lieb und schlicht, wie er es im alten Zwinger-Stickelberger'schen Familienbuche tut, haben nicht Manche ihr Leben erzählt. Vorausgeschickt sei noch, daß von der Trübung der Zeitumstände im Basel der beginnenden Dreißigerjahre nichts oder nicht viel in das Leben des Knaben hineingespielt hat. Sein Großvater Melchior Berry war Pfarrer in Münchenstein

gewesen; aber er hatte nur noch den Anfang der Unruhen erlebt; dann war er, bald nachdem er seinen jüngsten Enkel Ernst getauft hatte, am 29. April 1831, gestorben. Und als das Kind, vaterlos, die Trennung von Stadt und Land erlebte, da sah es nur manchmal die geliebte Mutter in Angst um einige Familienglieder, die mitten in den Wirren drin standen; selbst aber wurde es von den bösen Verhältnissen der Vaterstadt nicht bewegt. Auch die Abwickelung des geschäftlichen Nachlasses seines Vaters ging ruhig vor sich. Sie ließ übrigens, als auch noch das weitläufige Landgut „Nonnenrain" verkauft war, der Mutter genug, um ihre Kinder ohne Sorgen erziehen zu können. Weiter berichtet er selbst: „Aus dem Traum meiner Kindheit tauchen noch oft Gestalten und Gegenden auf", so das eben genannte Landgut Nonnenrain. „Mein Vater, der gern dort gärtnerte, soll mich oft dahin mitgenommen und, wann ich unterwegs müde war, unbekümmert um der Passanten Urteil auf dem Arme getragen haben. Des Fernern erinnere ich mich an ein altmodisches Kinderwägelein, in dem mir meine kleine Schwester gegenüberlag und an ein monumentales Schwingenroß, das später durch eine Schaukel im hintern Magazin des Adelberghauses Nr. 546 (jetzt Nadelberg 19) ersetzt wurde. Sonst waren Kinderstube, Laube, etwa einmal auch der Estrich mit seinen Altertümern, das Revier der Kinder. . . . Eine große Rolle spielte bis in unser vorgerücktes Alter die stets jung fühlende unvergeßliche Tante Gritli, die jüngste Schwester meiner Mutter (spätere Frau Margareta Bernoulli-Berry, † 1867), an der die ganze Familie mit Innigkeit hing. Tägliche Erscheinung bei uns, indem sie mit ihrer Mutter, Großmama Apollonia Streckeisen, verheiratete Berry († 1849), das zweite Stockwerk unseres Hauses bewohnte, war sie uns eine zweite Sonne". Sie „verklärte" auch immer die Sommermonate, die der Knabe 1834 in Eichsel (Baden), 1835 in der Rüttihard (bei Münchenstein), 1836 auf der „Bergmatte" (bei Pfeffingen), 1837 auf „Zapf-

holdern" (bei Reigoldswyl), 1838 auf der „Sonnhalde" (bei Bretzwyl), 1839 auf dem „Stock" (bei Ruch-Eptingen) zubringen durfte. „Größere Ausflüge gehörten zum Schönsten, das ich erleben konnte. Eine Leiterwagenfahrt über Isental nach Zofingen, ein Duettsang auf der Bölchenfluh, das Erhaschen eines schönen Schmetterlings, dessen Abmalen mit Tante Gritli, das Kirschenpflücken und Erdbeerensuchen, der wöchentliche Backtag mit den großen Wähen, das Bogen- und Pistolenschießen, die Bachbrückenbauten, das alles waren Vergnügungen, an die zum Teil auch Freund Eduard Hagenbach-Bischoff, der mit seinen Eltern gleichfalls den Stock zeitweise mitgenoß, gerne zurückdenkt", und an die sich auch Stückelberg noch im Alter gerne erinnerte.

Es regte sich nämlich wohl damals schon etwas Künstlerisches in ihm; wenn noch nicht an den genannten Orten, so trat es in Buch im Hegau hervor, wo sein Stiefbruder Emanuel († 1881) Pfarrer war: „Von hier aus wurde das ganze burgenreiche Hegau durchstreift und keine Ruine unbesucht gelassen. Solche Ausflüge, sowie das Pfarrkinderleben reizten mich zu Versuchen mit Bleistift und Pinsel weit mehr, als das Kopieren nach Vorlagen und Modellen in der Zeichnungsschule." Aber in einem Jugendbriefe vom 8. Mai 1847 an seinen Bruder sagt er doch, er arbeite täglich beinahe von halb 5 Uhr bis abends 9, 10 und 11 und zeichne Köpfe nach Gips. Einmal entstand auch ein Bleistiftporträt von Fräulein Charlotte Kestner, einer Freundin der Familie. In der Zeichnungsschule war L. A. Kelterborn Stückelbergs Lehrer; auch bei Hieronymus Heß nahm er Stunden. Er errang Zeichnungsprämien; aber der Gedanke, Maler zu werden, kam ihm noch nicht: „Unter einem Künstler dachte ich mir immer einen auf unnahbarer Höhe sitzenden Gott oder Halbgott, keine Sterblichen, die, wie Hieronymus Heß, in ein irdisches Wirtshaus gehen. . . . Von den Holbeinbildern im Haus zur Mücke wußte ich nichts." Das alles geschah, während Stückelberg die

Basler Schulen, zuerst die Gemeindeschule, dann (seit 1847) das Gymnasium und die Realabteilung des Pädagogiums durchlief. Auch in der Schule war sein Talent bekannt und beliebt. In den untern Klassen zeichnete er „Moritaten", zu denen Andere Text und Musik machten, und aus dem Pädagogium erzählt einer seiner ehemaligen Kameraden folgendes nette Histörchen: Prof. Schönbein, der Entdecker des Ozons, hatte eine sympathetische Tinte hergestellt, die erst sichtbar wurde, wenn man das damit beschriebene Blatt in Ozon hielt. Eines Tages nun forderte der verehrte Lehrer und große Chemiker seinen talentvollen Schüler auf, irgend etwas mit dieser Tinte zu zeichnen; Stückelberg brachte das anscheinend leere Blatt; Schönbein setzte es dem Ozon aus, und es kam — die vortreffliche Karikatur eines andern Lehrers zum Vorschein. Schönbein verstand Spaß und lachte. Auch die Professoren auf der Lesegesellschaft lachten. Nur der Dargestellte, dem die Herren Kollegen sein Konterfei nicht vorenthielten, lachte nicht; er brummte sogar etwas von „Mittelmäßigkeit", „mälerlen" u. s. w. Später aber, als aus dem „Mälerler" etwas geworden war, hat er dann das Talent seines Schülers freiwillig anerkannt. — Zu Weihnachten 1847 wurde Stückelberg konfirmiert. Kurz vorher (am 3. Dezember) war er dem eben gegründeten, aus Studierenden und Gymnasiasten sich zusammensetzenden Verein „Schwyzerhüsli" beigetreten. In dessen „Vereinsbuch" findet sich ein reizendes Selbstporträt Stückelbergs aus dem Jahre 1850 mit dem bekannten Albumvers von Kotzebue:

„Und kommen wir wieder zusammen
Auf wechselnder Lebensbahn,
So knüpfen ans fröhliche Ende
Den fröhlichen Anfang wir an."

Als im Jahre darauf (1848) ein Lebensberuf gesucht werden sollte, schlug der Onkel Berry, der einsehen mochte, daß auf des Neffen künstlerische Fähigkeiten abgestellt werden konnte, die

Laufbahn eines Architekten vor, und wie er selbst seinerzeit zu Landbaumeister Frommel in Karlsruhe in die Lehre geschickt worden war, so nahm er nun den Siebzehnjährigen auf sein eigenes Bureau. Aber diesem gefiel es bei den Baurissen nicht; er hatte in einer andern Lehre, nämlich in der Natur, unbewußt schon zu viel Künstlerisches in sich entwickelt. Er wollte Maler werden. „Die Mutter", so drückt er sich selbst aus, „war zu verständig, um einem offenbaren Triebe zur Kunst zu widerstehen"; die Schwester allerdings schrieb einer Freundin: „Ernst wird leider Maler". Es wurde nun ein Künstler gesucht, bei dem er in die Lehre treten konnte. Man fragte zuerst bei P. Deschwanden in Stans an, und als dieser wegen Krankheit ablehnte (Juli 1849), entschied man sich für J. F. Dietler (1804—1874) in Bern, einen in Paris unter Baron A. J. Gros geschulten, damals sehr geschätzten Porträtmaler.

Der angehende Kunstjünger kam nicht unvorbereitet nach Bern. Von seinen ersten Versuchen haben wir schon gesprochen; im Jahre 1848 aber hatte er, das Skizzenbuch in der Tasche, eine erste kleine Kunstreise gemacht. Sie dauerte vom 15. bis zum 29. Juli und führte ihn durchs Münstertal im Jura nach dem Berner Oberland, über die Furka und an den Vierwaldstättersee. Das wissen wir so genau, weil das genannte landschaftliche Skizzenbüchlein noch existiert. Die Zeichnungen darin, der Gießbach, der Oltschikopf, das Rütli, Buochs, Gersau u. a. lassen erkennen, daß ihr Entwerfer bereits einen guten Blick für Linien und Formen hatte und daß er, wenn auch vielfach noch etwas ängstlich, das Charakteristische richtig erfaßte. Andere Skizzen dieses Buches geben den Belchen und den Blauen, Albbruck, Schaffhausen und Mammern, weisen also auf den Schwarzwald und den Bodensee, d. h. auf eine Reise nach Buch ins geliebte Bruder-Pfarrhaus. Ein Blatt gibt Münchenstein wieder, an dem, wie wir wissen, Familienerinnerungen hafteten. In einer Mappe mit landschaftlichen Zeichnungen liegt ferner ein

Blatt „Dornach" und am Pfingstmontag 1849 hat er einen Hof Roseneck gezeichnet.

Bei Dietler wurde nun zunächst weiter nach der Natur studiert und zwar nach Landschaften und Figuren. Zu letztern scheint ihm der Meister seine Familie als Kopfmodelle gestellt zu haben; denn ein Blatt des Berner Skizzenbuches stellt Frau Dietler-Schürer, ein zweites Leontine Dietler, ein Kind, dar: saubere, feine, mit spitzem Stift hergestellte Zeichnungen, fast ein wenig in der Art der Miniaturmalerei früherer Zeiten, größer allerdings und nicht ohne Reiz. Dann kommen Bernerinnen und Knaben, ähnlich gezeichnet, später auch koloriert, aber recht konventionell und ohne Naturgefühl. Eine scharfe Bleistiftskizze stellt den Maler Ludwig Vogel im Profil dar; daneben findet sich schon ein Kompositionsversuch: „Der Münsingertag". Ein beigeschriebenes Gedicht von Hölderlin „Fürs Vaterland, zu bluten des Herzens Blut, fürs Vaterland" gibt die Erklärung zu dieser bewegten, aber in den Linien noch harten kleinen Skizze. Auch hinaus ist er damals gegangen, an den Gurten z. B., um Tiere und Menschen zu zeichnen. Dann erscheint plötzlich, deutlich signiert als 1850 in Bern entstanden, das große Ölporträt eines Soldaten Hentze von Konstanz, sicher gezeichnet und nicht ohne Geschmack heruntergemalt, etwas unselbständig im warmen Ton und in der glatten Pinselführung, aber doch so, daß der Lehrer Dietler seine Freude daran gehabt haben wird; namentlich ist eine Größe der Auffassung darin, die nicht gewöhnlich ist und die fast schon über Dietler hinausweist. Auch ein Porträt seines Meisters selbst im roten Fes hat Stückelberg damals gemalt. Es hängt in der Galerie des Basler Kunstvereins, ist von klarer Zeichnung und Farbe, doch ohne die Größe der Empfindung, die in dem Soldatenbilde lebt.

In Basel hatte man sich indessen für den jungen Künstler weiter umgesehen. Jakob Burckhardt namentlich, Berrys Schwager, der das Talent Stückelbergs mit freudiger Anteilnahme

wachsen sah, riet zum Besuch einer Akademie. Er schrieb um eine Wegleitung an seinen Lehrer und Freund Franz Kugler in Berlin, und dieser „rühmte für einen Nichtdeutschen die damalige Antwerpener Schule". Stückelberg kam deshalb heim, es war Frühsommer 1850, und machte zunächst noch eine Reise in die Schweiz, die, wie sein Skizzenbuch ausweist, vom Hofe Oberbölchen aus angetreten wurde und ihn nach dem Glarnerlande, dann wieder an den Vierwaldstättersee und ins Bernbiet führte; diesmal zeichnete er außer den Landschaften auch Kühe und Katzen, auch Menschen, und wo ihm eine einzelne Tannen- oder Buchengruppe gefiel, hielt er sie fest, ohne den Blick ins Weitere zu richten. Man merkt, die Bernerschule hatte gefruchtet, das Vage verschwindet, das Einzelobjekt interessiert ihn: Er hatte, wie er sagt, unter Dietler angefangen „zu ahnen, wie Kunst könne beseligen".

Also nach Antwerpen! Sein Meister Dietler schrieb ihm zu diesem Vorhaben am 12. Juni 1850 einen Brief voll von Liebe und guten Räten: „Ich bin es ganz zufrieden, wenn Sie die belgische Schule der deutschen vorziehen und eher nach Antwerpen als nach Düsseldorf gehen. Findet man bei den Flamändern eben nicht die strenge Zeichnung und höheren Styl, so haben sie doch die frische lebendige Auffassung der Natur und immer ihre altherkömmliche gute Farbe." Der Gros-Schüler Dietler hätte allerdings Paris vorgezogen; aber Burckhardts Urteil ist ihm „völlig kompetent". Aus Dietlers Brief geht übrigens hervor, daß auch der Familie Antwerpen lieber war als Paris; die belgische Akademie mit ihren vielen deutschen Schülern versprach im vornherein ein gemütvolleres Leben, als der unerfahrene Jüngling es in Paris hätte finden können. „Da Sie nun", fährt Dietler fort, „einige Bleistiftporträte zeichnen, so rekommandiere ich Ihnen aufs dringlichste, so oft als möglich die Zeichnungen Holbeins zu besuchen. Wie wunderwürdig, wie streng, wie einfach und mit Wenigem gemacht!

Hat mich beinahe vor allen andern Meistern stets in höchstes Erstaunen gebracht. Sie werden nun ohne Zweifel vielseitig von Freunden und Bekannten um Portraits gebeten, die zu machen Ihnen wenig Freude machen (wird) und (die Sie) doch nicht ausschlagen dürfen. Hören Sie aber hier Ihres Meisters Mahnung, die ich Ihnen stark ans Herz lege: Machen Sie nie etwas flüchtig! Alles mit Liebe und Sorgfalt! der Kunst und sich zu liebe, nicht was es Ihnen beybringen mag. Immer der höchsten Vollendung nachstrebend! Nur das Gute bleibt, und leider ist nur zu viel geschmiert worden. Sie haben etwas Hang, schnell zu erledigen; deswegen erachte ich es als meine Pflicht, Sie aufs Nachdrücklichste zu ermahnen, und Sie werden mich nicht mißverstehen. — Ich erwarte viel von Ihnen in Ihrer Künstlerlaufbahn; aber — nicht zu leicht angestrichen!" — Das Verhältnis Dietlers und Stückelbergs scheint ein sehr herzliches gewesen zu sein. „Sie sind mir und meiner Frau lieb geworden", sagt Dietler, und noch in seiner Autobiographie dankt der Schüler seinem Berner Meister. Dieser hatte ja richtig gesehen, als er in dem raschen Vorwärtsdrängen Stückelbergs ein Zeichen großen Talentes erblickte; aber ebenso richtig war es, wenn er den Tatensturm etwas dämpfen und den lieben Lehrling vor dem Verbrausen ins Bravourmäßige bewahren wollte. Stückelberg hat sich die guten Worte Dietlers jedenfalls oft vor Augen gehalten; denn es wird bald genug augenscheinlich, daß er das schöne Maß gewinnen sollte, welches der alte Meister für ihn wünschte.

II.

Der junge Künstler reiste dann im Spätjahr, „begleitet von vielen guten Wünschen von Verwandten und Freunden und unter dem Schutze des Gebetes einer edlen Mutter“ in die Fremde. Es ging den Rhein hinunter. Nicht nur seine Lebensbeschreibung im Familienbuche, sondern auch ein Skizzenalbum erzählt von dieser Rheinreise und von den Aufenthalten in Frankfurt, Mainz, Coblenz, Köln und Düsseldorf, die er „fast wie ein Abenteurer“ genoß. „In Düsseldorf sah ich Sammetröcke, Barett und wallendes Haar und empfand tief den Abstand des schweizerischen Malerlehrlings, auch durch meine Unberedsamkeit. Passavant in Frankfurt, auch Steinle und Schröter zeigten freundliche Gesichter, und in Düsseldorf wollte mich Schirmer für den Besuch der dortigen Schule gewinnen; aber ich empfand auch nicht die leiseste Regung für Verbleiben.“ So reiste er also weiter nach Antwerpen. Ein Bekannter, Münzrat Kachel in Karlsruhe, hatte ihn in das Haus empfohlen, in welchem sein Sohn Ludwig wohnte, ein talentvoller Maler, der leider der Kunst durch einen baldigen Tod entrissen werden sollte. In diesem Hause, dem „badischen Hofe“, traf er, „in nichts weniger als hofmäßigem Raume“, Anselm Feuerbach, mit dem er von da an immer in Verbindung blieb. Er fand gleich auch eine ganze Menge anderer Deutscher, „die ihren Flug nach Antwerpen genommen hatten infolge Ausstellung belgischer Bilder in deutschen Städten“.

Antwerpen und seine Malerschule. Noch bis vor kurzem war die flämische Kunst eine Magd der französischen gewesen. David, der französische Altmeister, der seine letzten Jahre in Brüssel verlebte, hatte dort unbedingt geherrscht, und in seichtem Klassizismus war die alte flandrische Fleisch- und Farbenfreude verflaut. Da kam auf einmal ein Neuerer:

Gustav Wappers. Er hatte sich, angeregt durch Pariser Romantiker, selbständig vom Klassizismus losgerungen. Sein Bild des Leydener Bürgermeisters van der Werff, der bei der Belagerung der Stadt im Jahre 1576 den ausgehungerten Bürgern seinen eigenen Leib zur Nahrung anbietet, war wie eine Offenbarung gewesen: in der Neuheit des Sujets, in der Frische der Farben, in der Kühnheit der Komposition, und als dann gar seine „Szene aus der belgischen Revolution 1830" die Runde durch alle Kunstsalons Europas gemacht hatte, galt er als der erste Maler der Zeit. Bald nach ihm traten Gallait und Biéfve als Historienmaler auf; auch sie schufen Bilder, deren Ruhm die Welt erfüllte. Es war eine Art Renaissance in Belgien erblüht; die alte Pracht der flämischen Malerei schien wiedererstanden. Heute allerdings urteilt man wesentlich kühler über diese damals vergötterten Meister, und Richard Muther hat in seiner „Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert" wenig mehr als ein Lächeln für sie. Aber doch waren es die Bilder dieser drei Meister gewesen, welche die künstlerische Jugend Deutschlands nach Antwerpen gelockt hatten. Dabei muß man sich allerdings vor Augen halten, daß Deutschland künstlerisch damals noch fast ganz in den Banden der farblosen oder nur kolorierenden Manier der Cartons-Meister befangen war; höchstens in Düsseldorf war man farbig gewesen. Aber dort hatte eine weichliche Sentimentalität keinen großen Zug aufkommen lassen. Die Jungen jedoch sehnten sich nach Farbe, und hier war sie, hier bei den Belgiern, deren Abhängigkeit von den talentvolleren Franzosen man nicht gleich begriff. Darum stürmte die junge Generation nach Antwerpen; bald zwar entdeckte sie die Quelle dieser neuen Kraft und ging von Wappers, der seit 1840 Direktor der Antwerpner Akademie war, zu Couture nach Paris.

Der Brief Jakob Burckhardts an Kugler war nun gerade in die Zeit der Wappersbegeisterung gefallen, und Kugler hatte,

wie wir wissen, energisch nach Antwerpen gewiesen. Nachdem Stückelberg als Examenstück eine Gipsfigur kopiert hatte, wurde er in die Akademie aufgenommen. Die dortigen Lehrer, sagt er, „wiesen mit breitem Pinsel hin auf das gewaltige Haupt der Flamänder, auf P. P. Rubens." Sie stellten an ihre Schüler große Anforderungen; in zwei Tagen mußte der Kopf, in vieren der Torso des Modells gemalt werden. Und wie gemalt! Stückelberg hat aus seiner Akademiezeit viele dieser Studien aufbewahrt. Sie sind machtvoll konzipiert, überlebensgroße Figuren, ganz aus der Farbe heraus modelliert, in kühnen Strichen und Flecken hingesetzt, groß in Licht und Schatten, fleischig, lebendig; jetzt noch die Freude und die Bewunderung junger Künstler, die oft genug vor den beiden in der Galerie des Basler Kunstvereins hängenden Studien aus Stückelbergs Antwerpner Zeit stehen. Auch die heute noch im Nachlaß des Künstlers aufbewahrten übrigen Stücke dieser Art sind Talentproben hohen Ranges. Kein Wunder darum, daß der junge Basler im ersten Konkurs, an dem er teilnahm, als vierter im Malen, beim zweiten Jahresschluß als erster im Zeichnen nach der Natur hervorging. Auch diese Zeichnungen nach der Natur sind noch da, große Aktfiguren, in jedem Muskel wie in der Gesamtheit aller Teile aufs feinste verstanden und mit prächtiger Sicherheit und Sauberkeit durchgeführt. Nichts Süßliches und Weichliches, aber auch nichts genialisch Hingefochtenes, wie es allerdings die Farbenstudien öfters zeigen. Nicht die genannten überlebensgroßen, mächtig modellierten Halbakte, sondern mehr die Skizzen nach der Natur und die Entwürfe zu Bildern, z. B. „Nebukadnezars Erscheinung in der Unterwelt", „Hagar und Ismael", „Moses mit der ehernen Schlange", ein „Dante", eine „Francesca da Rimini", ein zweimal gezeichneter und einmal gemalter Entwurf zu einem Bilde von „der Wirtin Töchterlein", eine „Grablegung" und eine „Kreuzigung Christi", ein „Julius Alpinus nebst seiner Tochter Julia Alpinula vor Caecina", „der im Schlaf

erschossene Ritter", nach einer Bündnersage. Seinen Antwerpner Lehrern ist Stückelberg immer dankbar geblieben. „Wenn ich je", sagt er noch anfangs der neunziger Jahre, „etwas Kühnes gezeigt habe in akademischen Studien, so danke ich's den vortrefflichen Lehrern Dyckmans und Wappers.... Ich hatte mir die magere Malerei der Bernerzeit gründlich abgewöhnt und fing an zu schwelgen auf der Leinwand im eigenen Atelier". Dieses Atelier, nah am Walpurgisplein — wir kennen es aus zwei Farbenskizzen — hatte er bezogen, kurz bevor die nicht gar fein beleumdete Inhaberin seiner ersten Malerherberge „mit einem malenden Individuum nach Amerika durchgegangen war". Schon am ersten Orte hatte er einen Kreis Deutscher gefunden, mit denen er sich bald befreundete. Feuerbach und Kachel sind schon genannt; von solchen, die sich später einen Namen gemacht haben, nennt er Rudolf Henneberg, den schon 1876 verstorbenen Maler der berühmten „Jagd nach dem Glück" im Berliner Museum, Wilhelm Lindenschmit den jüngern, den nachmaligen Münchner Akademiedirektor, und den kühnen, leider schon 1871 verstorbenen Romantiker Viktor Müller aus Frankfurt. In seiner zweiten Wohnung kam er mit den talentvollen Norwegern Knud Bergslie und Hendrik Helland, mit dem Illustrator und Dekorateur Ludwig Burger aus Krakau, mit Wilhelm Brügge, mit dem Holsteiner Moritz Delfs, mit Ernst Hartmann und den beiden Schweizern Paul und Theodor Deschwanden zusammen. Aber kaum je zu fröhlichen Künstlerkneipereien; sondern diese Jünglinge zeichneten mit andern aus dem „Klub der Asphalter", wie sie sich scherzhaft nannten, nachdem der Akt in der Akademie aufgehört hatte, jeden Abend bis in die späte Nacht Kopf nach Straßenmodellen, oder indem sie sich gegenseitig zum Porträt saßen. Im Basler Kunstverein liegen in einem Karton, als Geschenk des Künstlers, eine Reihe solcher Köpfe, alle in Aquarell, klein, aber außerordentlich kräftig in ihrer einfachen Zeichnung, Modellierung,

und Farbe, manche weniger direkte Porträts als gelungene Karikaturen, so ein „Baron Wappers“ von überwältigender Keckheit und Originalität. Außer den meisten der oben Genannten enthält das Album die Porträts von Boone aus Antwerpen, Aug. Brasch aus Leipzig, H. Ewers aus Wismar, Chr. Feddersen aus Kopenhagen, Goyers aus Mecheln, R. Geißler aus Breslau, E. Griebel aus Stettin, Wilh. Herbig aus Berlin, Ernst Kunde aus Berlin, August Klemme aus Hannover, Rob. Lynnen aus Aachen, J. Lanschke aus Pirna, du Mont aus Antwerpen, Moscheles aus Prag, van der Nordaa aus Dordrecht, J. Nehrkorn aus Magdeburg, Otto Rietschel aus Dresden, Schlüter aus Holstein, Baron Steef aus Antwerpen, Hendrik Valkenborg aus Amsterdam, Prof. Verschaeren aus Antwerpen, Julius Wagner aus Schleswig, Aug. Weckesser aus Winterthur und C. J. de Wys aus Amsterdam. Ein Bildnis Stückelbergs selbst, von Paul Deschwanden am 23. August 1851 in Antwerpen gezeichnet, bewahrt die Familie auf; es zeigt einen weichen Lockenkopf mit großen, sanften Augen, etwas breiter, wohlausgebildeter Nase und energischem, schön geschwungenem Mund; das längliche Kinn umrahmt ein zarter Jünglingsbart; der offene Halskragen wird von einer nachlässig geschlungenen, großen seidenen Binde zusammengehalten. Außer von Deschwanden ist er damals (1851) auch von K. Bergslie, L. Burger, E. Hartmann, H. Helland, Jean Lederer und J. Wagner gezeichnet oder gemalt worden. — Die feine Jünglingsgestalt Stückelbergs war in Antwerpen gerne gesehen. Es öffneten sich ihm gastliche Häuser, so dasjenige des feinsinnigen Bibliophilen Sebastian Spörlein aus Mülhausen, des Pfarrers der deutschen Gemeinde, dessen Witwe später in Basel ausgelebt hat, das des Bankiers Lynnen, das einer Familie König und das einer Familie Ronsdorf. Einmal besuchte ihn sein Freund Prof. J. J. Bernoulli aus Basel. Damals entstand ein Porträt, das der Maler dann viele Jahre später dem treuen Lebensgenossen zum

siebzigsten Geburtstage geschenkt hat. Im Jahre 1851 kam auch Bruder Emanuel, der Pfarrer, nach Antwerpen, und die beiden machten eine Reise nach London zur Weltausstellung. Die Erinnerung an diesen Abstecher ist aber bald verblaßt.

Außer an den Akademiestudien und an den Abendporträts hat Stückelberg in Antwerpen auch im Freien gemalt. Es finden sich ein paar Mal Blicke aus seinem Fenster auf die Nachbarhäuser, auf die Schelde u. s. w., wenig mehr als Farbenstudien. Auch die Weiber und Kinder der Straße, einmal eine Gesellschaft Kartenspieler, ein andermal den 87jährigen Orgeltreter Schröder von der deutschen Kirche in Antwerpen, dann wieder Pferde und Kühe, ferner Landschaften, die in den Formen wie in den Farben sehr schlicht sind, hat er gezeichnet und gemalt. Sodann hat ihm, wohl von seiner Baulehrlingszeit her, Architektur immer zugesagt; so liegen unter den in Antwerpen gemalten größeren Sachen auch eine Kirchenruine, das Waterhuis, die Kathedrale von Mecheln, ein Bauernhaus u. a. — Auch ein ganzes ausgeführtes Gemälde ist in jener Zeit entstanden: „Der Prophet Elias führt der Witwe von Zarpath ihren vom Tod erweckten Sohn zu". Es hängt im Basler Museum, ist ganz in der Antwerpner Größe empfunden, gewaltig in den Muskeln der Figuren, einfach in der Komposition, farbig allerdings nicht ganz so leuchtend wie die gleichzeitigen Studien im Basler Kunstverein, sondern mehr nur stark auf die Gegensätze von Licht und Schatten hin gearbeitet. Auch die Innerlichkeit der Gestalten läßt noch zu wünschen übrig; aber als Ganzes ist es von schöner Geschlossenheit, und trotz seinem Pathos läßt es nicht gleichgiltig. Eine schöne Licht- und Schattenstudie zum Kopf der Witwe befindet sich in des Künstlers Nachlaß.

Alles, was Stückelberg in Antwerpen gemalt hat, zeigt den Zug ins Große. Er hat ihn nie mehr verloren. Seine Männer stehen da mit Wucht und Kraft. Darum geht von den Antwerpner Figuren aus, was äußere Auffassung betrifft, eine

gerade Linie zu den markigen Gestalten der Tellskapelle, und es ist wohl kein Zufall, daß in der Mappe, welche die Studien zu den Tellenfresken enthält, zwischen den Blättern aus den Jahren 1878 und 1879 einige der meisterlichen Bleistift-Akte aus der Antwerpner Zeit liegen. Allerdings stammt aus Antwerpen auch manches Überkecke, bloß Bravourmäßige. Ernsthafte Durchbildung der Form und — wie schon gesagt — Innerlichkeit mangelt dann und wann, namentlich in den farbigen Sachen, die vielfach ohne Zeichnung, gerade nur aus der Farbe heraus modelliert erscheinen. Er empfand das wohl und mochte ähnlich für sich fürchten, wie schon Dietler für ihn gefürchtet hatte: „Die Brücke zwischen dem Handwerklichen und meiner Anforderung an das Kunstwerk war noch lange nicht gebaut.“ Das kam ihm besonders zum Bewußtsein, als er einmal eine größere Anzahl französischer Bilder sah. Diese zeigten in mancher Hinsicht solidere Arbeit, als man sie in Belgien machte, und Stückelberg gelangte zu derselben Überlegung, die so viele seiner Antwerpner Genossen nach Paris trieb: „Ich könnte in der französischen Kapitale weiterstudieren, und mit dem Flotten auch das Sichere gewinnen“.

Er ging also nach Paris. Sein Lehrer Wappers hatte ihn an Leon Cogniet empfohlen, bei dem damals, wie bei Thomas Couture, die Schüler, namentlich Deutsche, scharenweise sich einfanden, weil es hieß, bei ihm könne man das Handwerkliche am besten lernen. Stückelberg hielt sich aber von der französischen Schulmalerei fern. Warum? „Ich hatte in Antwerpen bei deutschen Künstlern gute Sachen von Rethel und Schwind gesehen, und einmal Heimweh, das andere Mal ein Zug auf deutschen Boden ließen mich in Paris nicht zur Ruhe kommen“. Er fand zwar alte Freunde wieder, die Deschwanden, Weckesser, Feuerbach, sowie die Dresdener Th. Thieme und O. Rietschel; auch neue kamen hinzu, der Basler Kupferstecher Friedrich Weber und der Düsseldorfer Ludwig Knaus; aber

das deutsch-schweizerische Heimweh, auch wohl die Thatsache, daß er in Paris keinen Familienanschluß fand, wie ihn in Antwerpen etwa das Haus Spörlein dem jungen Fremdling geboten hatte, trieben ihn vom großen Haufen und von den Malschulen weg — in den Louvre. Dort fand er nun Meister genug, bei denen sich etwas lernen und „zu dem Flotten das Sichere gewinnen" ließ. Zunächst Velasquez, von dem er gleich das Infantinnenporträt „Marguerita" kopierte; ebenso traten Paul Veronese, Correggio, Van Dyck und Rembrandt ihm nahe und er schuf auch nach ihnen einige heute im Erimannshof aufbewahrte Kopien, die sich, was Eindringen in den Geist der alten Meister und Sicherheit des malerischen Vortrags betrifft, getrost den besten Lenbach-Kopien bei Schack in München an die Seite stellen dürfen.

Aber er war innerlich nicht zufrieden; auch die politischen Verhältnisse — er war mitten in die Wirren des Staatsstreiches hineingekommen — und die Langeweile der Abende, die er einsam mit einem Freunde beim Schachspiel verbrachte, gefielen ihm nicht; ja er wurde ganz schwermütig, und eines Tages trieb ihn diese Schwermut nach Hause.

Er sah, zur Freude der Seinen, gut aus und fand auch bald sein seelisches Gleichgewicht wieder, als er, mit Pinsel und Farbe bewaffnet, in die Umgebung von Basel zog und dort seine alte Freundin, die Natur, wiederfand. Es entstanden da z. B. Ansichten mit dem Waisenhaus, mit dem Stachelschützenhaus u. a.; auch ein Schloß Tierstein und eine Ansicht des Hohentwiel, der dem trauten Pfarrhaus in Buch so nahe war, stammen von damals. Völlig neu geboren aber fühlte er sich, als er gar eine eigentliche Studienreise durchs Wallis, über den Simplon, nach Mailand, dann durchs Veltlin und das Tirol machen durfte. Zum ersten Mal ein Blick nach Italien! Dann die Stille und Größe des Hochgebirges: „Wie wohl tat mir", ruft er noch vierzig Jahre später aus, „nach

dem Dunst der Weltstadt die reine Gebirgsluft!" Auf dieser Reise sind ein paar prächtige Studien, eigentliche Gemälde aus dem Wallis, entstanden, so eine Ansicht von Stalden, eine von Fee, und, von ganz besonderem Interesse, eine originelle Loggienpartie aus dem Schlosse des Grafen Stockalper in Brieg, bei dem er aufs Gastlichste aufgenommen worden war. Diese Dinge sind noch alle in der rein malenden, wenig oder nicht zeichnenden, fast pointillierenden Antwerpner Art gegeben. Alles faßte er noch so groß auf, wie er es bei seinen überkühnen belgischen Meistern gelernt hatte. Wenn er sich dann aber besann: „Wohin mit dieser Größe? Die heimischen Wände, für die du schließlich Bilder malen sollst, sind viel zu klein dafür", da mußte er sich sagen: „Mit dem Flotten und Sichern ist's nicht getan; ich muß Kleinmalen lernen!" Und er entschloß sich, zu einem Kleinmaler par excellence, zu Schwind nach München, zu gehen.

Es war Herbst 1850, als Stückelberg nach München kam. Enttäuschung. Er hatte Moritz von Schwind aus Zeichnungen kennen gelernt und ihn sofort, wie wir wissen, hochgeschätzt. Als er aber Schwinds Farben sah, da merkte er, daß sein Begriff von Malenkönnen sich mit dem Schwind'schen nicht decke und er fürchtete fast, daß er auch nicht einmal „kleinmalen" bei ihm werde lernen können. Vor Kaulbachs Bildern ging es ihm ähnlich. Er trat aber doch in die Akademie ein. „Ich war noch Schüler der sogenannten Antikenklasse", erzählt Stückelbergs damaliger Kollege und späterer Basler Freund J. B. Weißbrod, „als ein junger stattlicher Mann dort erschien und den Theseustorso in einer solch vollendeten Technik zu zeichnen begann, daß er von uns allen angestaunt und beneidet wurde." Nach einer weiteren Probezeichnung wurde er in die Schwind'sche Komponierklasse aufgenommen. Als er Schwind und Kaulbach seine akademischen Studien und wilden Farbenschwelgereien zeigte, da nannte ihn Schwind einen gemachten Mann, und Kaul-

bach, weniger selbstlos, doch richtiger, meinte, die Münchner könnten von ihm lernen, er aber auch von den Münchnern. Hätte er nur mehr Selbstvertrauen besessen, so würde er beiden den Rücken gekehrt und gleich auf eigene Faust weitergemalt haben. Talent und Persönlichkeit wären wohl stark genug gewesen. „Aber, o Ironie des Schicksals; ich ging doch zu Schwind, um mir wenigstens die schwarzen Deifels", wie die Münchner die flott auf Kontraste hin gemalten Antwerpnerfiguren nannten, „abzugewöhnen". Schwind war persönlich meist abwesend; er malte auf der Wartburg. Dennoch hat Stückelberg auf der Akademie ein wenig schwindisch gezeichnet: In einem der Münchner Skizzenbücher ist ein Engel mit einer Harfe, sind auch Kinder durchaus in Schwinds liebenswürdig und poetisch feiner, sauberer und sorgfältiger Art gezeichnet; auch nach altdeutschen Bildern hat Stückelberg damals einiges mit dem Bleistift kopiert. Dann aber folgte er seinem eigenen Ingenium und begann einen „Melchtal, der zu seinem blinden Vater heimkehrt". Das Bild, zu dem sich in Stückelbergs Skizzenalben viele Entwürfe finden, ist heute noch im Besitze der Familie des Künstlers; er hatte es seiner Mutter geschenkt, und so ist es wieder zu ihm gelangt. Wir werden weiter unten ein kompetentes Urteil über das Werk vernehmen. Im Münchner Schwind-Atelier, wo er es malte, erregte es Schaudern vor der Kühnheit des Wurfes und der Ausführung; der persönlich so sanfte Schweizermaler erschien den Braven und Zahmen wie ein Wilder in den Gefilden des Wohlanstandes: „Mancher junge Heiligenmaler und Kupferstecher" unter den „entgeisternden Mitmalern", wie er die damalige akademische Kollegenschaft nennt, „bekreuzigte sich davor". War es wirklich so schauerlich? Mußte der Künstler, angesichts so unzweideutiger Ablehnung, irr an seinem Talente werden? „Verzweiflungsvoll", sagt er, „flüchtete ich mich in ein von mir gemietetes Atelier in der Karlstraße, hegte ein in einer Künstlerverlosung gewonnenes Meerschweinchen,

vertraute demselben all meinen Schmerz und mein Leid und malte die Stauffacherin und ein halbes Dutzend kleine Bilder mit Not und Pein."

Aber ganz verzweifelt ist er doch nicht; im Gegenteil, er malte im neuen Atelier, während des ärgsten Wütens der Cholera, da in München alles floh, „ganz ruhig und einsamlichst" den „Melchtal" zu Ende und ging dann mit neuem Mut an die Stauffacherin, also an eine neue ähnliche Arbeit. Auch die Vertraulichkeit mit dem kleinen Stubentier weist nicht auf böse Gedanken hin, sondern läßt uns auf eine Art von stillem Humor schließen, wenn auch ebenso gewiß innere „Not und Pein" ihn zu Zeiten gründlich werden heimgesucht haben. Auch zum Stauffacherin-Bild existieren, wie zum Melchtal, Skizzen und eine leuchtend lebendige Farbenstudie; das ausgeführte Bild gehört der Eidgenossenschaft und hängt im Bundesrathause zu Bern. Es ist eine Komposition voll Schwung und Innigkeit, nicht nur „ein" Stauffacherinbild, sondern „das" Stauffacherinbild: So, gerade nur so, wie Ernst Stückelberg die wackere Frau und ihren niedergeschlagenen Gatten gemalt hat, stellt sich das Schweizervolk seine edelste Heldin vor, und noch als Max Leu, der unlängst verstorbene talentvolle Schweizer-Bildhauer, eine Stauffacherin zu modellieren hatte, ist er im Entwurfe von Stückelbergs Auffassung nicht, von dessen Anordnung: Mann, Frau, Kind als Dreieckkomposition kaum merklich abgewichen. Unter dem „halben Dutzend kleiner Bilder" findet sich die Studie einer Falknerin im mittelalterlichen Kostüm, heute Besitz des Basler Museums. Aber nicht nur mit diesen Ölbildern hat er sich beschäftigt. Als die Cholera erloschen war, ging er auch hinaus in die Stadt und aufs Land und zeichnete da, wie er es immer so gerne getan hatte, was ihm gefiel: die charakteristischen Typen der Straße, Männer, Frauen, Kinder. Auch Landschaftsstudien aus jener Zeit finden sich. Das meiste aber sind Schweizersachen, die Bezug haben

auf seine größeren Bilder; so finden sich eine schweizerische Mutter mit Kind, eine sitzende, die Hand zum Schwur erhebende Helvetia, Schweizerbauern u. s. w. Von seiner Liebe zu Tieren ist schon die Rede gewesen; er hat auch sie gezeichnet, wo sie ihm vor Augen kamen: Pferde, Schweine u. s. w. Nicht immer blieb er in München und seiner Umgebung selbst. Aus einem Briefe Ferdinand Winters, namentlich aber aus einer Serie von Ölstudien wissen wir von einem Ausflug ins Tirol; diese Studien sind bedeutend solider gemacht, als die Bilder von seiner letzten Reise. Wir finden Landschaften und Figuren aus dem Inn-, dem Ziller- und dem Tuxertal, alle groß, lebendig, in der Farbe von edler Kraft, diesmal auch zeichnerisch durchgebildet. Wenn er also das Münchnerische „Kleinmalen" oft — auch später noch — verwünscht hat: die energische, genaue, solide Zeichnung hat ihm die Schwind-Schule doch gegeben.

Seine ausgeführten Bilder „Krethi und Plethi" sandte er dann nach der Schweiz: „Ich mußte doch zeigen, daß ich nicht vergebens in München gewesen sei".

Über das Hauptwerk, den „Melchtal", erbat er sich ein Urteil von seinem Berater Jakob Burckhardt. Dieser schrieb ihm am 13. März 1855 nach München. „. . . Heute sah ich Ihr glücklich angelangtes Bild. Wenn Ihnen mein schwaches Urteil von einigem Werte ist, so will ich Ihnen dasselbe hiemit franchement mitteilen; Ihnen bleibt das Recht, über mein Urteil zu urteilen.

Der große Hauptgriff scheint mir herrlich gelungen; der Moment ist der wahre, hochbedeutende, nicht zu früh noch zu spät, nicht zu heftig noch zu matt; in Melchtal ist die hereinstürmende Heimkehr vortrefflich lebendig zur Erscheinung gebracht; die Art, wie das Ereignis sich in dem scheuen Kinde rechts spiegelt, ist ein aparter Meisterzug. Die Charaktere der Köpfe sind unvergleichlich, die Gruppe prächtig, lebensvoll gebaut und in den Linien schön; die Verteilung der Lichter sehr geschickt.

In der Behandlung des Einzelnen streiten sich zwei Geister, die wohl erst im Süden ihre Versöhnung feiern werden.

Ich sehe recht wohl, wie viel Sie bei Schwind gelernt haben; in Antwerpen komponiert man keine solchen Gruppen. Aber die beiden Paletten streiten sich, selbst um Melchtals Kleidung, die zum Teil ganz nobel-wirklich, zum Teil aber bloße Ölfarbe ist. Die beiden Blau an seinen Strümpfen und an der Schürze des Kindes sind schon an sich nicht ganz harmonisch zum Ensemble. So ist nun durch das ganze Bild das Meiste zwar schön und weich in Luft und Licht, einiges aber beinahe hart. Wer das Auge mit so gemalten Köpfen, mit einer solchen Meisterschaft des Haupttons, mit so vielen wahren und schönen Partien verwöhnt, der muß sich nicht wundern, wenn man die Ausnahmen bemerkt. — Die Gruppe vor der Tür ist in den Formen etwas nachlässig; selbst die fernste Ferne hat ein Recht auf schöne, wenn auch leise Zeichnung. Das ist noch ein Rest von Antwerpen?

Immerhin muß das Bild auch in Paris durch seine großen Eigenschaften die Blicke auf sich ziehen. Ich glaube Sie dürfen, was schweizerische Konkurrenten betrifft, vollkommen getrost sein. . . ."

Alles außer dem „Melchtal" wurde verkauft, „und ich kam", berichtet der Maler bescheiden von sich selbst, „zu einer Reputation, die mich demütig machte, wenn ich vor mir selber bestehen wollte".

Nun hatte er das erste selbstverdiente Geld in der Tasche. Nun auf nach Italien!

Doch vorher noch ein Wort von seinem Umgang in der Isarstadt. Dann und wann suchte er nämlich doch auch Kollegen auf und trat sogar in den Verein „Jung München" ein, dem schon einige Schweizer Landsleute angehörten und der, bei Gesang und Becherfreuden, eine schöne Geselligkeit pflegte. Ein Blatt aus Stückelbergs Nachlaß nennt als

„Freunde aus der Jungmünchnerzeit" den Kupferstecher Joh. Burger von Burg (Aargau), J. B. Weißbrod, den spätern Professor Andreas Müller, Ed. Schwoiser, den Lieblingsmaler Ludwigs II, Heinrich Spieß, Wilhelm Busch, den großen Meister der Karikatur, Konrad von Knoll, Theodor Pixis, Fritz Schwörer, Julius Rottermund, Michael Heil, D. Jakšie aus Serbien und August Klemme, den Antwerpner Freund; dazu kamen noch Johann Reimers aus St. Petersburg und Ferdinand Winter aus Breslau, mit denen er besonders intim verkehrte. Mehrere von diesen Freunden hat er gezeichnet oder gemalt. Die Porträts liegen in dem schon genannten Album des Basler Kunstvereins; außerdem befinden sich dort die 1853/54 entstandenen Bildnisse von Paul Barfuß, Seb. Buff aus Trogen, J. Ernst aus Winterthur, Heier aus Eisfeld, Prof. W. v. Kaulbach, Gustav König aus Koburg, F. von Lenbach, C. A. Schmidt von Verden, G. Striebel aus München, Engelbert Seibertz aus Westfalen und C. F. Volkers aus Birkenfeld. Am 17. Februar 1856 hielt er die ganze „Jungmünchner"-Gesellschaft bei fröhlicher Kneiperei in einer Skizze fest. — Auch der edlen Basler Künstlerin Frl. Emilie Linder tut er Erwähnung; er hat sie mehrfach gesehen und mit Vergnügen dann und wann an ihren von Philosophen und Malern besuchten Donnerstagsdiners teilgenommen.

Als er drei Jahre vorher direkt von Paris nach dem Süden hatte gehen wollen, hatte „man ihn noch zu unreif für jene Herrlichkeit gehalten" und hatte ihn zum „Kleinmalen" nach München geschickt. Jetzt aber riet ihm Burckhardt, auf die vollgültige Talentprobe des „Melchtal" hin, dringend die Reise nach Italien an, d. h. Stückelberg erhielt einen zweiten, vom 2. April 1855 datierten Brief Burckhardts, dem er für seine offenherzige Beurteilung des „Melchtal" mit einem Studienköpfchen gedankt hatte: „... Ihr herrliches Geschenk hat mich gefreut und beschämt in gleich hohem Grade. Ich

habe eine angeborene Abneigung gegen die Annahme von Geschenken, weil ich weiß, wie schwer und selten die Gelegenheit sich findet, dankbar zu sein, und außerdem weil ich das Gefühl habe, daß mein Lebenlang mein irdisches Gepäck nahe zusammen gehen und transportabel sein muß. Diesmal aber glaube ich Ihnen eine Freude zu machen, wenn ich offen und mit herzlicher Freude annehme. Einen Kopf wie diesen weist nur ein Barbar zurück. Ich sehe Sie hier auf dem ganz großen und wahren Wege; die Meisterschaft der erworbenen Kunstmittel dient nicht (wie bei namhaften modernen Franzosen und Belgiern) einer rohen, gewaltsamen oder süßlichen Empfindung, sondern sie hilft das Schön-Charakteristische verherrlichen. Dieses ist die wirkliche Andacht eines lieben kleinen Kindes; das Stylisieren haben Sie nach Kräften verborgen, die Linie des Affektes, wie er sich zu diesem Charakter schickt, um keines Haares Breite überschritten. Andere hätten Inbrunst und Ochsenaugen gemalt. Sodann habe ich noch mein apartes Privatvergnügen an den vielen Hexenstücken des Pinsels, an den Lasuren im Halbschatten des Bäckleins, an der Sicherheit des Modellierens mit lauter Licht, an der majestätisch breiten Behandlung des Ganzen, vorzüglich an der Furchtlosigkeit in der Darstellung des ‚Hooräules'. Nehmen Sie meinen allerbesten Dank.

Wiederum auf Melchtal zu kommen, so seien Sie getrost; Sie haben das Richtige auch im Kostüm getroffen. Ich glaube, daß das Gewand des Vaters viel besser mit dem Kleid des Sohnes zusammengeht, als ein Hirtenkleid mit nackten Knien hätte tun können. Und was vollends die Tierfelle betrifft, so gehört dies in das Kapitel der massiven Kaulbach'schen Symbolik, welche gar nichts Historisches mehr unmittelbar und naiv geben kann, und es dann doch im einzelnen mit dem wahrhaften Durchempfinden nicht ganz genau nimmt. Ihr Bild ist als Ganzes durchaus zwingend und trefflich und würde auch im bloßen Contour schon trefflich sein; schon da wäre der herein-

stürmende Verbannte ein Blitzstrahl, und die Schönheit der Gruppe als solcher würde Jedem klar sein. Das kleine Mädchen rechts (in welchem ich die angenehmste Verwandtschaft mit dem meinigen zu erkennen glaube) ist gar keine bloße Genrefigur, sondern einer jener sehr notwendigen halbneutralen Bestandteile jeder Gruppe des Affektes. Horace Vernet, der vielleicht mehr Leidenschaft in Aktivität gesehen hat als 100 andere Maler zusammengerechnet, versäumt es nicht, solche Gestalten in seine Gruppen zu verschmelzen; ich erinnere mich immer mit Bewunderung seiner ‚Aufsuchung der Leiche König Haralds', wo der junge Mönch wie ein ‚Tschooli' das Tuch von dem Erschlagenen emporhält und der verzweifelnd darüber stürzenden Edgitha zusieht.

Nun meine alte Predigt: Sie sind hochreif für Italien. An den alten Venezianern, zu welchen ich Paolo Veronese nicht mehr rechne, wird Sie bald noch Anderes interessieren als Farbenharmonie und Formenschönheit; es ist noch etwas von der Wonne einer idealen Existenz in ihnen, wozu Sie den Schlüssel freilich erst finden werden, wenn sie die andern großen Italiener der Zeit, zumal Rafael, kennen lernen. — Es ist mir ein recht schmerzlicher Gedanke, lieber Freund, wenn ich auch Sie Ihr Leben der transportabeln Kunst unseres zur Miete wohnenden europäischen Privatluxus muß widmen sehen. Wenn Sie mit Ihrem Lebensgefühl in die monumentale Malerei hineinfahren könnten, das wäre herrlich. Der Erste, welcher — nicht eine Disputa oder Schule von Athen malt — sondern nur ganz beziehungslose, dekorative Figuren und Szenen auf eine architektonisch-schön verteilte Mauerfläche mit vollkommenem Lebensgefühl malt, wird die Welt in Erstaunen setzen. Ist denn so gar keine süße Nachmittagsstimmung mehr in den Leuten unseres Jahrhunderts? Ich male mir selber im Kopf bisweilen ein gewölbtes Zimmer aus, auf den Fall, daß ich Millionär werden sollte. Da zieht Apoll oben durch die Lüfte mit seinen vier Sonnenhengsten, und unten ist ein dichtes Laubdach von Lorbeer-

stämmen mit goldenen Rebblättern durchflochten, an welchen die Amorine von amethystenen Trauben naschen; unten sitzt ein Liebespaar; und noch weiter an einem Sockel spielen ein paar allerliebste schwarz- und graue Katzen mit einer Sanduhr, welche dabei ganz konfus wird und die Stunde nicht mehr weiß. U. s. w.

Wir lachen jetzt über die Allegorien ... aber wie gut könnte unsere Kunst ein freies Element von ähnlicher Art brauchen, nur als Träger schöner Stimmungen und Formen. . . ."

Wie vortrefflich verstehen sich hier Kunsthistoriker und Künstler; der eine öffnet dem andern sein Herz, und Stückelberg hat dafür Burckhardts herrliche Worte sich so eingeprägt, daß er noch in seiner Selbstbiographie fast mit den Worten des Freundes und Führers sagt: „Einen Cyklus von Darstellungen aus dem Volksleben an die Wände einer römischen Villa zu malen, mächtig im Wurf und nicht zu klein, recht aus der Natur herausgeträumt, realistisch, das wäre mir schönste Aufgabe gewesen". Am schmeichelhaftesten aber ist das unbedingte Zutrauen, das Burckhardt zu des jungen Mannes künstlerischem Vermögen hat. So verheißungsvoll sind nicht manche von Stückelbergs Zeitgenossen zum Beginn ihrer Laufbahn begrüßt worden.

Der Abschied von München wurde ihm nicht sehr schwer. Künstlerisch glaubte er ja nichts gewonnen zu haben, und seine besten Freunde, Johann Reimers aus St. Petersburg (später Direktor der dortigen Akademie) und F. Winter, mit denen er manchen Abend lang Domino gespielt hatte, waren schon vor ihm nach Italien gereist. — Übrigens hatte sich auch die Heimat immer seiner erinnert. Freunde besuchten ihn, so einmal sein Jugendgespiele Eduard Hagenbach, den er damals schnell zeichnete und der ihm einen jungen Mann zuführte, mit dem ihn später lebenslange innige Freundschaft verbinden sollte: Melchior Römer aus Zürich.

Stückelberg kam also nach Basel; ein schwerer Typhus, den er in München durchgemacht hatte, hatte ihm die gesunde Farbe

ein wenig genommen. In der Heimat erwartete ihn freudige Anerkennung. Erstlich errang seine „Stauffacherin“ auf der Berner Industrie-Ausstellung die silberne Medaille. Zweitens bekam er sofort schöne Porträtaufträge: Er mußte Herrn L. Forcart-Respinger, den Schwiegervater seines Vetters, des Ratsherrn J. J. Im Hof, malen. Das Bild hat in der Stückelberg-Ausstellung von 1901 gehangen und durfte sich dort wohl sehen lassen. Es ist kräftig und groß aufgefaßt, mit Sicherheit ins Charakteristische hinein vertieft und in der Farbe von edler, gedämpfter Kraft. Noch sind einige Akzidenzien beigegeben, die der Zeitgeschmack damals liebte: ein Kruzifix, ein Schädel und ein Blumenglas, Dinge, die Stückelberg später als ablenkend weggelassen haben würde. Viel farbiger und klarer als dieses erste ist ein zweites Porträt, das die drei Kinder der Familie Bischoff-Fürstenberger darstellt. Sie hatte das Bild bei dem Porträtisten Jakob Ziegler aus Solothurn bestellt. Dieser hatte auch bereits eine Skizze entworfen und das Gemälde angefangen; da starb er in Arlesheim (1856), und der Auftrag wurde, nach Zieglers Wunsch, Stückelberg gegeben. Er hat ihn — auf Grund des Ziegler'schen Entwurfes — vorzüglich ausgeführt: Noch heute leuchtet das Bild in der Wärme seiner Töne, die etwa diejenigen des „Melchtal“ sind; und in der Kraft seiner Plastik, sowie im Flusse seiner Linien ist es von eigentlichem Zauber. Das glückliche Gelingen dieser nicht leichten Aufgabe brachte ihm einen weitern Auftrag aus derselben Familie: drei Kinder VonderMühll-Fürstenberger zu malen. Er hat sie in eine Parklandschaft gestellt, aus deren Baumhintergrund die Eltern hervortreten. Die drei Bilder durften als echte Kunstwerke angesehen werden. Basel hatte sich des jungen Malers nicht zu schämen.

Sodann wandte sich die „Kommission zu den Glasgemälden des Münsters“ an ihn, um die Skizze zu dem einen Fassadenfenster zu erlangen, das Heinrich II und dessen Ge-

mahlin Kunigunde von Luxemburg darstellen sollte. Stückelberg lieferte — allerdings erst zu Anfang April 1857 aus Florenz — lebensgroße Cartons nebst einem kleinen Gemälde in Öl, „um die Farben besser darstellen zu können“. Die Kommission setzte einiges aus, echt Kommissiönliches: Ob es nicht besser wäre, wenn nur der Kaiser die Kirche trüge; ob nicht die Nase der Kaiserin oben zu breit sei u. dergl. Schließlich aber wurde der Carton, zu dem sich unter Stückelbergs Croquis eine reizende kleine Farbenskizze befindet, ausgeführt. Der Glasmaler hat ein wenig versüßlicht und verflacht; aber das Bild wird trotzdem als ein gutes Beispiel moderner Glasmalerei zu betrachten sein.*) Ob ein Aquarellporträt Jakob Burckhardts, das bei den Skizzen liegt, aus jener kurzen Zeit zwischen München und Italien stammt, ist nicht sicher; es zeigt den Gelehrten im Profil, ist ein dreiviertel lebensgroßes Kopfbild, kräftig in der Farbe, aber nicht von tiefer Durchbildung, vielleicht aus dem Gedächtnis gemalt.

Noch sah er sich ein bißchen wieder in der weiteren Heimat um: Ein Skizzenbuch aus dem Jahre 1856 enthält Bleistiftstudien aus Arlesheim und Zofingen. Dann aber reiste er, dasselbe Büchlein zum Festhalten flüchtiger Eindrücke in der Tasche, nach Jakob Burckhardts gelobtem Lande, nach Italien.

*) Das Pendant dazu „Ökolampad und Meyer“ stammt von Albert Landerer.

III.

Es beginnt Stückelbergs glücklichste Periode: „Schritt für Schritt wurde mir in Italien klar, ich finde hier meine Natur, mein künstlerisches Glück wieder". Und Schritt für Schritt läßt sich nun sein Eindringen in italienisches Gebiet und Wesen und läßt sich die selbständige, eigenartige Entwicklung verfolgen, die Stückelbergs Kunst unter südlicher Sonne durchgemacht hat. Aus diesen gesegneten Jahren liegt nämlich eine fast unübersehbare Fülle von Studienmaterial in des Künstlers Atelier. Er hat es sorgsam gehütet und hat es nur den Intimsten und auch diesen nur selten gezeigt. Wer es aber kannte, der war davon entzückt, und auch der Verfasser dieses Essays hält die Morgen- und Nachmittagsstunden, in denen ihm die Güte der Familie Stückelberg diese Schätze eröffnet hat, für ganz besonders beglückte: Es waren ihm da Blicke in einen Reichtum von Schönheit gegönnt, wie sie nur zur Ausnahme dem Kunstfreunde zuteil werden. An der Hand dieser Skizzenbücher, deren beste, sieben Bände, der Maler solid hat binden lassen, sowie an Hand der gemalten Studien läßt sich nun erkennen, wie Stückelberg das Land seiner Jugendträume nach und nach als ein tatsächliches entdeckt hat.

Jedenfalls hatte er sich zu seiner Reise im 1855 erstmals erschienenen „Cicerone" Burckhardts orientiert; denn am Anfang sieht er in Italien fast nur das, was der Kunstfreund und Kenner sucht und sieht, und geht — ganz in Burckhardt'schem Sinne — zunächst der Architektur nach. Er scheint über den Brenner gereist zu sein; denn eine erste Station im Skizzenbuch ist Verona; dann kommt Venedig. In beiden Städten zeichnete er nur Architektonisches; die beim Oheim Berry seinerzeit erlangte Übung — wenn sie auch nur erst eine solche im Sehen der Gebäude und ihrer Teile gewesen sein dürfte —

mag ihm da zum saubern und klaren Festhalten von Kirchen, Palastfassaden u. s. w. recht sehr geholfen haben. In Mantua trat ihm — eine kleine Skizze beweist das — der Geist Andreas Hofers nahe. Dann ging es weiter nach Modena und Bologna; überall skizzierte er. Aber er sieht nicht über das architektonisch Interessante hinaus in das landschaftlich Neue und Interessante hinein, sondern er zeichnet außer Palästen die an Straßenecken Bolognas frei auf Säulen stehenden Gräber. Nur ganz vorübergehend nahm er einmal einen landschaftlichen Eindruck auf, wenn etwa auf der Reise von Bologna nach Florenz die Linien des Apennin gar zu verlockend sich in die Herbstluft zeichneten. — Jakob Burckhardt hatte ihm geraten, direkt nach Rom zu gehen. Als er aber Florenz sah, hielt es ihn und seinen Münchner Freund Johann Burger fünf Monate, d. h. den ganzen Winter hindurch, fest. Er mietete sich im Palazzo Strozzino ein und begann von da seine täglichen Reisen nach architektonisch Merkwürdigem und diesmal, da die Zeit es erlaubte, auch nach Kopien-Ausbeute. Sein Florentiner Skizzenbuch ist voll von Architektur und von Zeichnungen nach allen möglichen Malern: Cimabue, Giotto, Giottino, den Gaddi, Orcagna, Fra Angelico da Fiesole, Paolo Ucello, Masaccio, Benozzo Gozzoli, Cosimo Rosselli, den beiden Ghirlandajo, Sandro Botticelli, Franciabigio. Diese fand er in den berühmten Kirchen: Santa Croce, S. Maria Novella, Ognissanti, San Ambrogio, Santo Spirito, San Lorenzo, S. Maria del Carmine, in der Badia und in Fiesole. Besonders zogen ihn die Darstellungen aus dem Leben des heiligen Franz an, die Domenico Ghirlandajo in der Cappella de' Sassetti in S. Trinità gemalt hat; auch eine prächtige Architekturaufnahme vom Innern dieser Sassetti-Kapelle findet sich unter den Florentiner Skizzen. Es sind also hauptsächlich die alten Fresken, die ihn zum tieferen Studium reizten. Sie interessierten ihn durch ihre klare Komposition und — wie die genauen Beischriften erkennen lassen — durch

ihre so unerreicht edle Farbenharmonie. Sodann hat sich der junge Künstler aus diesen Cyklen eine intime Kenntnis des Kostüms angeeignet. Aber nicht nur in Kirchen, sondern auch in den Uffizien hat Stückelberg fleißig gezeichnet und hier nun natürlich nicht nur Gewänder. Leonardo da Vinci, Lorenzo di Credi, Raffaellino del Garbo, Giorgione, Tizian, Allori, auch Holbein und Quentin Massys fesselten ihn da; das Selbstporträt Masaccios in den Uffizien, ebenso dasjenige Holbeins, hat er sorgfältig abgezeichnet. Daneben interessierte ihn die Skulptur; er hat z. B. Werke von Mino da Fiesole skizziert; auch einzelne Ornamente, Fensterbögen u. s. w. setzte sein unermüdlicher Stift ins Skizzenbuch.

Endlich entdeckte er auch einen weiteren Teil von Italien, die Landschaft. Wenn er aus seinem Fenster sah, so fiel sein Blick in einen Garten, einen jener Florentinergärten, die nicht sehr gepflegt sind, die aber mit ihren paar Cypressen und ihren paar Architekturstücken, ihrem bischen Grün und ihrer Verwahrlosung den Eindruck einer eigenartig melancholischen Größe machen. Begab er sich in den Garten selbst, so lehnte aus einem der Fenster seines Palazzetto Strozzi ein liebliches Kind. Beides hat er mit Sorgfalt gezeichnet: den melancholischen Garten und das Kinderköpfchen am Fenster. Dann ging er in den Giardino Boboli mit seinen Cypressenalleen und entdeckte auch da ein Stück italienischer Welt außer den Kirchen, Palästen und alten Meistern. An Porta Romana hielt er die prächtige Landschaft mit Pappeln und Birken fest; aus einem Fenster der Uffizien erhaschte er mit sicherem Stift einen „Blick auf San Miniato", dessen leuchtende Marmorfassade ihn dann zu sich hinauflockte. Schon an der Porta San Miniato zeichnete er ein Stück Landschaft an der Stadtmauer. Droben fiel ihm ein Mönch in die Augen; auch der mußte schnell ins Skizzenbuch. So sieht er in der Landschaft auch den Menschen, und er ging ihm immer mehr und lieber nach, zeichnete Volks-

typen, einmal sogar das ganze bewegte Leben an der Loggia dei Lanzi. Natürlich ist auch Fiesole als Landschaft erfaßt worden, ebenso Bello Sguardo, die himmlisch gelegene Villa am Fuße des Monte Oliveto. Sodann hat er die Certosa im Val d'Ema, das stille Kloster mit seinen lauschigen Winkeln, in denen schweigende Mönche sitzen, mehrmals gezeichnet. Farbiges hat er in Florenz nicht geschaffen: Die Eindrücke drängten sich zu ungestüm, als daß er zu ruhigerem Arbeiten hätte kommen können.

Im Vorfrühling 1857 machte er noch schnell — nach Ausweis einer Skizze — den Karneval mit; dann reiste er von Florenz weg, nachdem er Prato und Pistoja besucht und dort den Dom, hier, in San Andrea, die Kanzel des Giovanni Pisano abgezeichnet hatte. Auch auf seiner Weiterreise über Lucca und Pisa stehen in seinen Skizzenbüchern die Architektur und die Bilder der alten Meister noch im Vordergrunde. Bei Livorno aber sieht er dann das Meer, und sofort hält seine geschickte Hand diesen ganz neuen Eindruck fest. Er scheint die Absicht gehabt zu haben, zu Schiffe, statt mit dem Vetturin, nach Rom, bezw. nach Civitavecchia zu reisen, wie es kurz vor ihm sein Freund Winter getan hatte. Seinen Skizzenbüchern nach zu schließen, hat er dann aber doch die Landreise vorgezogen. Im März 1857 war er, von San Gimignano kommend, in Siena. Das Skizzenbuch, das er auf dieser Tour geführt hat, enthält eine Menge kunsthistorischer Notizen, die sich dadurch auszeichnen, daß immer das Rein-künstlerische in erster Linie steht. Dann ging's weiter nach Perugia und Assisi. Da treten in seinen Skizzenbüchern die Architekturzeichnungen endgiltig zurück: Die Landschaft mit ihren ruhigen und großen Linien tut sich ihm auf, und in dieser Landschaft liegen malerisch die Städte, über deren Palast- und Kirchenmauern er so lange kaum hinausgesehen hatte. In Assisi beginnt auch ein neues Skizzenalbum: „Dies Buch ist geboren in Assisi 1857 und leider schlecht erzogen von E. St." heißt es im

Deckel. Neben Landschaft und Architektur finden sich darin auch Zeichnungen nach menschlichen Motiven: Mädchen, Frauen, eine junge Mutter u. s. w. Er trug es auf sich, als er, über Terni, Narni, und Viterbo weitergereist, im Mai zum ersten Male Rom erblickte, das ihm Ferdinand Winter schon am 11. Januar in einem langen Briefe begeistert geschildert hatte, „trotzdem das Briefschreiben in Rom für jeden Kunstjünger wie eine der sieben Plagen aussieht". Winter und Reimers, sein getreuer, viel genannter, auch oft gezeichneter Giovanni Reimers, mit dem er in Florenz zusammengetroffen, der aber dann früher abgereist war, erwarteten ihn dort. Sofort machte er sich ans Skizzieren, auch wieder — wenn auch weniger als früher — nach Skulpturen und nach Bildern alter Kunst, z. B. nach Andrea del Sarto. Dann aber ging er hinaus und zeichnete am Aventin, am Tiber, in Trastevere, in der Villa Borghese, vom Monte Mario aus, und zwar sind es jetzt immer Landschaften, Nah- oder Fernsichten, mit fester Hand rasch und sicher in ihren wesentlichen Zügen festgehalten. Am 25. Mai schon finden wir ihn in Frascati in allerfröhlichster Gesellschaft: Man sitzt in einem Keller beim Vino nostrano: Stückelberg, Reimers, Winter, Schweinfurth, der Kupferstecher Johann Burger, Hermann Brücke und Andere. Man zecht und jubelt; rechts an einem zweiten Tische sehen Landleute erstaunt auf die fröhliche Gesellschaft. „Das war eine köstliche Zeit, bis!" hat der Zeichner später unter dieses Augenblicks-Stimmungsbild geschrieben, welches so recht das erhöhte Lebensgefühl kennzeichnet, das die begeisterten Kunstjünger erfüllte. Andere Blätter halten Reiseerlebnisse der Freunde fest, voll Humor. Aber es wurde da draußen nicht nur gejubelt und gescherzt, sondern, in der Villa Torlonia z. B., auch gezeichnet, und schon im Albanergebirge, in Marino, Ariccia, Rocca di Papa und anderorts hat Stückelberg jene oben flüchtig erwähnten Skizzenbücher begonnen, die sieben Bände, in deren jeden er seinen Namen und die Worte geschrieben hat: „Blätter der Erinnerung an schöne

Vergangenheit", und auf dem Rücken steht in Gold: „Aus dem römischen Gebirg 1857/58".

Hier hat er nun endgiltig den Menschen entdeckt. Landschaft und Architektur sind nur noch Ferne oder Zugabe zu hunderten von Schilderungen des italienischen Lebens. Zunächst fand er zu den noch kurz vorher so eifrig studierten alten Meistern das richtige Verhältnis: „Sie kamen mir in ihrem Lande nicht mehr so rätselvoll vor; mir schien, ich sehe im Gebirge das gleiche Volk, das sie gesehen, und ich machte mich daran, es zu studieren und zu malen. Und ich lernte dasselbe vor Rom draußen so gut kennen, daß mich die durchs Modellmetier abgestumpften Masken anekelten. Den unverfälschten, durch den Kampf mit den Elementen gestählten Menschen mußt du malen! So rief's in mir". — Und demgemäß hat er gehandelt. Im zweiten Sommer ging's ins Sabinergebirge. Zuerst nach Tivoli, dann von da aus eines Nachts um zwölf Uhr weiter über Castel Madama nach Vicovaro. Eine ebenso humorvolle wie flüchtige Skizze stellt diese erste Fahrt ins Sabinergebirge dar: Zu vieren sitzt man im Wagen; zwei von den Insaßen sind Giovanni Burger und er, den der liebe Münchner Freund damals und später das Leben hindurch immer nur „Hans" genannt hat. Also Hans und Giovanni; der Vetturin peitscht drauf los, hinten hat sich ein Straßenbube an den Wagen gehängt. — Und nun ging's in diesem Sabinergebirg von Ort zu Ort: nach Arsoli, Cervara, Saracinesco, Subiaco, Olevano, Palestrina, Genazzano, Paliano u. s. w. bis nach Anticoli-Corrado: „Es war ein denkwürdiger Tag für mich, als im Jahr 1858 ich zum ersten Mal die Felsstufen von Anticoli-Corrado hinanstieg und ein schönes Weib nach dem andern stillstand und den Erstling von Maler anstarrte, der hier schon oft im Traum verweilt hatte". An allen den genannten Orten hatte Stückelberg eifrig gezeichnet und gemalt; in Anticoli ließ er sich dauernd nieder. Dort fand er, wie er sagt, „Material zum Bau seiner

Hütte auf Jahre". Er wurde gastlich aufgenommen im Hause des Sindaco Carboni und fing an zu zeichnen und zu malen nach Herzenslust. Da füllten sich nun die Skizzenbücher mit Bildern des vollen italienischen Lebens an. Da stehen, gehen und sitzen, einzeln und in Gruppen, schöne Mädchen, Frauen und Kinder: einmal eine Alte mit Spindel und Rocken, dann Jungen, die sich lausen, dann eine Gruppe Philister, dann ein ganzer Markt voll Leute, dann Schulmeister, Mönche, Lungerer; Alles voll Bewegung, Alles mit Sicherheit im Moment erfaßt, Manches schon so, daß es direkt Genrebild ist. Anderes dagegen ist nur Studie an Gewand und einzelnen Gliedern. Stückelberg pflegte zu erzählen, wie er oft in seiner Stube bei Carboni gesessen und durch eine Spalte der offenen Tür auf die Straße geblickt habe; was dann vor dieser Spalte vorbeigegangen sei, das habe er rasch festgehalten. Heute macht man das mit dem Momentapparat; er aber, als „Photograph sans machine", wie er sich einmal nennt, übte und übte bei diesen Studien immer wieder seine Hand. Mit Vorliebe betrat er die Kirche in Anticoli und zeichnete dort die Beter: von vorn, von der Seite, von hinten, in allen Posen, wie sie sein Auge erhaschte. Sodann hat er ganze kirchliche Zeremonien: Feste in und außer dem Gotteshause, Pilger, welche zum Heiligtum auf dem Berge wallen und angesichts des Zieles in den Felsen knieen, mehrfach skizziert. Seine „Marienprozession im Sabinergebirge" und seine „Pilger von Pereto" lassen sich aus diesen Hunderten von Figuren vielfach vorausahnen. Sodann hat er Tiere mit Liebe gezeichnet: Pferde, Rinder, Ziegen, Hühner, Katzen, Hunde, Eulen und — mit einer besonderen Herzlichkeit — sein Eselein, sein treues Reittier, „il mio mulo", das ihn in alle Bergnester und zuletzt immer wieder heim nach seinem lieben Anticoli getragen hat. Auch seinen Diener Beppo lernen wir kennen, den guten Sabinerjungen, der sich so an den Maler attachierte, daß er ihn nicht verlassen und mit ihm nach

der Schweiz kommen wollte. Natürlich fehlen auch Landschaften nicht, reizvolle Blicke auf all die Herrlichkeiten der wilden Sabinernatur, einmal ins Weite, dann ins Enge, z. B. auf die lauschigen Gewölbebrunnen, deren einen er dann zu seiner reizenden „**Mariuccia alla fontana**“ so glücklich verwendet hat. Alle diese Skizzen sind klein, meist mehrere Figuren auf einem Blatte; aber um alle webt ein Duft von Poesie, obschon sie nur schlicht gezeichnet, braun (mit etwas aufgehöhtem Weiß) getönt, seltener bunt aquarelliert sind; manchmal hat in der Eile statt der braunen Sepia der Kaffee herhalten müssen: nach einer Bemerkung in einem Briefe Ferd. Winters zu schließen, vielleicht die beste Verwendung, die das fragwürdige Getränk der Sabinerberge hat finden können.

Neben diesen Skizzen gehen dann große gemalte Studien her, alle vollsaftig, tieftonig, Zeugnisse für eine Meisterschaft, die nun, wie J. Burckhardt vorausgesagt hatte, die koloristische Schulung von Antwerpen mit der Münchner Genauigkeit der Zeichnung in voller Freiheit und Selbständigkeit verband. Wer diese Sachen sieht, dem geht das Herz auf. Heute wäre jede dieser Studien, die meist lebensgroß sind, ein vollendetes „Bild“; aber Stückelberg hat das alles nur als Material geschätzt. Da sind nun Männergestalten: bunt, kräftig, trotzig; Briganten und ehrliche Leute, mancher vielleicht alles beides; besonders liebevoll durchgeführt ist ein „Eremit von Maranno“. Vor allem aber sind Frauenbilder von leuchtender Schönheit da, öfters Mütter mit Kindern: Madonnentypen, wie sie den „Alten“ gesessen haben; dann Mädchen im zarten Duft eben erblühter Reife. Ein Mädchen mit einem Schleier, den ein Efeukranz festhält, ist von solcher Klarheit der Farbe und von solcher Kraft der Modellierung, dazu von solcher Seelenreinheit und von so tiefer Innigkeit im Ausdruck, daß man ihn ruhig dem Besten zuzählen darf, was Stückelberg gelungen ist. Dann die Kinder: Köpfchen voll Licht und Lieblichkeit, eine „Mondella“ z. B. von einfacher

Größe; sodann sind eine Ragazzetta del Signore Scarramela und andere kleine Mädchen aus einer Prozession geholt; sie tragen jene gelben Kartonflügel, die jeder Stückelbergfreund aus dem „Marientag" kennt; auch zu den Chorknaben dieses Bildes finden sich Studien, ebenso zu den Kapuzinern, den knieenden Hirtenkindern, den Bäuerinnen u. s. w. Und wie die Figuren, so sind auch die Landschaften voll Saft und Farbe bei größter Energie der Zeichnung und Durchführung; so ist eine „Straße in Vicovaro" ein leuchtendes Stück. Auch Cervara, ein Brunnen, ein Eichwald daselbst, ein Blick auf Riofreddo, ein Straßendurchgang, ein Stück Gemäuer, der Brunnen auf dem Markte von Genazzano, ein Brunnen in Anticoli, ein großes Panorama von Roviano und Oricola: Alles sind „Bilder" von hoher Reife, Sachen, denen man ansieht, mit welcher Verve und mit welchem innigen Vergnügen Stückelberg damals gearbeitet hat. — Und so groß ist alles angefaßt, größer als nachher auf seinen Bildern, die sich eben auf Baslerwände mußten zuschneiden lassen. Noch in seinem Alter hat Stückelberg das bedauert: „Hätte ich nur die Kleinmalerei dahinten gelassen und, wie Studien, so auch lebensgroße Bilder geschaffen! Es sollte nicht sein; auch die nötige Räumlichkeit fehlte mir in dem gastlichen Hause Carboni . . . Dennoch konnte Alexander der Große nicht beseligter sein als der junge Ernst Stückelberg, da er Anticoli entdeckte und mit Pinsel und Farben eroberte. Die Tage wurden mir zu kurz, die Nächte zu lang vor Arbeitslust. Vision verdrängte Vision, und jede hätte ich malen mögen. Wen ich als Modell verlangte, alles kam ins Haus Carboni; denn der eine Padrone, der beliebte Don Giovann' Angelo (ein Geistlicher), war mein Freund. Dem Guten gingen die Augen über vor Freude an meinem künstlerischen Wohlbefinden in seiner Residenz. . . Hätte ich mir", seufzt er dann nochmals über seine Kleinmalerei — „in Anticoli ein Atelier eingerichtet, so würde ich vielleicht die verlassene große Malerei wieder-

gefunden haben!" Trotz dieser Klage klingen aus den eben mitgeteilten Zeilen der Selbstbiographie jubelnde Töne heraus, und wir ahnen, daß der glückliche Künstler Stückelberg auch ein liebenswürdiger, guter Mensch gewesen ist. Man liebte ihn in seinem Anticoli, wo er nun in den Jahren 1858 und 1859 die gute Jahreszeit vom April bis zum November zubrachte. Er kannte, wie er oft selbst gesagt hat, das Sabinergebirge fast besser als das Baselbiet und hatte auch die Leute kennen gelernt „vom Principe bis zum Bettler".

Im Winter hielt er sich in Rom auf, studierend — einige seiner Ölbilder aus jener Zeit tragen römischen Modellcharakter — und aus den auf dem Lande geholten Stoffen Bilder schaffend. Schon 1858 erschien ein „Abend im Sabinergebirge" auf einer römischen Ausstellung; auch der „Waldbrunnen im Sabinergebirge", eine ausgeführte Studie in Basler Privatbesitz, ist in jener Zeit entstanden. Er war auf der Stückelberg-Ausstellung im Jahre 1901 zu sehen und wirkte da in der Frische und Saftigkeit seiner Farben überaus anziehend. Man merkte vielleicht den Figuren noch etwas zu sehr das Studium an; das Bild ist aber doch eine glückliche Vordeutung auf das Hauptwerk jener Zeit, die „Marienprozession im Sabinergebirge". Eine ganze Reihe seiner Studien sind diesem wundervollen Bilde dienstbar geworden; er hat es zweimal begonnen, vollendet und — in Stücke zerschnitten; schließlich ist es nicht in Italien fertig geworden. Dasselbe Schicksal der Zerstörung durch eigene Hand wurde einem „Prinzen von Vicovaro als Minnesänger mit der Geliebten" und einer lebensgroßen Kinderfigur bereitet. Jakob Burckhardt redet darum später einmal von Stückelbergs „Rabenväterlichkeit" gegen seine Bilder.

Also Rom. Er fühlte sich auch da wohl, fand alte und neue Freunde: zu Reimers und Winter den genialen, leider zu früh (1875 in Anticoli di Campagna bei Rom) verstorbenen Franz Dreber, seine alten Bekannten Feuerbach und Henneberg,

den Berliner Julius Moser, den Wiener Zumbusch, den Belgier Polydore Beaufaux, der einst in Antwerpen mit ihm um die Palme des ersten Akademiepreises gerungen hatte, den Bildhauer Victor von Meyenburg, namentlich aber den Berner Tiermaler Fritz Simon. Mit diesem hatte er den vertrautesten Umgang, und noch in seinem Alter sprach er von dem Frühverstorbenen, dessen Büste heute noch im Salon des „Erimanshofes" steht, als von einem seiner Liebsten und einem ganz hervorragenden Talente.*) Eine der außergewöhnlich guten Tierstudien Simons hatte Stückelberg immer im Schlafzimmer hängen, und ein Skizzenbuch des Freundes bewahrte er als köstlichen Besitz bei seinen eigenen teuersten Erinnerungen, den Blättern aus den Sabinerbergen. Auch Böcklin sah er oft und hat mit ihm und den Genannten manchmal genug des Abends in einer Osteria vor Porta del Popolo Boccia gespielt. Sein Quartier hatte er, eine Zeitlang mit Simon zusammen, bei der liebenswürdigen und gemütvollen Römerin Teresina Reinhart, der Tochter des 1847 verstorbenen Joh. Christian Reinhart, der noch mit Koch und Carstens befreundet gewesen war, dessen Geist also den jungen Maler mit früheren „Römern" in Verbindung setzte; künstlerisch allerdings hatten ihm diese nichts oder wenig zu sagen. Sein Verkehr waren die Lebenden, unter denen, wenn sie im Café Felice zusammenkamen, der regste Gedankenaustausch herrschte.

Im Herbst 1859 reiste Stückelberg, statt wieder ins römische Gebirge, nach Hause. Aus einem Skizzenbüchlein geht hervor, daß er den Seeweg Rom (Civitavecchia)-Marseille gewählt hat. Über Montpellier, Lyon, Genf und Neuenburg ging's dann nach der Vaterstadt. Er installierte sich so gut es ging im Adelberghause und begann sogleich zu arbeiten: Neben Porträts — er nennt z. B. das eines Brautpaares — ist in jener Zeit das Bild von der Gründung des Klosters Schöntal entstanden. „Zufällig ist mir

*) Horace Vernet sagte von ihm: „Ce garçon ne sait pas combien il a de talent."

ein heimatlicher Bilderstoff unter die Hände geraten", schreibt er in einem Briefe voll Italiensehnsucht seinem lieben Sabinergenossen Giovanni Burger am Gründonnerstag 1860 nach München, „und ist ein Carton: „die Gründung des Klosters Schöntal", eine Madonnenlegende, entstanden, welchen ich als Bild für die Besitzer des jetzigen Schöntals bei Langenbruck (die Herren J. J., Adolf und Alfred Merian) ausführe". Es ist ein großes Gemälde: eine tiefe, satte Wald- und Wasserlandschaft mit einem träumenden Jüngling, dem zwei schöne Frauenfiguren, ein Löwe und ein Lamm erscheinen, dazu fünf reizende Engelchen, die roden und zimmern. Die Farbe des Bildes ist ganz die der Sabinerstudien. Im Wald erkennt man zwar äußerlich die Flühe beim Schöntal, aber sein inneres Auge hat noch italienische Wälder gesehen. Ganz italienisch sind auch die Figuren: der träumende Graf von Froburg und die Madonna. Diese ist von lieblichster Poesie, die Vollendung auf die Verheißungen aller der vielen Studien nach Mutter und Kind, die sich in den Skizzenbüchern finden.

Aber Stückelberg hielt sich nicht lang in Basel auf, sondern begab sich zu der seit dem 5. November 1857 in Reute im Kanton Appenzell als Frau Pfarrer Schläpfer lebenden geliebten Schwester: ins „Reuteparadies", sagt er in ihrer Lebensbeschreibung; „denn wie viele Besuche dort eintrafen, alles war entzückt von dem stillen, waldumsäumten Dörfchen, dem hölzernen Pfarrhäuschen mit seinem Obstbaumgarten und dem Kirchlein drüben. . . . Meine Seele ruhte dort aus." Aber er ruhte nicht nur; er arbeitete und zwar aus dem Vollen, mit der ganzen Frische seiner in Italien erlangten Kraft. Im Spritzenhaus zu Reute, das zum Atelier erklärt worden war, entstand nämlich sein „Marientag im Sabinergebirge", das heute noch, nach dreiundvierzig Jahren, wie in Jugendglanz leuchtende Hauptbild des Stückelbergkabinettes im Basler Museum. Als es vollendet war, nahm er es nach Zürich, wo Rudolf Koller ihm eines seiner beiden Ateliers im Künstlergütli überlassen hatte.

Damals hat Gottfried Keller das Bild gesehen; er schrieb darüber am 12. Januar 1861 dem „Bund“ in Bern folgendes:

„Es sei mir vergönnt, den guten Nachrichten, die der ‚Bund‘ jüngst über schweizerische Künstler in München gebracht hat, einen neuen erfreulichen Bericht aus Zürich hinzuzufügen. Ernst Stückelberg von Basel hat soeben ein größeres Bild vollendet und ausgestellt, welches den Beschauer mit der frohen Gewißheit erfüllt, daß auch die Darstellung des rein Menschlichen einen neuen glänzenden Vertreter gefunden hat, sich die vaterländische Kunstwelt somit bedeutend ergänzt und der Beweis geliefert ist, daß die Gliederung unserer Talente sich vervollständigt, sobald die günstigen Bedingungen zusammentreffen.

Das Bild hat zum Gegenstand eine einfache Marienprozession in einem Städtchen des Sabinergebirges. Schöne Frauen, Mädchen, Kinder und einige Mönche kommen in heiterem, bequemem Zuge den steilen Bergweg herauf, wenden oben um einen Bildpfeiler herum und ziehen durch den bekränzten Torbogen weiter in das sonnige Städtchen hinauf. Schon oft sahen wir dergleichen dargestellt, aber noch nie in dieser durchaus eigentümlichen und nobeln Auffassung. Da ist nichts von der leeren Modelljägerei, die wir sonst von Rom her zu sehen gewohnt sind; wohl aber hat man auf der Stelle die Überzeugung, daß man es hier mit einem geistreichen und selbstschaffenden Manne zu tun habe. Der Beschauer glaubt eine schöne Episode aus einer guten altitalienischen Novelle mit zu erleben, und das ist wohl der beste Beweis für die volle Anschauungs- und Hervorbringungskraft des Künstlers. Neben der farbenglühenden Sinnlichkeit und Lebensfreude des Katholizismus geht auch dessen schwärmerische Entsagung, dessen ruhige Beschaulichkeit einher, und wie der Zug sich in so anmutsvoller Ruhe hinbewegt und vor uns wendet, weht zugleich ein Hauch des alten, klassisch-heitern Götterdienstes uns an. Hat sich das Auge an der eigentümlichen Bewegung der Komposi-

tion im Ganzen erfreut, so findet es überall im einzelnen wohlgedachte und beziehungsreiche Motive: ein Reichtum, den wir seit den Bildern Ludwig Vogels bei keinem Schweizer mehr angetroffen haben. Der Charakter und die sinnige Durchführung der Motive erinnert an Schwind oder einen ähnlichen deutschen Meister; dazu aber ist die Farbengebung satt, tief und gediegen, überall von glänzendem Geschmack, ohne aufdringlich zu sein, und alles Beiwerk ist von der gründlichsten Durchführung, kurz, wir haben es hier mit einem Vereine der glücklichsten Eigenschaften zu tun, der die schönste Entwicklung verbürgt. Es ist ein moderner Gemeinplatz geworden, alles Ansprechende, Inhaltreiche in Musik und bildender Kunst, ja sogar in manchen Darstellungen der Wissenschaft poetisch zu nennen, wo unsere Vorfahren etwa pittoresk, interessant u. s. f. sagten. Soll damit ein ursprüngliches Konzeptions- und Produktionsvermögen bezeichnet werden, so ist Stückelberg sowohl ein Poet als ein Maler zu nennen."

Diesem günstigen Urteil können wir hier ein zweites anfügen, das, kürzer als das Keller'sche, nicht das Ideenmäßige, sondern das rein Künstlerische hervorhebt: Am 31. Januar 1861, nachdem das Bild in Basel ausgestellt und — nicht gekauft worden war, schrieb nämlich Jakob Burckhardt an den Künstler: „Soll ich Ihnen nun noch ein paar Worte über Ihr Bild hinschreiben? In die einzelnen Charaktere hat sich das Publikum bald vernarrt gehabt; aber darauf habe ich einige Leute hinstoßen müssen, daß Sie nur den schönen, freien Schluß der Prozession, nicht das lästige Zeremoniell geben, daß es ferner kein Kleines war, diese Wendung und dies kurze Innehalten zum Thema zu nehmen, daß überhaupt die Sachen, welche sich von selbst zu verstehen scheinen, das Größte daran seien und daß berühmte und große Maler über die Aufgabe gestolpert wären. Durch die herrlichen Weibsleute haben Sie übrigens auch bei den Laien einen ewigen Stein im Brett." — Überaus interessant ist es, die zweite, schon 1859

zerstörte, aber glücklicherweise in Photographie erhaltene Version des Bildes mit der dritten (End-)Redaktion zu vergleichen. Dort (1859) ist Alles noch viel modellmäßiger: Die Mädchen mit den Körben sehen den Beschauer an; der junge Priester ist noch sehr befangen, fast steif; die vornehme Dame in der Mitte wendet sich um gegen die Kommenden. Der Torbogen ist noch nicht geschmückt, die wimmelnde Menge dahinter viel näher als im ausgeführten Bilde. Hier (1860) ist dann der große, feierliche und doch natürliche, ununterbrochene Zug in das Werk gekommen: Die Dame stellt sich ihm nicht mehr entgegen, die Mädchen wandeln mit, der junge Mönch steht in weniger modellmäßiger Pose weiter abseits. Der vordere Teil des Zuges ist gelöster; Alles ist gehoben: kurz, in die Bewegung nach aufwärts durch das nun viel festlichere Tor tritt keine Hemmung mehr. Das Stilvolle ist erreicht. So ist dieses dritte Marientag-Bild die reifste Frucht all der sonnigen Sabinertage: Die Studien, die wir da haben entstehen sehen, sind dem großen Gesamteindrucke dienstbar gemacht. Und etwas wie Lyrik schwebt über dem Werke, nicht süßlich, bei Leibe nicht, sondern als seelenvolle innere Harmonie, die ganz aus der äußern herausquillt, wie sie der Künstler nach den vielen Vorarbeiten endlich ruhig und klar gefunden hatte. Sie lebt in den leuchtenden Farben der Gewänder, in der saftigen Vegetation, in dem festtäglich blauen Himmel, in dem flimmernden Lichte, in dem hinter dem Torbogen die Menschen und ihre Umgebung gebadet sind. — Gewiß, man hatte Italien schon oft gemalt. Aber in diesem Bilde ist Italien neu gesehen: nicht phantastisch, auch nicht naturalistisch, sondern von innen herausgesehen, erlebt in jedem Zuge. Poetisch, aber von jenem poetischen Realismus, wie ihn in der gleichzeitigen Literatur etwa Gottfried Keller geschaffen hat. Das ist das Neue, was Stückelberg hier brachte. Eine Individualität sprach sich aus, die künstlerisch anders sah als Andere, die aber doch auch wieder von Andern nicht so weit entfernt war, daß sie nicht hätte

verstanden werden können. Klarheit und Tiefe waren die Hauptzüge, die sich in wohltuender Art manifestierten.

Der Verkehr mit Jakob Burckhardt war in jener Zeit ein sehr reger: Erstlich sahen sie sich oft in der Berry'schen Familie und tauschten auf langen Heimwegen ihre Ideen aus; zweitens tat sich Burckhardt wegen des Marientag-Bildes um, das schließlich von einer Anzahl von Bürgern erworben und dem Basler Museum geschenkt wurde. Drittens plante man in Basel ein neues St. Jakobsdenkmal; die stadträtliche Kommission, der die Vorarbeiten übertragen waren, zog als Beirat Jakob Burckhardt zu, und dieser schrieb, nachdem „mehrere vorzügliche architektonische Entwürfe" eingelaufen waren, von denen aber keiner „der Idee nach irgend genügt hätte", im Herbst 1860 an seinen Freund Stückelberg: „. . . Gestern saß wieder eine Kommission E. E. Stadtrats, deren zugewandter Ort ich zu sein die Ehre habe. Es meldete sich da ein sonderlicher Durst nach Ideen, an welchem Artikel wir sonderlich Mangel leiden; der Präsident schlug vor, die allenfalls vorkommenden oder zu erhoffenden Ideen durch einen Künstler skizzieren zu lassen; ein Wort gab das andere; man fand, es bedürfe noch einiger neuen Ideen, und wenn man einen Künstler hätte 2c. 2c.; endlich nannte jemand Sie, und ich griff mit beiden Händen zu. . . Komponieren Sie uns einige Gruppen von so vielen Figuren, als sich allenfalls in einer Freigruppe vereinigen lassen. Es genügt uns die leichteste Contourskizze; das, wonach wir dürsten, ist, wie gesagt, die Idee. Ob der Inhalt allegorisch, ob ein historischer Moment aus der Schlacht, ist uns gleich; wir sind für alles höchlich dankbar. . . Stellen Sie sich die Aufgabe nicht zu hoch und senden Sie uns auch das flüchtigst Gedachte, auch das, was Ihnen als unreif erscheint; für uns kann noch immer die wichtigste Anregung zu etwas Bleibendem darin liegen. — Was denken Sie z. B. zu folgendem Thema: eine Gruppe von vier bis fünf der letzten Kämpfer, die sich noch an der Mauer des

Siechenhauses verteidigt hatten, einer noch aufrecht und einen Speer schwingend, einer wund, halb kniend und mit dem Bogen zielend, einer hinsinkend, einer oder zwei halb oder ganz tot; die Mauer nur durch ein kleines Stück symbolisch angedeutet. Solche und weit bessere Themata fallen ihnen gewiß in Menge ein. . . Es versteht sich von selbst, daß wir nicht blos eigentliche Gruppen, sondern auch Ideen zu anderen Arrangements einzelner Figuren, architektonische Gesamtcontouren etc. von Ihnen mit dem größten Danke annehmen würden, kurz alles, was unsern erschöpften Imaginationen irgend zu Hülfe kommen kann. . . ."

Auf diese ebenso zutrauensvolle wie ehrende Aufforderung hin legte Stückelberg, da ihn der patriotische Auftrag reizte, sofort alle andere Arbeit beiseite und machte sich an die Komposition. Am 7. Oktober schon ging sie an Burckhardt ab mit folgenden erklärenden Worten: „An den Mauern des Siechenhauses lehnen die letzten Gefallenen. Sie haben Ehre und Vaterland gerettet. Trauernd erscheint über den Trümmern die jungfräuliche Helvetia, das Kreuz auf der Brust, im gelösten Haar der Alpenrosenkranz. Sie neigt sich mitleidig, das treu verteidigte Banner zu empfangen, welches ein Jüngling, den Todespfeil im Herzen, emporhält. Erschlagen liegt ein Sohn; dessen Leiche verteidigend, sank der Vater. Im Todeskampf blickt der Vierte heiter auf nach der Geliebten. Heldenlohn, Eichenkränze, blinken aus Helvetias Hand. Burkhard Mönch kennt die am Tag von St. Jakob gepflückten Rosen." *) Es waren zwei Entwürfe: der eine mit nackten, der zweite mit bekleideten Kriegern; aber die Formen im zweiten waren nur durch Hirtenhemd und Leibrock leicht verhüllt, „unbeschadet der Zusammenstellung mit der antik gedachten Helvetia". — „Harnische und Zeughausplunder", fügte der Künstler hinzu, „halte ich in der höhern Plastik, deren edelster Vorwurf die schöne Körperform ist, für unmöglich". Die Figuren waren als über-

*) Staatsarchiv Basel, Band „St. Jakobsdenkmal".

lebensgroß und zur Ausführung in Bronze gedacht. — „Ihre Idee hat eine superbe Wirkung und muß siegreich durchschlagen", schrieb ihm Burckhardt am 3. November 1860, und die Kommission berichtete an die Regierung (3. Juli 1861): „Mit großer Befriedigung begrüßten wir dagegen (d. h. gegenüber zwei als ungenügend befundenen Entwürfen von Schlöth in Rom) eine Gruppe von Stückelberg. Dieselbe zeichnete sich ebenso sehr durch Schönheit der Formen als durch Erhabenheit des Gedankens aus." Die Entwürfe wurden dann vom 22. bis zum 31. August 1861 ausgestellt: Neben Stückelbergs Zeichnungen waren ein neues Modell von Schlöth und ein erst am 23. eingelangtes von Böcklin zu sehen, das letztgenannte eine abgestumpfte Pyramide mit vier gigantischen Grabeswächtern; Schlöths Werk war eine Art Wiederholung seiner Stanser Winkelriedgruppe. Man versuchte dann, Schlöth zur Ausführung des Stückelberg'schen Projektes zu gewinnen. Er lehnte jedoch rund ab. Schließlich empfahl die Kommission einen gotischen Pfeiler mit Figuren nach dem Entwurf des Architekturmalers Heinrich Baldinger in Zurzach. Infolge dieser Wendung der Dinge trat Jakob Burckhardt am 16. Dezember 1861 als Beirat der Kommission zurück. Wie man weiß, ist dann auch das Baldinger'sche Projekt nicht zur Ausführung gelangt, sondern Schlöth lieferte einen neuen Entwurf, nämlich den zum 1872 aufgestellten Denkmal. Inwiefern in diesem die Zeichnung Stückelbergs vielleicht auch das Modell Böcklins verwertet sind, soll hier nicht untersucht werden; aber interessant ist der Wandel von Schlöths verwundetem Fahnenträger über fünf toten Feinden, wie er ihn ins Dreieck komponiert hatte, zur kranzspendenden Helvetia mit den vier Kriegern seines endgültigen Monumentes jedenfalls!

Auch sonst hat Burckhardt mit Stückelberg mehrfach Ideen ausgetauscht; ebenso vergißt er nie, dem jungen Künstler Grüße an seine eigenen Zürcherfreunde, den Maler Koller und den Architekten Stadler, beizufügen. Einmal sah er in einem Briefe Stückelbergs, den ihm Oberst Merian-Iselin mitgeteilt hatte, daß

der ideal gesinnte Maler für eine baslerische Kunstakademie schwärme, und ließ ihm darauf folgende, auch jetzt noch beherzigenswerte Bemerkung zukommen:

„Sie müssen mir aber erlauben, eine hiesige Kunstschule als eins der größten Unglücke anzusehen, die sich nur ereignen könnten. Die liebe Mittelmäßigkeit würde unfehlbar sich der Sache bemeistern; in so kleinen Verhältnissen wie die unsrigen wäre es reineweg unmöglich, die persönlichen Rücksichten abzuweisen; für jede Berufung und Bestellung hätte man einen Zank in der Presse, der den leitenden Personen das Leben verleiden würde. So lange hier nichts ist, kann man immer von Zeit zu Zeit etwas Ausgezeichnetes erwerben; von einer Anstalt hätte man bald nur noch den Verdruß." (31. Jan. 1861).

Ein andermal berichtete er ihm von seinen Eindrücken in Paris; so, als er ihm am 3. November 1860 noch schnell im Postskript zurief: „Sagen Sie Koller, ein Bild von ihm wäre sehr wünschbar im Luxembourg, d. h. für das kunstliebende Publikum, nicht für Rosa Bonheur und für Troyon; denn erstere fängt an manieriert zu werden und letzterer flüchtig. Meine Bewunderung war Couture."

Aus dem Jahre 1860, von dem er einige Sommerwochen mit Koller in Meiringen zubrachte, gibt es in Stückelbergs Nachlaß ein paar große Studien, z. B. eine flotte Landschaft, ferner ein ausgeführtes Bild „Schwingfest auf der Balisalp" mit vielen Figuren, die so frisch aus dem Schweizer Leben herausgegriffen sind, wie die des „Marientages" aus dem italienischen; die Gruppen sind famos bewegt, und das Ganze ist in etwas kühlen Tönen gehalten, in die ein als Sonnenschirm gebrauchtes rotes Regendach einen lustigen Akzent setzt. Aus dem nächsten Jahre stammt ein weiteres Ölbild „Trauung im Tirol", das auf die Studien des Jahres 1855 zurückgeht; hier herrscht dann wieder eine sattere Farbigkeit. In die Zürcherzeit (1862) fällt auch ein erster Entwurf zum Keller'schen Romeo und

Julia-Stoff, der den Maler lange beschäftigt und sich ihm in den verschiedensten Bildern aufgedrängt hat: Hier sehen wir die zwei Kinder stehend mit der Puppe spielen; eine andere Skizze zeigt sie im Gras. Auch Lenaus „Drei Zigeuner" sind ihm als künstlerischer Stoff damals nahegetreten: Die betreffende Komposition ist eine sehr freie und anmutige; aber sie blieb Farbenstudie, wie einstweilen auch „Romeo und Julia" und eine Szene aus dem zweiten Teile des Faust, die sich in seinem Skizzenbuche findet. Ein ausgeführtes Bild „Sennerin mit Kind aus dem Haslitale" erschien 1862 auf der internationalen Kunstausstellung in London und wurde sehr gelobt.

Wie glücklich Stückelberg in jener Zürcherzeit gewesen ist und wie vortrefflich er sich mit seinen dortigen Freunden verstand, geht aus der Schilderung seines dreißigsten Geburtstages hervor, der am 22. Februar 1861 in Kollers Atelier — es war größer als das Stückelbergs — solenn begangen wurde. Geladen waren Koller und Frau, Gottfried Keller, der Architekt Julius Stadler, die Malerin Fräulein Fries: eine Florentiner Bekannte, Dr. Melchior Römer, sowie die Maler Adolf Stäbli, Franz Pausinger und Ernst Meißner. Den Toast hielt in launigen zürichdeutschen Versen Dr. Römer:

„Anticoli
Zieht z'Basel i",

hieß es drin in einem der Refrains. Gottfried Keller rieb einen Salamander auf den Maler des „Marientags im Sabinergebirge". Man war lustig, ja übermütig. Keller hätte in der Weinseligkeit beinahe ein Bild Kollers ruiniert; er ging dann schimpfend fort, kam aber anderen Tages wieder zu einer etwas katzenjämmerlichen Entschuldigungsvisite bei den zwei Malerfreunden. — Noch von andern lustigen Abenden im Atelier Kollers wird berichtet: Einmal stellte man ein lebendes Bild nach den „Schnittern" von Leopold Robert; nachher zog die ganze Gesellschaft, Damen und Herren, in den Kostümen, jedes ein Licht

in der Hand, als Prozession um das Künstlergütli. Ernsthafter war man, als Paul Delaroches „Jane Gray" als lebendes Bild gebracht wurde. Es gruselte sogar allen ein bißchen; da fing Stückelberg, der den Henker vorstellte, zu lachen an, und die gute Laune, auf die man in dieser Gesellschaft grundgestimmt war, brach sich siegreich wieder Bahn.

Im zweiten Zürcherwinter hatte Stückelberg sein Atelier nicht mehr im Künstlergütli, sondern am obern Hirschengraben; das tat natürlich weder der Schaffensfreudigkeit noch der Gemütlichkeit Abbruch. — Aber trotz diesem angenehmen Leben in „Athen", wie er in seinen Briefen die liebe Limmatstadt nennt, zog es ihn beständig wieder nach seiner „künstlerischen Heimat", nach Italien, das auch in Briefen seines Herzensfreundes J. Burger in München immer das ersehnte himmlische Land ist.

Er gab endlich dem Drange nach und reiste Ende März 1862 ab. Unterwegs scheinen ihn nur Genua und Florenz, in der Arnostadt namentlich San Miniato und Fiesole, vorübergehend gefesselt zu haben; dann aber eilte er direkt nach Rom und bezog wieder sein altes Quartier bei Signora Teresina, „wo ich", schreibt er am 11. April an seinen Freund und Vetter, den Ratsherrn J. J. Im Hof, „mit Freund Simon zusammengewohnt und zusammengehalten in Freud und Leid. Leute und Möbel sind dieselben geblieben. Wie nach langem Schlaf komme ich mir vor in bekannten Räumen; aber dem vor drei Jahren der erste Morgengruß galt, der ist, geschieden von der ewigen Stadt, in einer noch ewigeren; ob er da wacht oder schläft, ich weiß nicht".*) Er schloß sich sogleich ernsthaften Künstlern an: Franz Dreber und den „liebenswürdiger gewordenen" Feuerbach kannte er von früher her; neu waren ihm die Bildhauer Kaupert und Gerhardt, sowie der Historienmaler Kunkel. Leider verließ der treue Giovanni Reimers gleich nach

*) Friedr. Simon war am 16. Januar 1862 in Hyères an der Schwindsucht gestorben.

Stückelbergs Ankunft Rom. Die beiden gingen noch — alter Künstlersitte gemäß — zu „Trunk und Taufe“ an die Fontana Trevi, wo man Abschied von Rom auf Nimmervergessen nimmt. Kurz vorher hatte Stückelberg einer anderen Abschiedsfeier beigewohnt. Er war mit Reimers und Familie — der Petersburger Freund hatte eine Römerin geheiratet — nach einer Vigna bei Villa Albani gefahren, um der „bezaubernden Campagna und dem duftigen Gebirg“ Lebewohl zu sagen. „Bei unserm Fortgehen hatte der Padrone dieser Vigna einen Einfall, den man einem simpeln Villano kaum zutrauen mochte. Meine Herren, sagte er, nun müssen Sie zur Letzte mit mir ein Spiel machen. Alle wurden in einen Kreis geordnet, jeder mußte sein Taschentuch bei einem Zipfel in die Hand nehmen, den andern hielt der Padrone fest, nachdem er jedem ein Wort ins Ohr geflüstert hatte, das ausgesprochen werden sollte, je nachdem er diesen oder jenen Tuchzipfel anzog. So kam aus unser Aller Munde ein allerliebster Abschiedsgruß zusammen für die Scheidenden und zugleich ein Zeugnis für Sinnigkeit und Herz des schlichten Vignole.“ — Von Rom ging Stückelberg nach seinen unvergessenen Sabinerbergen und begann in Anticoli sofort wieder energisch zu malen. — Da zeigen nun zunächst schon seine gezeichneten Skizzen einen andern Charakter als diejenigen von 1857—1859. Sie sind weniger ins Detail durchgeführt; nur noch das ganz Wesentliche eines Zustandes oder der Bewegung einer Figur ist gegeben, freier, leichter als früher. Man sieht: Die künstlerische, die typenbildende Kraft ist gewachsen, die Gewandtheit und Sicherheit im Ausdruck noch größer geworden. Da sind karrenziehende Frauen, Schnitter, Wasserträgerinnen, Kinder, Tiere mit fliegendem Stifte gepackt. Auch die gemalten Studien jener Zeit haben etwas Degagierteres als ehemals; mit weniger Mitteln ist dasselbe, oft sogar, was wenigstens das Typische anbelangt, mehr gegeben als früher. So sind ein paar Landschaften mit Anticoli,

worunter eine mit dem beliebten Brunnenmotiv. Dann aber hat er namentlich wieder Figuren gemalt: Frauen aus Anticoli und Genazzano, eine Schöne aus Riofreddo; dann Frauen mit Kindern, Kinder allein, eines mit einer Katze, andere als „**Angeli della pace**"; Alles, auch ein prächtiger Bauer, lebensgroße Porträts von großer Plastik und edlem Kolorit. Sobald er Gruppenbilder malte, spielten, wie schon beim ersten Aufenthalte, die Pilger und die Prozessionen eine große Rolle. Natürlich: Erstens ist das eine typische Äußerung des italienischen Volkslebens auf dem Lande; zweitens waren im Kirchenstaate und im Königreich beider Sizilien solche Dinge noch mehr an der Tagesordnung als jetzt. Auch aus Rom selbst erfahren wir einiges: Stückelberg hat dort Szenen aus einem Schattenspiele flüchtig erhascht und hat eine Skizze zu einer „Wiborad" entworfen. Außerdem schuf er in der Hauptstadt ein größeres Bild: „**Mariuccia alla fontana**". Die Maler Dreber und Henneberg standen bewundernd davor und erzählten allenthalben, es sei das beste Genrebild, das sie in Rom hätten entstehen sehen. Jetzt ist es etwas stark nachgedunkelt; aber einzelne Partien, namentlich die Figuren, leuchteten auch im Jahre 1901 an der Stückelberg-Ausstellung noch immer frisch heraus. Es ist ein ruhig lieblicher Ausschnitt aus dem Leben der Sabinerbauern; speziell das am Brunnen lehnende Mädchen ist eine reizvolle Gestalt, zum voraus verwandt schon mit der sitzenden Römerin im Marionettenbilde von 1869; aber auch der nonchalante Liebhaber, ferner das Kind und endlich im Hintergrunde die Wäscherinnen sind frische, natürlich anmutige Figuren. Die Pilger- und Prozessionsstudien wurden zu dem Bilde „Die Pilger von Pereto" (Abruzzen) verwendet, einem grünen Waldstück mit prächtig lebendigen, in feiner farbiger Harmonie mit dem „Milieu" gebundenen Menschengruppen: Wie die Vordersten langsam zu der in der Luft zitternden Klosterhöhe hinanwandeln, während die Hintersten noch andächtig knien und eine Blinde

tastend den Weg sucht, das ist wieder von jener künstlerischen Abgewogenheit, die Jakob Burckhardt im „Marientag" so sehr lobte und die dem Laien so völlig unabsichtlich vorkommt. Neben diesem ruhigen Bilde scheint der Maler an ein stark bewegtes, einen „Kampf der Bruderschaften in Pereto" gedacht zu haben, zu dem ein frischer Farbenentwurf existiert. Eine kleine „Norma" endlich, d. h. ein lieblich wildes Sabinermädchen, wurde zu dem im Basler Museum hängenden „Kind mit Katze aus den Sabinerbergen", das dann 1863 in Basel ausgeführt worden ist.

In Anticoli fühlte sich der Maler diesmal, da sein getreuer Giovanni Burger ihm fehlte, einsam, und er klagt einmal fast darüber in einem Briefe an den Vetter ImHof. Auch mit der Gesundheit stand es nicht zum besten; er hatte einen Wechselfieberanfall. Immerhin ließ er sich dadurch kaum von der Arbeit abhalten. Als er wieder nach Rom kam, führte er sein Einsiedlerleben fort; der Bildhauer v. Meyenburg und der brave Landsmann Weckesser waren fast sein einziger Umgang. „Aus der hiesigen Gesellschaft", heißt es an ImHof, „bringt man gewöhnlich nur ein leeres Herz heim und ärgert sich über Zeitverlust. Somit bin ich fleißig und glücklich im schönen Studium. Von meinen Fenstern sehe ich über den größten Teil der Stadt, und wenn ein freundlicher Morgenstrahl in meine Wohnung glänzt, so finde ich an meinem Dasein etwas Poetisches."

Stückelberg hätte jedenfalls seinen dritten Italien-Aufenthalt noch weiter ausgedehnt; denn auch in Rom gefiel es ihm wieder. Aber das Fieber ergriff ihn aufs neue. Der Arzt verordnete sofortige Klimaveränderung, und Viktor von Meyenburg begleitete den Freund ein Stück Weges nach der Heimat zu.

IV.

Stückelberg eilte nicht, nach Basel zu kommen, sondern hielt sich den Sommer 1863 hindurch im Tessin auf. Auch dieses fesselte ihn; er durchstreifte es auf Fußtouren kreuz und quer und hat namentlich aus dem Maggia- und dem Blegnotale eine Fülle von Skizzen nach Hause gebracht, Landschaften zumeist und zwar sowohl weite Blicke wie Einzelstudien: prächtige alte Kastanienbäume z. B. aus Faido, Bignasco, Brontallo, Biasca, Motto. Wo er, schon auf seiner Reise aus Italien ins Tessin, Bilder alter Meister sah, hat er danach gezeichnet, und zwar war es ihm wieder hauptsächlich darum zu tun, aus eigener Anschauung sich kostümkundliche Kenntnisse anzueignen. Vom Tessin ging er ins Bündnerland, um sich durch Bäder in St. Moriz zu stärken. Daß er auch während dieser Kur nicht untätig gewesen ist, geht abermals aus seinem Skizzenbuche hervor, das „von Anticoli bis Zürich" reicht und aus Graubünden den Weiler Surleg bei Silvaplana mit der Datumbezeichnung „Juli 1863" enthält. Von dort ging er nach Zürich und endlich nach seinem geliebten Reute, wo der Pfarrfamilie schöne Kinder heranwuchsen. — Es ist ihm da zum erstenmal die Idee zu seinem Bilde „Kindergottesdienst" gekommen. Eine Menge Studien sind der endgiltigen Redaktion dieses Werkes vorausgegangen, und es ist außerordentlich interessant, zu sehen, wie sich anfänglich die Vorstellung des den zwei Geschwistern predigenden dritten nicht von der Wirklichkeit loslösen konnte: Immer wieder steht eines auf einer improvisierten Kanzel; und erst nach langen Versuchen ist dann dieses in der Realität gewiß sehr nette, im Kunstwerk aber etwas komisch wirkende Motiv vor dem einfacherern verschwunden, das von den drei Kindern zwei lesend, das dritte singend zeigt. Auch die drei Kinder Schläpfer als „Himmelsboten" hat er damals skizziert.

Der schönste Gewinn dieser Reise aber war das Bild „Abend im Tessin". — Als er nach Basel kam, wurde ihm zunächst der Auftrag zu teil, Herrn Oberst Merian-Iselin, der ihm schon eines seiner Münchner Bilder abgekauft hatte, im Jagdkostüm zu malen. Eine Studie dazu wurde sofort an Hand genommen. Außerdem erfuhren einige Sabinerbilder (die „Pilger von Pereto" und „Felicetta") die letzte Vollendung. Auch eine Reise ins Üchtland, wobei er Skizzen von Bulle und Freiburg machte, fällt ins Jahr 1863. Darüber ging der Winter hin. Die Spuren des Fiebers waren aber noch immer nicht verwischt; erst ein Seebad sollte volle Neukräftigung bringen: Stückelberg reiste, wie wieder seine Skizzenbücher erkennen lassen, über Brüssel nach Zandvort bei Haarlem; sein Freund Prof. J. J. Bernoulli begleitete ihn. In dem Seebade interessierte ihn das Meer und er schuf eine ganze Reihe kleiner Aquarell-Landschäftchen, freundliche Partien von Strand und Wasser, etwas trocken in der ungewohnten Technik, aber doch von feiner Charakterisierung des Gesehenen. Sie sind die direkten Vorläufer der kleinen Studienbretter seiner späteren Jahre. An den Bade-Aufenthalt schloß sich eine Kunsttour durch die holländischen Städte. Als er zurückkam, es war Sommer 1864, schien endlich jeder Fieberkeim erstickt, und der Künstler fühlte sich frisch zur Arbeit. Zunächst wurde das Porträt Merian vollendet, welches den Jäger in nobler koloristischer Verbindung mit der umgebenden Waldnatur zeigt. Es hängt heute im Basler Museum und ist in der Auffassung etwas kleiner, als was Stückelberg sonst im Bildnis gab; doch dürften hier Wünsche des Bestellers maßgebend gewesen sein. Sodann malte er seinen „Kindergottesdienst" zu Ende, das innerlich wie äußerlich gleich sonnige Hauptwerk jener Zeit, technisch von feinster Zeichnung und von glücklicher Modellierung aus Farben und Licht heraus, von prächtiger Zusammenstimmung der blonden und der braunen Haare, des blauen, des roten und des grünen

Gewandes: ein Lichtbild von unverlöschlichem Charme, aus dem noch heute die Liebe leuchtet, mit der es empfunden, studiert und durchgeführt worden ist. Das erste Exemplar des Gemäldes ging nach Paris in den Salon und fand dort ungeteilte freudige Anerkennung, ja die Regierung kaufte es an; später wünschte es die Kaiserin Eugenie in ihre Gemächer. Eine Replik dieses Bildes aus Stückelbergs Hand erregte an der Jubiläums-Ausstellung von 1901 wieder Aufsehen und wurde von Basler Damen dem Museum geschenkt, wo es heute zu den erklärten Lieblingen der Kunstfreunde gehört.

Sodann malte er „Faust und Gretchen". Den Fauststoff sehen wir in seinen Studien lange vor der Redaktion dieses Bildes auftreten: Faust und Valentin im Kampfe, Gretchen am Spinnrocken oder im Gartenhäuschen, Gretchen im Kerker, Faust und Gretchen im Garten, Gretchen und Mephistopheles in der Kirche; auch Szenen aus dem zweiten Teil, z. B. Faust und Helena, hatten ihn beschäftigt. Was dann endgiltig zum Bilde gestaltet wurde, war „Faust und Gretchen vor der Kirche", ein ungemein zartes und poetisches Bild voll Leben und Glanz. Es ist eines der letzten Werke im vollen, satten Sabinerton des Malers. Der treue Giovanni Burger hat es 1869 in Kupfer gestochen.

Der Künstler lichtete dann seine Palette auf: Die Kinderbilder, die er in jener Zeit gemalt hat, zeigen schon diese Neigung zum Helleren. Kinderporträts waren in jener Zeit mehrfach seine Aufträge; er hat sie alle mit großer Liebe erledigt. Meist vereinigte er die Kleinen zu Gruppen, wie im Kindergottesdienst, und wußte ihnen auf diese Weise etwas Edles und Reines, etwas weit über das bloß Bildnismäßige Hinausgehendes zu verleihen, so daß diese Porträts auf der Ausstellung vom Jahre 1901 ohne weiteres auch den erfreuten, dem die Dargestellten völlig fern standen. Sie überraschten sämtlich durch Größe der Auffassung, durch wundervoll klare Zeichnung und Plastik und

— in dieser Plastik — durch jene neue Lichtheit, von der oben die Rede gewesen ist. Aber diese Helligkeit hat nichts Flaues; sie ist im Gegenteil voll Leben; nur etwas Ätherisches ist hineingekommen, das gerade bei Kinderbildern so sehr wohltut. So entzückte das Bild von vier Kindern Sarasin (=Stehlin) durch die reizvolle Harmonie grüner, gelber, blauer und roter Kleider mit den hellen Gesichtern, und die drei Kinder Schläpfer mit ihren Engelsflügeln („Himmelsboten") wirkten in ihrem Contrejour so schlicht und fein wie ein altes Fresko. Auch andere Porträtaufträge hat Stückelberg damals erledigt: In einem Briefe vom März 1867 spricht er von einfachen Kniestücken, deren er „Dutzende" gemalt habe. Von solchen Porträts waren mehrere in der Stückelberg=Ausstellung von 1901 zu sehen, so dasjenige einer Frau de Blonay aus dem Jahre 1865; das war ein Bild von einer Einfachheit, Reinheit und Weichheit, die einen nicht aus ihrem Banne ließen. Die Figur ist auf schlicht neutralen Grund abgesetzt, der die zarten und doch leuchtenden Farben in juwelenschönem Glanz hervortreten läßt. Auch das Porträt einer Frau von Sprecher mit ihrem Sohn, ebenfalls auf grauem Grunde, war von solch meisterlicher Touche. Als Porträtist stand Stückelberg auf der vollen Höhe des Könnens. Aus dem Jahre 1866 stammt ein Selbstbildnis des Meisters, dunkler als seine übrigen Bilder; aber der kraushaarige Künstlerkopf mit dem schönen Barte und dem Barett ist vorzüglich modelliert, steht prächtig im Raume und wirkt mit seinen Gegensätzen von Licht und Schatten überaus plastisch. Doch nicht immer machte ihm das Bildnismalen Freude; namentlich waren ihm die Aufträge, Verstorbene nach Photographien zu malen, eine Last; auch interessierte ihn manches Gesicht durchaus nicht. Er schickte sich jedoch ins Unvermeidliche. Dann und wann kamen auch andere als Porträtbestellungen, so, als er im Vorfrühling 1866 für den Gartensalon des Herrn Obersten Burckhardt=Preiswerk eine Figur aus dem italienischen

Volksleben und zwei Schweizertypen malen mußte, nicht auf die Wand, sondern in Rahmen: Pendants zu einer schon 1865 entstandenen „Nina von Anticoli". Im ganzen sagt er aber doch: „Ich arbeitete unbefriedigt; denn statt Anregung auf Schritt und Tritt, wie ich solche auf italienischem Boden gewohnt war, fand ich in Basel eine entgeisternde*) Atmosphäre." Er entfloh ihr Jahr um Jahr, sobald die mildere Temperatur eintrat, und ging nach Reute ins Pfarrhaus. Dort konnte er, angeregt durch die liebliche Natur, die ihm immer noch die erste und liebste Freundin war, ungehindert arbeiten. Von dort machte er auch Ausflüge ins weitere Appenzellerländchen, nach Urnäsch z. B., von wo er im Skizzenbuch reizend einfache Landschaften mit frisch lebendiger Staffage, Frauen und Kindern, heimbrachte. In Reute hielt er ferner mit nie erlahmender Freude das ganze um ihn herum atmende Leben fest: herzige Familienszenen, z. B. die im Eßzimmer strickende Großmutter, um sie herum die Mutter (Schwester Susanna) mit vier spielenden Kindern; dann wieder zeichnete er die Kleinen im Bade, ein Motiv, das er später in der „Lehrschwester" verwertet hat. Auch der pfarrherrliche Schwager wurde skizziert, wie er seinen sich tollenden Sprößlingen zusieht. Daneben wurde eifrig an einem großen Bilde „Romeo und Julia auf dem Dorfe" gearbeitet. Von Studien dazu haben wir schon gesprochen; es entstanden davon noch mehrere, so Sali und Vrenchen auf dem Wege, auch die Szene, wo der schwarze Geiger dem vom Tanze kommenden Liebespaare vorausschreitet. Das Bild selbst wurde wieder im Spritzenhause zu Reute gemalt. Es stellt die beiden Kinder dar, wie sie miteinander über ein Brücklein gehen. Im Jahre 1867 schickte es der Künstler zur Weltausstellung in Paris; nachher wurde

*) Das Wort „entgeisternd" als glückliche Kontrastbildung zu „begeisternd" braucht Stückelberg mehrmals; schon seine Münchner Mitmaler im Schwind-Atelier waren ihm „entgeisternd" vorgekommen. (Siehe oben S. 21.)

es im landschaftlichen Hintergrunde völlig übermalt und erregte zunächst in Berlin Aufsehen. Maler Henneberg, der es dort gesehen hatte, schrieb am 3. Februar 1869 an Stückelberg, der berühmte Kritiker Ludwig Pietsch habe „sehr dafür geschwärmt", und die Maler fänden, das Bild habe eine große Qualität, welche gerade in Berlin so vielen Künstlern fehle: „das erreichte Streben nach ernster, solider Haltung in Zeichnung und Farbe." Im selben Jahre 1869 reiste es mit den „Marionetten" nach München. Auch dort fand es allgemeine Anerkennung. „Reizend", hieß es da in einer Besprechung, „sind die beiden Kinder, die, von dem Abend überrascht, bei aufgehendem Mond über einen Steg heimkehren. Dieser blonde Knabe, den wir uns fast vorstellen können, wie er einst als Mann sein wird, und seine brünette Begleiterin, die mit so klugen und schönen Augen vertrauensvoll zu ihm hinanblickt, sind für zeitlebens nicht mehr zu vergessen ob des innigen Wohlgefallens, mit dem sie jeder betrachtet. Es ist die Jünglings- oder Mannesliebe in das rein Himmlisch-Unschuldsvolle, ins Kindliche übersetzt." Schließlich ist das Werk unter dem Titel „Jugendliebe" ins Wallraf-Richartz-Museum in Köln übergegangen.

Wenn es unsern Maler dann nicht gelüstete, von Reute gerade nach Basel zurückzukehren, so wandte er sich nach Zürich. Dort wirkte sein treuer Freund Koller; dort fand er im Verkehr mit Stadler, G. Keller und Dr. Römer, auch mit Gottfried Semper, Friedrich Theodor Vischer und Wilhelm Lübke die geistige Anregung, die er in Basel vergeblich suchte. Wohl hatte er auch in der Vaterstadt treue Freunde, wie den Ratsherrn Im Hof, die Professoren J. J. Bernoulli, H. Schieß u. a., aber in Zürich pulsierte nach der Richtung, die speziell er suchte, das geistige Leben reger als in Basel. Wie wohl er sich dort fühlte, das drückte er in Briefen an den Ratsherrn Im Hof aus: „Meiner Sinnesart", heißt es z. B. aus „Athen" am 29. Januar 1866, „sagt das hiesige bewegtere Leben

sehr zu, obschon meinem diätetisch gewöhnten corpus dies und das versagt werden muß. Gegenwärtig plagt mich mein Halsweh wieder. . . . Zur Aufheiterung les ich dann im Lob der Narrheit von Erasmus; dies Buch wäre neuer Übersetzung wert; es würde auch heutzutage wirksame Kuren hervorbringen. Unbedingt sollte ein Künstler z. B. lesen, was dort über Selbstgefälligkeit geschrieben steht. In sich abgewogenes Selbstvertrauen ist ein ganz anderes Kapitel; ohne dies gibt es in der Kunst kein Fortschreiten; aber ewig wahr bleibt: Je ungeschickter einer ist, desto ausschweifender seine Selbstliebe; desto mehr spreizt und brüstet er sich. Er findet eben immer noch Gaumen, denen seine Abgeschmacktheiten schmecken. Noch mehr! Je alberner etwas ist, desto mehr Bewunderer findet es. Das Schlechteste erwirbt sich am leichtesten Liebhaber, darum weil weitaus die meisten Menschen Untertanen der Narrheit sind. Warum sollte ein solcher aber wahre Gelehrsamkeit lieber suchen? Sie kommt ihn teurer zu stehen und macht ihn nur verschämter und schüchterner."

Das bringt uns auf Stückelbergs literarische Neigungen. Er hat immer und gern gelesen, und zwar nicht oberflächlich, sondern mit feiner, geschmackvoller Auswahl. Seine Skizzenbücher geben vielfach auch darüber Aufschluß; denn mehr als einmal finden sich zwischen den Bleistift- und Farbenstudien Stellen aus Dichtern verzeichnet: aus Shakespeare, aus Byron, aus Goethe, aus Hölderlin, aus Lenau und — mit Vorliebe — aus Horaz, den er gern in der Ursprache genossen zu haben scheint. Am 10. März berichtet er von Lübkes Abschied im Hotel Baur: „Wenn die Kunstgelehrten scheiden", setzt er hinzu, „so muß man ernstlich an das denken, was man noch hat, und da ist der Kunstvereinspräsident von Basel (eben Herr Ratsherr Im Hof) eine unersetzliche Person für die Kunstwaislein, die alle im Vaterlande umhertrappeln."

Im Winter 1864 auf 1865 hatten sich bei Stückelberg drei junge Damen als Schülerinnen eingestellt, unter ihnen

Fräulein Marie Brüstlein, die Tochter des aus Mülhausen stammenden Kaufmanns Eduard Brüstlein-Du Pasquier. „Sie zeigte das Wesen, das ich mir als Ideal von Weiblichkeit vorgestellt hatte," sagt er schlicht in seiner Selbstbiographie. Er warb um sie und führte sie am 30. Oktober 1866 als Gattin heim. Wenn je ein Künstler die für ihn passende Lebensgenossin gefunden hat, so ist es Ernst Stückelberg gewesen. In ihrer tiefen Seele fand er volles Verständnis für seine Kunst; ja, da die Gattin selbst künstlerisch veranlagt war, hat sie mit leisem Rat und feinem Geschmack auf manches seiner Bilder einen fördernden Einfluß gehabt. Auf mehreren hat er auch ihre ruhigen, reinen, großen Züge verewigt. So ist diese Künstlerehe ein gegenseitiges glückliches und beglückendes Geben und Nehmen gewesen.

Er führte die junge Gattin sofort nach Italien, zuerst an den Lago Maggiore, dann nach Mailand, Pavia, Piacenza, Parma, Bologna, Florenz, Siena, Orvieto, Viterbo und Rom. Überall war der Genuß ein doppelter: Die Gefährtin begriff ihn ganz. „In meiner lieben Frau", schreibt er am 19. Dezember 1866, „habe ich eine Seele gefunden, die das göttliche Italien zu schätzen versteht." In Rom wurden alte Freunde aufgesucht, Weckesser, „der biderbe Eidgenosse", sowie die Bildhauer Imhof und Schlöth. Dann ging's ganz in den Süden: nach Neapel, Pompeji, Sorrent, Salerno und Amalfi. In Pompeji machte das Paar die angenehme Bekanntschaft der Pariser Maler Hamond und Benner. Im Februar 1867, also nach viermonatlicher langsamer Reise, ließen sich die Glücklichen in Capri nieder und lebten dort, im „Inselparadies", wie der Maler einmal schreibt, noch weitere vier Monate: „Man hat, seit der grimme Heide Tiberius gestorben, auf jenem Felseneiland keine Briganten mehr gesehen, und nur ein Pagano ist übrig geblieben, der alle Gäste willkommen heißt," liest man weiter, und daneben stehen freundliche Grüße

an Böcklin, Buff und den Kupferstecher Weber. Bei Pagano fühlten sich die beiden sehr wohl: „Wir sind vortrefflich aufgehoben, und Don Michele lächelt ewig wie Zeus.“ Mit dem Maler de Meuron zusammen, der ebenfalls hochzeitreiste, wurde die blaue Grotte besucht. Auf andern Ausflügen war Professor J. R. Rahn von Zürich ein lieber Begleiter. In einem geeigneten Atelier, einem Raum, wie Stückelberg in ganz Basel keinen gefunden hätte, wurde flott gearbeitet. An Modellen fehlte es nicht: Vor allem aber zog ihn das Meer an: Er hat mehrere Studien davon gemacht. Dann aber zeichnete und malte er wieder die Menschen des Landes: Mädchen, Knaben, Frauen. Auch draußen, außerhalb des Ateliers, faßte er sie auf, manchmal in prächtigen Gruppen, die er gleich als Bilder hätte ausführen können. Bei seiner ganzen Malerei in Capri schwebte ihm Pompeji vor, wo er Wandbilder kopiert hatte: „Ein Hauch aus dem alten Pompeji berührte nun all die Leinwand, die ich auf dieser gepriesenen Insel bemalte. Meine herzige Frau malte auch und sang dazu Schubert und Schumann und die bekannten neapolitanischen Weisen. Unser Glück kannte keine Grenzen!“ Also nicht nur Pompeji half ihm malen; auch sein Glück, sein junges Glück hat Teil an den Bildern, die in Capri entstanden sind. Es ist dies vornehmlich das Gemälde „Marionetten“. Mehrere Studien dazu sind erhalten; sie zeigen im wesentlichen die Anordnung des ausgeführten Werkes: „In meinem gegenwärtigen Bilde handeln antike Figuren, und das Thema ist natürlich wieder einmal eine Liebesgeschichte.“ *) Aber diese Geschichte ist nicht anekdotenhaft erzählt: Es steht einfach ein schönes, ruhig klares Existenzbild aus dem Altertum vor unsern Augen. In Capri wurde es nicht mehr ganz fertig; es war aber fast bis an die letzte Vollendung herangediehen, hatte er doch sogar zu den Tonfiguren Studien

*) Wie „**Mariuccia alla fontana**“.

nach antiken Originalien gemacht. Auch der „Mittag auf Capri“, der „Frühlingsmorgen in Pompeji“ und die „Römische Dilettantin“ sind in dieser sonnigen Glücksstimmung konzipiert worden. Eine prächtige Studie zeigt den Bischof von Sorrent in einer Prozession mit lebendigen Gruppen.

Es war ein „Stilleben“ ohnegleichen: „Die Abende verbringen wir gemeiniglich mit Meurons und einem alten deutschen Baron namens Both. Da wird geraucht und gestickt und dabei das Leben Cäsars von Napoleon gelesen.“ Daß den Beiden unter solchen Umständen der Abschied von Capri schwer wurde, ist wohl begreiflich: „Fast hatte ich im Sinn, bei Nacht abzufahren, um all die ungemalte Schönheit nicht mehr anschauen zu müssen.“

Am 15. Juni reisten sie. Doch der Gedanke, von nun an „in Basel als ehrsamer zünftiger Burger auf Jahre niedergelassen zu sein“, wollte ihm noch nicht recht munden: „So lieb mir meine Vaterstadt mit Verwandten und Freunden (ist), so ist eben doch mein Künstlerberuf dort oft so gar nicht am Platz.“

Anfangs Juli war er aber dann doch in Basel und stellte bald darauf im Stadtkasino drei Bilder aus: Erstens den „Abend im Tessin“, vom Jahre 1863. Er hatte das Bild erst nach der Rückkehr aus Italien beendigen können, und so war auch ihm die Glücksstimmung zugute gekommen: Im letzten Sonnenglühen steht da die Kirche von Biasca mit ihrer Treppe und ihrer schlanken Säulenvorhalle. Von den Stufen herab kommt eine Frau mit einem Kinde. Ihr entgegen steigt ein alter Mönch die Treppe hinan; freundlich neigt er sich und streichelt das Kindchen. Links unten knien Beter. Hatte sich Gottfried Keller beim „Marientag“ noch „eine Novelle“ denken können, hatte auch G. Kinkel in „**Mariuccia alla fontana**“ noch ein wenig die Episode einer Erzählung gesehen — im „Abend im Tessin“ ist das überwunden: Es ist nur noch ein Stück

Leben, keine Geschichte mehr, und doch zieht es an, ergreift und haftet in der Seele, einfach weil hier das Stück Leben und Natur durch den Genius eines Künstlers die Weihe empfangen hat. Was braucht's mehr? Das zweite Bild war der „Mittag auf Capri", d. h. ein lauschiges Plätzchen in einem von hohen Gebäuden umgebenen Hof, von dem aus sich aber ein Blick aufs Meer öffnet; auf den Fliesen spielen Kinder; die Steintreppe hinunter kommt eine Wasserträgerin. Das Bild ist von sonnigstem Licht erfüllt, das von den glastigen weißen Mauern blendet, vom Meere her flimmert und durch die Zweige eines Bäumchens auf die spielenden Kinder seine Flecken wirft: ein Ausschnitt aus süditalienischem Leben, wie er sich in den Skizzenbüchern oft genug findet; hier aber im frohen Leuchten der natürlichen Farben. Als drittes Gemälde hing da der „Frühlingsmorgen in Pompeji", eine helle antike Szene von entzückender Grazie: Ein Mädchen liegt in einem Pompejaner Hausgärtchen unter blühenden Büschen und lockt eine Taube. Das Bild zeigt ganz den neuen lichteren Kolorismus Stückelbergs. Es ist klar, aber von vornehmer Diskretion und Intimität. Wieder etwas ernster ist er dann bei der ungefähr gleichzeitigen „Römischen Dilettantin"; doch ist die Farbe auch da durchsichtig und weich, dem edlen Fluß der Linien harmonisch angeglichen. — Eine Frucht der Capreser Studien war ferner das lichtvolle, heute in Amerika weilende Bild „Santa Lucia", wo ein junger Mandolinenspieler drei schönen Mädchen vorspielt. Hinten schimmert das Meer; singende Fischer kommen herauf. Eine Studie zu Frauen, welche die Heimkehr der Fischer erwarten, ist hingegen nicht ausgeführt worden. Im Jahre 1867 ist ferner die reizende Kreidezeichnung „Bocciaspieler in Anticoli-Corrado" entstanden, die der Basler Kunstverein besitzt; ein Stückchen Kinderleben aus der Zeit, da der Maler allen Äußerungen des italienischen Daseins mit so unendlicher Liebe nachgegangen war. Der Gegensatz der bewegten Jugend zu der

behäbigen Ruhe des zusehenden Abbate ist von vorzüglicher Wirkung. Für das „Schweizerische Künstleralbum" von 1873 hat Stückelberg das Bild später auf Stein gezeichnet. Es ist auch in der Autolithographie von bester Wirkung: Die durchleuchteten Schatten besonders sind in der neuen Technik vorzüglich herausgebracht.

Bald kam auch wieder ein öffentlicher Auftrag; abermals handelte es sich um Denkmalartiges: Stückelberg mußte die Zeichnungen zu den vier Statuen am Eingang des Kannenfeldgottesackers entwerfen: Daniel, Moses, Johannes und Paulus. Die beiden ersten wurden von L. Ruef, die dritte und vierte von R. H. Meili ausgeführt. Mit dem letzteren kam es zu Differenzen wegen des Paulus; das Bauamt entschied schließlich für Meilis Abänderungen. Mißmutig ließ Stückelberg den Bildhauer gewähren; sein Honorar, bat er, möge man den beiden Skulptoren verteilen.

Im selben Jahre 1867 (am 17. August) wurden die Ehegatten Stückelberg mit ihrem Erstling beglückt: „Als ich am Schlüsselberg in Basel Anselm Feuerbach (der damals Fräulein Charlotte Kestner malte) die eben erfolgte Ankunft des jungen Erdenbürgers mitteilte, gratulierte er mir im Sinne seines Vermächtnisses, das die überlebende Mutter herausgegeben", heißt es in der Selbstbiographie. — Seit dem Jahre 1860 war Stückelberg fast jeden Frühling, meist mit Freund Koller zusammen, nach Paris zum Salon gegangen. Diesmal reiste er allein. Nach der Rückkehr berichtete er dem Freunde über allerlei Kunsteindrücke, die er auf der Weltausstellung empfangen hatte: „Ich habe mir manchen neuen Namen gemerkt, der alle Achtung verdient, hier ein Orchardson unter den Engländern, dort ein Rosales unter den Spaniern — aber trotz und alledem kamen mir die alten Meister der Renaissance je größer vor, je frischer der Eindruck moderner Kunst im Gedächtnis lag. Die einfache Größe, die Einfalt, welche die Meister im Louvre kennzeichnet,

wie himmelhoch steht sie über der Geschicklichkeit und der Tonraffinerie der Epigonen. Mit den alten Niederländern können Willems, Stevens, Knaus und Meissonnier flott konkurrieren; aber wie nimmt sich ein Cabanel und die ganze jetzige französische Historienmalerclique neben ihren Vorbildern aus. Die Scheingröße des Cabanel'schen Adam, die Koketterie des Evaschmerzes, wie abstoßend modern! Michel Angelo und Correggio, mit denen Cabanel konkurrieren will, wie würden sie sich für die Vergleichung bedanken — aber Mr. Cabanel est hors concours. Unter den Modernen haben mich nur diejenigen angezogen, welche schlicht und unentwegt ihre Individualität geben." Da nennt er den „ehrlichen" Breton, den „respektablen" Millet, die „sehr bedeutenden" Rousseau und Daubigny. — „Mit gutem Willen der Anerkennung, ich hatte unendlich von ihnen rühmen gehört, ging ich in die bayrische Ausstellung. — Da fand ich die Sujetmalerei in ihrer höchsten Blüte und freute mich nur an den Ausnahmen von der Regel. Die Pietà von Feuerbach hoch oben gehängt und unbeachtet, dagegen von Bewunderern umlagert der Idylliker Volz!" Immerhin traf Stückelberg auch dort „Leute von Geschmack und Talent": Ramberg, Victor Müller, Horschelt, Adam und Lenbach. — Diese Briefstellen teilen wir nicht mit, um Stückelbergs Urteile über Andere zu belegen; aber man mag daraus ersehen, nach welcher Richtung sein eigenes künstlerisches Ziel lag: „Schlicht und unentwegt die eigene Individualität geben", das ist sein klar — nicht nur in diesem Briefe — prononcierter Grundsatz; nur wo er diesen befolgt sieht, also nur im Wahren und Echten, Unschulmäßigen, erkennt er Kunst, die des Bestehens wert ist.

Das Jahr 1868 sollte ihn noch viel weiter als Paris führen. Er mußte im April einen kranken Stiefbruder in Bordeaux besuchen und heimholen. Während der Leidende noch im protestantischen Hospital zu Bordeaux gepflegt wurde, reiste Stückelberg nach Madrid; „denn Velasquez schien mir stets der

gesundeste Lehrer zu sein, und ein wenig maurisches Spanien in Wirklichkeit zu betrachten, wollte ich mir nicht entgehen lassen." Schon die Reise bot ihm des Interessanten genug: Es existiert ein kleines Skizzenalbum, in das vom rüttelnden Eisenbahnwagen aus eine Reihe französischer und spanischer Landschaften aufgenommen sind. Anderes ist dann in ruhigerer Lage gezeichnet: Aranjuez z. B., dann Toledo, wo er außer der Landschaft auch einmal ein schelmisch aus einem Fenster blickendes Mädchen festgehalten hat. Dann Madrid und dort vor allem der Prado, die Gemäldesammlung. Über das hohe Glück, das er darin genossen hat, gibt es mehrere Zeugnisse: erstens ein Skizzenbuch mit Zeichnungen nach Velasquez, Murillo, Tintoretto und Pordenone, zweitens Briefe an die Gattin und an den Freund R. Koller in Zürich. In einem der Schreiben an Frau Stückelberg heißt es am 3. April u. a.: „. . . Herrlich müßte es sein, unter dem Palettengejubel von Velasquez, Tizian, Rubens und Comp. ein Bild zu malen. Nirgends in meinem Leben hab' ich so wohlerhaltene Bilder aus dem 16. und 17. Jahrhundert gesehen. Velasquez ist ein Nonchalant, dem ich bloß Franz Hals an die Seite zu setzen wüßte. Welche Unmittelbarkeit, welche Anspruchslosigkeit spiegelt sich in seinen Sachen. Meine kleine Infantin *) habe ich in wenigstens vier Variationen hier vorgefunden, das eine Mal in einem unerhörten Reifrock und von einer Häßlichkeit, die für solide Eltern, die ihr Kind malen lassen, unbegreiflich scheint; damals schätzten die Besteller die Wahrheit der Darstellung wie die Maler. Murillo ist ein gutmütiger bourgeois im Vergleich mit dem Übermute eines Velasquez; er sucht seine Gottesmutter schön zu bilden, es gelingt ihm aber nur ausnahmsweise. Velasquez verzichtet aber auf alles Idealisieren; er ist der größte Improvisator im Porträt, der

*) Vgl. oben S. 19.

erste Photograph sans machine. Vielleicht werde ich zeitlich einer der letzten sein. — Ist man im Begriff, sich stark für die genannten Realisten zu begeistern, so erscheint plötzlich, ernst und feierlich, der Maler aller Zeiten, Rafael. Das wäre allerdings schöner, einer Maria und einer Elisabeth Rafaels im Leben zu begegnen als einem Philipp II. oder IV. mit ihren verzogenen Gesichtern und ihrem einmal verschlossenen, das andere Mal blasierten Wesen. — Von Rafael sind ferner da ‚lo Spasimo' und mehrere heilige Familien, auch dieselben Porträts, die teils im Louvre wiederholt sind. Heute habe ich bloß Übersicht genommen; morgen geht's ans Detailstudieren: welch ein Genuß!" . . . . Nach eingehenderer Bekanntschaft mit den Bildern des Prado schreibt er dann am 5. Mai an Koller: „Läßt Velasquez sich durch seine Phantasie hinreißen, so verunglückt sein Werk in dem Maße, als Rubens' Geist triumphiert. Tizians verklärte Wirklichkeit tut zwischen beiden unendlich wohl. Ich schwärme für sein Reiterporträt Karls V.: In brillanter, reich verzierter Rüstung sitzt er hoch auf einem Rappen. Als Hintergrund gibt der Waldsaum und der Abendhimmel dem Bild noch einen besondern Reiz. . . . Velasquez hat mit der edeln Muse so zu scherzen gewagt, wie man's einem andern kaum erlauben würde: Seine Bettler und Zwerggebilde . . . . haben ihm ganz besonderen Spaß gemacht. Auch das fade Gesicht Philipps IV. konnte ihm nicht verleiden. Dutzendmal existiert sein Porträt, immer ähnlich und immer verschieden. An Kinn und Mund scheint er etwa einmal fast Spott ausgelassen zu haben." . . . . Wie alles das auf Stückelbergs Persönlichkeit wirkte, geht dann wieder aus dem Brief an seine Frau hervor, wo es weiter heißt: „. . . . . . Ich glaube, das Studium der spanischen Maler wird von Einfluß sein auf meine künftige Arbeit; es gab selige Momente, wo ich glaubte, ich könne auch ein Riese werden; ich werde mich aber bemühen, nie ein Zwerg zu sein, sondern den eigenen Gedanken und nur diesen frank

und frisch ohne Brimborium, wie ihn der Schöpfer verleiht, auf die Leinwand zu bringen. Einem andern werde ich, wie ich mich kenne, meiner Lebtag nichts entleihen müssen. Selig ist der Mann, der wenig über Kunst gelesen und den Pariser Salon nicht als seine Ambition erachtet. Frei wie der Vogel lebten Tizian und Velasquez, und wenn sie nisteten, legte jeder seine eigenen Eier, und keiner machte es wie der Kuckuck. Und Giorgione, was war das ein ganzer Mann, welch ein Originaldichter, wie unverständlich dem Philister, wie traumbeseligend dem poetisch Angelegten.

Und sollte ich noch nach all dem Schönen vom heutigen Stiergefecht reden? Denke Dir Reiter auf Pferden trabend, denen die Eingeweide heraushängen; denke Dir schwer verwundete Stiere mit zwei Degen, die bis zum Heft stecken, im Genick, immer aufs neue gereizt, den Gegner zu suchen, den Matador, der die Reina de las Spagnas kniefällig um die Gnade bittet, dem Tier den Garaus machen zu dürfen; die 12,000 Zuschauer, die jauchzen und zischen je nach dem Erfolg des Kämpfers oder des Stieres. Vier Pferde und fünf Stiere blieben tot, als Herr Ritter*) und ich vor Schluß den Schauplatz des Greuels verließen.

...... Du siehst, in Spanien wird man nicht demütiger, aber lernbegierig. . . ."

Die Zeit in Spanien war kurz bemessen: kaum mehr als ein Monat; dann mußte er den Kranken holen und mit ihm heimreisen.

Als Stückelberg wieder in Basel war, ging's nach alter Gewohnheit gleich tüchtig an die Arbeit. Porträtaufträge waren zu erledigen; zwischenhinein aber sann er an allerlei Studien herum. So stammt aus jener Zeit ein Entwurf „Auguren"; ferner ist uns eine „Erscheinung der Madonna an einen

*) Gustav Ritter, Tuchfabrikant in Aachen.

Traurigen" aufgefallen; ebenso rang der Genovevastoff nach künstlerischer Gestaltung in ihm. Auch ein „Johannes auf Patmos", ein Bild, das erst viel später ausgeführt wurde, hat ihm damals vorgeschwebt; nur ist da, der Entstehungszeit entsprechend, die umgebende Landschaft die Piccola Marina von Capri mit dem Arco Naturale, während das 1898 ausgeführte Bild den Apostel in einer südfranzösischen Rivieragegend zeigt. Interessant ist ferner ein „Napoleon auf St. Helena", groß empfunden und — schon in der flüchtigen Farbenstudie — von bemerkenswerter psychologischer Vertiefung. Man sieht: Die Stoffe drängten sich bei dem Maler. Wenn er aber dann neben den Porträts, die er ausnahmsweise einmal „angenehme Intermezzi" nennt, zum Bildermalen kam, so war es an den „Marionetten" und am „Eremiten von Maranno". Das Jahr 1868, in welchem die beiden Werke gemalt worden sind, brachte dem Maler noch manches, Schlimmes und Gutes: In St. Petersburg starb sein lieber Freund Giovanni Reimers im Wahnsinn: „Wie alle Enthusiasten", sagt Stückelberg in der Selbstbiographie, „war er in hohem Grade liebenswürdig. Er lebte und dachte nur als Künstler." Angenehm war im Sommer ein Aufenthalt in Amden im Kanton St. Gallen. „Es gab idyllische Momente. Die Felsentreppe über den Walensee erinnerte an den Weg nach Anacapri." Selbstverständlich hat Stückelberg auch in Amden ein Skizzenbuch geführt.

Das Hauptwerk jener Zeit sind also die 1869 vollendeten „Marionetten". Das Bild lächelt noch heute wie am ersten Tage den Beschauer an. Erstlich in seinen wunderbar ruhigen Gruppen, zweitens in der Zartheit und im Silberlichte seines Kolorits. Immer füllt sich Auge und Herz mit Freude vor diesem Gemälde; es ist ein untadeliges Meisterwerk. Kein Wunder, daß es in München begeisterte Anerkennung fand; alle Blätter waren des Lobes voll. In der „Augsburger Postzeitung" hieß es z. B.: „In freierer Weise als Alma

Tadema bringt uns Stückelberg .... einen alten graubärtigen Griechen vor Augen, der Marionetten tanzen läßt. Das ist eine reizende Idylle. Der Alte, der in einer hoch geschürzten Tunica einen hübschen Vorrat hölzerner Puppen hat, die neckische Steifheit derselben, davor sein zierlich hingehockter flötenblasender Sohn, der mit aufmerksamen Augen die Donna des Hauses betrachtet, welche kindlich, ganz ins Spiel verloren, die Blicke ihrer Ehrendame nicht ahnt, welche dem gleichfalls zusehenden hohen Jüngling gelten. Das schöne Auditorium sitzt im Schatten eines Oleanders, während die Myrte am Boden gerade ihre Blüten treibt und ein sonniger Tag über dem glückseligen Lande liegt. Da ist alles reine Schönheit und klare Freude; ein erquickliches Bild, das vielleicht weniger verstanden wird, weil der Künstler jedes brennende Kolorit absichtlich vermieden hat."

Hermann Lingg, der Dichter, besang es in den reizenden Versen:

„Doch kehren wir zurück nach Rom! Nein, halt!
Vorerst noch an dies reizende Gestade!
Dies ist ein Haus Pompejis, die Gestalt
Ist eine Griechin, und da kommt gerade
Ein Mann aus Rom, wo alle Gaukeleien
Zu sehen sind, und zeigt sein Zauberspiel,
Antike Marionetten! Bald zu zweien,
Bald einzeln tanzen sie; es heißt nicht viel
Der ganze Witz; doch welche Anmut spricht
Aus dieser Jungfrau stillem Angesicht,
Und wie voll Neugier schaut das Kind herein!
O diese Seelen, wolkenlos und rein
Und heiter wie ihr Himmel! Froh Gelage,
Musik und Liebe, das sind ihre Tage ....
Ist's wirklich so, und traf kein Mißklang, nie
Ein Schatten ihren Frieden? Oder wie?
Vielleicht nur aus der Ferne blauen Höh'n
Erscheint, was dagewesen, uns so schön."

Stückelberg war selbst nach München gereist. Er traf dort alte Freunde: die Bildhauer Zumbusch, Julius Moser und

Eduard Müller, die Architekten Ende und Usinger, die Maler Pixis, Andreas Müller und F. v. Lenbach. Zu dem Letztgenannten ist er damals in ein besonders enges Verhältnis getreten. Außerdem erwartete ihn Ratsherr Im Hof; der meldete ihm als erster, daß sein Bild die goldene Ehrenmedaille erhalten habe. Es war das Entzücken aller, die es sahen. Heute hängt es im Basler Stückelberg-Kabinett: ein Kleinod des Museums. Schon oft haben wir zwar davor sagen hören, es klinge in figuraler und koloristischer Haltung an andere Maler jener Zeit an: etwa an Laurenz Alma Tadema oder an Louis Hamon; auch an den ältern Charles Gleyre soll es erinnern. Aber von den Ingresschülern wie Gleyre scheidet sich dieses Bild durch seine, trotz dem antiken Kostüm, weit modernere Haltung; Hamons Süßlichkeit sodann ist nirgends darin, und Alma Tadema hat, wenn er auch geschickter sein mag, weder im Stoff je diese Geschlossenheit, noch im Kolorit diese natürliche Wärme. Stückelbergs „Marionetten“ sind jedesmal eine neue Überraschung: Es ist viel mehr Natur und Wahrheit drin als in den meisten Bildern der genannten Andern. Sein Klassizismus ist nämlich kein abgeleiteter; er riecht nicht nach Schule, sondern er ist poesie- und phantasievolle Wiederbelebung des in Pompeji Gesehenen; darum ist die Erfindung so glücklich, darum das Kolorit so angenehm. — Warum sagen wir das? Es ist der objektive Beweis für die Richtigkeit und den tiefen Lebensernst der Briefstellen aus Paris und aus Spanien.*) Wir — haben in dem Bilde immer nur Stückelberg und keinen andern, Stückelberg den Maler und den Poeten, gefunden.

Der „Eremit von Maranno“, zu dem oben**) eine Studie erwähnt worden ist, führte den Maler in die Sabinerzeit zurück. Das Bild ist wieder ein Brunnenstück wie „Mariuccia“; aber die Komposition ist freier, die Landschaft wie die Figuren sind

*) Siehe oben S. 67 und S. 69 f.

**) S. 38.

heller; kurz, auch dieses Bild hat teil genommen an der Entwicklung des Malers und seiner neuen Eigenart.

Sodann malte Stückelberg in jener Zeit sein Familienglück: seine junge Frau mit dem Knaben, der auf einem Lehnstuhl zappelt und die Mutter anlacht. Die Zeichnung ist von höchster Wahrheit und Lebendigkeit, die Lichtführung von besonderer Feinheit. Alle Helligkeit ist auf das Kind gesammelt; die Mutter tritt, dunkel gekleidet, in den dunkeln Grund zurück; nur ihr Gesicht leuchtet ein wenig: in ernster Güte wie das eines Schutzengels. Ein Strahl noch fällt auf die weiße Hand über der Rücklehne des Stuhles. Auch ein Brustbild seiner Frau hat Stückelberg kurz darauf gemalt, schlicht auf einfachen grau-grünen Grund gesetzt, ganz von vorn, weich und licht und doch von kräftiger Plastik. — Von seinen übrigen Porträts seien die an der Ausstellung von 1901 wieder erschienenen drei Damen Gelzer genannt, die als jugendliche Sängerinnen vor zwei Säulen einer Gartenhalle geordnet sind; die Farben der Gewänder, blau, rot, grün, sind mit dem Grau der Säulen und dem Himmel zu einer koloristisch so feintönenden Harmonie verschmolzen, daß auch dieses „Porträt" zu einem Genrebilde von großer innerlicher Noblesse geworden ist. Ein anderes an der Stückelberg-Ausstellung von 1901 wieder sichtbar gewordenes Bildnis jener Zeit ist Herr R. Sarasin als Kind, schalkhaft lieblich in der Haltung, in Licht und Kolorit von erfreulicher Frische.

Stückelberg lebte in Basel recht einsam: „Als Eremit gehe ich nicht einmal auf die Lesegesellschaft", und im selben Briefe vom 21. März 1869, in dem er dies nach Rom schreibt, bedauert er, daß er Böcklin, der damals an den Fresken im Museum malte, nicht häufiger besuchen könne: „Es bleibt beim Atelierbesuch nach oft langen Intervallen". — Er sehnte sich immer und immer noch nach Italien: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch klebt an der Scholle", seufzt er dem römischen Freunde zu.

Dann und wann mußte er dennoch hinaus: „Das Einerlei, in dem wir deutschen Schweizerkünstler leben, macht eine öftere Exkursion nötig; sonst ist Gefahr für beschränkten Horizont vorhanden. Ob nun Paris oder eine andere Expedition, bei der's zu lernen giebt; mir speziell mache ich's zur Pflicht, wenigstens einmal des Jahres aus allem heraus zu fliehen und mit Freunden zusammenzukommen, die leider alle (ich rede von Künstlern) in der Ferne sind." So schrieb er am 4. April 1870 an Koller, um ihn, wie schon so oft, zum Mitkommen nach Paris aufzumahnen. Dort stärkte sie die Freude an der Kunst um sie herum wie eine Vorsommerfrische: „Müßten wir mit der Ermutigung im Vaterland vorlieb nehmen, so wären wir wohl trostlos", heißt es später an Koller. Auch sonst saß Stückelberg nicht immer in seiner Wohnung in der Hebelstraße Nr. 7: Skizzen des Jahres 1870 aus Neubreisach, S. Blaise und von der Froburg weisen auf größere und kleinere Ausflüge hin. Daneben wurde an dem Bilde „Entsagung" gearbeitet, das eine seiner ruhigsten und harmonischsten Schöpfungen wurde. Wie da hinter den zwei Mönchen die Felsen sich auftun und der Blick das Meer gewinnt, das im Dufte flimmert; wie Felsen, Luft und Cypressen mit den zwei Figuren zusammengestimmt sind, hell und doch ernst und ruhig, das ist, wir möchten sagen, von einem Lyrismus, der das tiefste Herz bewegt. Der Schreiber dieser Zeilen kannte dieses Bild seit Jahren: Als Knabe hatte er in der „Illustrierten Schweiz" eine Wiedergabe davon gesehen. Es hatte seither in der Seele gehaftet, und als es dann in der Jubiläums-Ausstellung vor ihm stand in seinem Schmelze, von dem der alte Holzschnitt nichts gegeben hatte, da war etwas über ihn gekommen, wie die Freude an einem Traume, vor dessen Poesieschönheit eine geringere Realität verbleicht und versinkt. Aus der gleichen Zeit (1870) stammt ein treffliches Herrenbildnis; es stellt einen damals schon Verstorbenen, Herrn Gönner, dar: In einen schwarzen Mantel

gehüllt, breit und edel steht er da, die Linke in die Hüfte gestützt, das bleiche Gesicht von dunkelm Haar und Bart umrahmt. Das Bild sieht fast aus wie ein Tintoretto und würde auch die Nähe eines solchen aushalten können.

Den Sommer verbrachte Stückelberg in Roches im Münstertal, das ihm seit seiner ersten Schweizerreise im Jahre 1848 wegen seiner bizarren Felsbildungen eindrücklich geblieben war. Dort empfing er von Oberst Wieland die ersten Nachrichten von den Niederlagen der Franzosen. Auch später in Basel machte sich ihm der große Krieg bemerklich, indem in der Familie seiner Schwiegereltern Flüchtlinge aus Straßburg verkehrten. Auch Verwundete kamen nach Basel; ein bei Wörth blessierter Turco saß ihm Modell, und im Jahre 1871 hielten sich sogar zwei Kommunarden, Courbet-Schüler, die Maler Save und Bochard, zeitweilig im Stückelberg'schen Hause auf. Der Sommer wurde wieder in der friedlichen Taleinsamkeit von Roches verbracht. Stückelberg hat dort oft seine Familie skizziert. Reizvoll, mit wenigen Strichen nur, aber voll Liebe sind alle die kleinen Äußerungen des Lebens festgehalten: die zwei Kinder, wie sie spielen, die Mutter mit dem Jüngsten u. s. w. Auch eine saftige Landschaftstudie von der Birs bei Roches ist damals entstanden.

Die Beschäftigung mit seinen Kleinen regte den Maler zu dem schönen Gruppenbilde des Basler Museums an, wo die Kinder mit einem edlen Windspiel zusammengeordnet sind: Wie frisch ist das bei aller Zurückhaltung des Kolorits, wie innerlich nobel muten uns Auffassung und Durchführung an. Eigentümlich, die frühere Zeit hat da anders empfunden. Im „Schweizerischen Künstler-Album" von 1873 sagt nämlich Gottfried Kinkel, dieses Bild zeige Unsicherheit. „An die Stelle des früheren schwarzen Tons", fährt er fort, „den Stückelberg so schwer los wurde, tritt wie absichtlich ein kaltes Grau, das in der Carnation gar nicht angenehm wirkt. Nachdem der Künstler mit großer Anstrengung erlangt hat, schön malen zu können,

wäre es schmerzlich, wenn er am Ende als Grundsatz darauf verfiele, nicht schön malen zu wollen." Wir aber finden dieses Grau nicht kalt, und die Carnation scheint uns von exquisiter Feinheit. Auch dieses Bild gehört darum zu unsern Lieblingen im Basler Museum. Und wir stehen mit dieser Meinung nicht allein. Als das Gemälde im Juli 1871, mit dem Porträt der Gattin und den „Marionetten" zusammen, in Dresden ausgestellt war, schrieb der Maler Heinrich Hofmann, Professor an der Akademie, dem Künstler: „Mehr als mein Urteil wird es Sie freuen, zu hören, daß . . . mir Prof. Ludwig Richter von einem wunderschönen Kinderbild erzählte, das ihm sehr lieb sei — es war das Ihrige. Ihre Porträts sind entschieden die besten der Ausstellung . . . durchaus harmonisch und schön." Ähnlich lautete später ein Urteil aus Weimar. „Ich wünschte", schrieb da Graf Stanislaus von Kalckreuth, der Direktor der Weimarer Kunstschule, an den Maler, „Sie wären hier gewesen, um die allseitige Freude und Genugtuung zu sehen, die Ihre Bilder hervorbrachten. Das echt Künstlerische in der Farbengebung und das Seelische im Gedanken haben keinen Beschauer kalt gelassen."

Graf Kalckreuth und Weimar. Im Oktober 1871 war der Graf nach Basel gekommen, um Stückelberg für eine Professur an der Weimarer Schule zu gewinnen. Der Maler reiste selbst hin, um die Verhältnisse zu studieren und — lehnte ab. Die Familie Kalckreuth gefiel ihm zwar sehr, ebenso fühlte er sich von den Malern Gussow und von Gleichen angezogen; — „aber wie lange hielte eine schweizerisch fühlende Brust die dortige Hofluft aus!" heißt es in der Selbstbiographie, und an den treuen Zürcherfreund schrieb er: „Noch in Deinen letzten Zeilen predigst Du mir über meine Isoliertheit, und jetzt, wo gute Gelegenheit zu Übersiedlung nach Zentren der Kunst sich böte" — es war noch von einer zweiten Berufung die Rede gewesen — „fühle ich mich mehr als je an den heimischen Boden gefesselt. . . Ich halte dafür, daß eine jährliche Erfrischung unsereinem besser

bekommt als ein Schaffen im Gewühl der Meinungen und auf einem Boden, dessen Natur uns fremd und wenig reizend ist. Und zu allem die goldene Freiheit. . . Ich fühle mich noch gehoben durch das erreichbare Italien, dessen Nähe ich nie gern opferte." Graf Kalckreuth begriff Stückelbergs Ablehnung; er scheint bald darauf selbst bittere Erfahrungen gemacht zu haben und wünschte darum am 17. November 1781 dem Künstler geradezu Glück zu seiner Ablehnung. „Lassen Sie nun", fährt er fort, „des schönen Teils unserer Begegnung mich dauernd erfreuen, die mir den so notwendigen Beweis geliefert hat, daß es noch wahre Künstlerseelen auf dieser Welt gebe, die, ferne von Eigennutz und Ehrgeiz, der Kunst allein einen Tempel in ihrem Innern errichtet haben, der nicht durch Mode und den Wunsch zu glänzen entweiht wird". Stückelberg ist also vor dem Unangenehmen bewahrt geblieben, das sein Landsmann Böcklin als Weimarer Akademieprofessor durchgemacht hat. — In der Weimarer Gesellschaft hatte dem Maler übrigens nicht nur die Familie Kalckreuth gefallen; er war gleich auch in die Goethischen Kreise eingeladen worden und erinnert sich noch in seiner Autobiographie mit Freude der Liebenswürdigkeit, mit der ihn Goethes Schwiegertochter Ottilie empfangen hatte.

Mit der Weimarer Reise hatte er einen längern Aufenthalt in Dresden verbunden und hatte dort, drei Wochen lang Gast in der Familie seines Freundes Viktor von Meyenburg, die Galerien, speziell aber die Holbein-Ausstellung, studiert, auch Frau von Meyenburg gemalt, sowie angenehme Stunden mit Ludwig Richter, den Malern Andreä, Hofmann und andern zugebracht. Auch Kassel sah er und malte dort in der Villa Glitzerburg die Frau seines nachmaligen Freundes, des Konsuls Wedekind; ja, er hätte noch mehr malen können, wenn er hätte fortbleiben wollen; „dazu bin ich aber zu guter Hausvater", schreibt er. — Wie an Ereignissen, so war das Jahr 1871 auch reich an Arbeit: „Porträtbestellungen kommen zu Hauf", meldet

er einem Freund, „... ich werde mit meinen Porträtpreisen aufschlagen müssen, wenn ich Zeit zum Malen meiner vielen angefangenen oder halb vollendeten Bilder kriegen will". Eines dieser Porträts war das des eben genannten Herrn Wedekind, der sich auf der Durchreise nach Italien malen und sein Bild mit dem seiner Frau in einen Rahmen vereinigen ließ. Andere waren in der Stückelberg-Ausstellung von 1901 wieder zu sehen. Eines der schönsten davon war das schon erwähnte der Frau Constanze von Meyenburg-von May. Wir glauben nicht zu viel zu sagen, wenn wir es ein Meisterwerk der neueren Porträtkunst überhaupt nennen, dem wir nur wenig Ähnliches zur Seite zu stellen wüßten. Das Antlitz ist mit wenigen großen Linien und wenigen Farben zu voller, runder Plastik gebracht. Ein weißes Gewand umschließt die edle Büste; ein leichter schwarzer Schleier am untern Bildrande, blaßrote Schleifen im Haar und auf der Brust sind von einer ebenso intimen wie vornehm dekorativen Wirkung. So diskret im Ton, dabei so groß und lebendig in der Auffassung sind nicht viele moderne Damenbilder; der Maler hat hier geradezu ins Monumentale geschaffen. Sodann das Porträt der Gattin, Profil, am Stehpult, wie sie eine „Antwort" schreibt: ein kleines Gemälde, aber von einer Noblesse der Auffassung und einer Frische der Empfindung, die tief innerlich wohltun. Farbig ist das Bildchen von großer Simplizität, und doch ganz eigenartig bedeutend: Wie nämlich der Künstler das schwarz und graue gestrickte Brusttuch, den sog. „Seelenwärmer", dekorativ verwendet hat, das zeugt von einem malerischen Feinsinn hohen Ranges. Ein weiteres Porträt des Jahres 1871 ist Professor Daniel Burckhardt-Werthemann als Kind, und zwar ist er, sehr feintonig, auch in der Zeichnung delikat, als italienischer Schäferjunge gegeben. Der Genannte ist dann nochmals dargestellt auf einem Bilde, das ihn mit drei Geschwistern vereinigt; sie sind geschickt um einen großen Bernhardinerhund herum grup-

piert. Auch farbig ist dieses Bild interessant: Violett, Dunkelblau und Hellblau sind mit dem Grün der Waldumgebung in scheinbar ungesuchte Harmonie gebracht. Im Jahre 1871 sind auch „die Geschwister de Bary" entstanden, vielleicht die Krone der Kinderbilder Stückelbergs aus dem Beginn der siebziger Jahre: Der eine Knabe ist gestorben; Brüderlein und Schwesterlein knien auf seinem Grabhügel; da schaut der Verewigte, ungesehen von den Geschwistern, aber gefühlt, als Engel über die Gottesackermauer und schreibt an die Stelle, wo einst sein Denkstein stehen wird, seinen Namen an die Wand. Es ist ein Bild voll reiner Poesie, aus einer kindlichen Seele heraus als Kunstwerk empfunden, koloristisch von zartester Faktur, in der Zeichnung meisterhaft wie alles Stückelbergische. — Ein größeres Werk des Jahres ist „Die Wahrsagerin" (heute im Museum in Winterthur), wo in eine nordische Landschaft ein einfacher, aber tief beweglicher Vorgang gesetzt ist: Eine Alte sagt einem jungen Paare aus der Hand der Frau eine böse Zukunft voraus. Fesselt schon dieser Stoff, wird man schon ergriffen durch den angstvollen Ausdruck im Blicke der jungen Gattin, so ist es dann vor allem auch die Farbenstimmung des Bildes, die uns anzieht: Ein feiner, schleierhafter Duft umfließt die Figuren, sowie das Haus und die Berge im Hintergrunde. Was moderne Stimmungsmaler mit raffinierten Mitteln anstreben, hier kommt es, schon 1871, wie von selbst. Es hat damals vielleicht befremdet; in der Ausstellung von 1901 aber hat uns dieses Bild gerade durch seinen gedämpften Ton immer wieder zu sich hin gelockt.

Noch ist ein Ereignis des Jahres 1871 nicht erwähnt worden: Stückelberg erwarb den „Erimannshof" am Petersgraben, eine Liegenschaft, die bis zum Jahre 1838 Eigentum der kunstsinnigen Tante des Malers, Frau Salome Merian-Stickelberger, gewesen war, die den Knaben oft durch Vorzeigung von Stichen erfreut hatte. Der Garten war groß genug, um ein Atelier darin zu bauen; er setzte sich gleich mit seinem Vetter,

dem Architekten R. Lendorff-Berry, ins Einvernehmen, erbat sich auch bei Koller freundschaftliche Räte und erstellte jenes Atelier, welches nun zeitlebens sein Arbeitsort sein sollte: Es ist im Hauptraum achteckig, hoch, getäfelt, einfach dunkel gestrichen, mit einer Art Kuppel gedeckt; die nötigen Nebenräume sind in geschickter Verbindung mit dem Oktogon gehalten; Licht spendet ein hohes Nordfenster. Leider brachte ihm der Hauskauf sehr viel Ungemütliches. Der St. Johann-Schwibbogen, an den ein Teil des Gebäudes sich lehnte, wurde abgebrochen; das erforderte kostspielige Veränderungen (das Haus mußte um ein Fünftel verkleinert werden), einen Expropriations-Prozeß mit dem Staate u. s. w. Kurz, der Maler konnte seines Eigentums nicht froh werden. Er begann aber doch, es auszuschmücken und hat namentlich den Empfangssalon durch seine Kunst zu einem der bedeutendsten Innenräume Basels gemacht, indem er in Öl Figuren auf die Mauern malte: neben die Tür eine Vigilantia und eine Diligentia, gegenüber Sapientia und Caritas: sämtlich Gestalten von jener innerlich und äußerlich so edlen Größe, die Stückelbergs Frauenbilder vom Ausdruck des Gesichtes an bis zur letzten Falte des Gewandes stets kennzeichnet. Die großen Füllungen der einen (fensterlosen) Langwand nehmen zwei Cartons ein: „Daheim“ und „Hinaus“, monumentale Kompositionen, von denen man nur bedauern kann, daß sie nicht in Farben ausgeführt worden sind; prachtvoll frische gemalte Studien existieren aber dazu. Das erste Bild ist eine antike Familiengruppe im Freien, das zweite ein durch die Wogen stürmendes Schiff, auf dem ein Jüngling und eine Jungfrau sitzen.*) In den kleinen untern Füllungen sind, etwa in der Art der liebenswürdigsten unter den pompejanischen Kinderfriesen, Tauben, ein mit Tauben spielendes Mädchen, Kaninchen, Störche

*) Die beiden Bilder sind kürzlich im 4. Hefte von Egon Heßlings Tafelwerk „Dekorative und monumentale Malerei zeitgenössischer Meister“ erstmals veröffentlicht worden.

und das bei Stückelberg immer beliebte Windspiel angebracht.*) Obere Schmalfüllungen enthalten reizende Engelsfiguren, einzeln oder zu zweien. In der Nische über dem Kamin, die die beiden Cartons trennt, steht die Büste Ulrich Zwinglis, das Modell, das Stückelbergs Freund Heinrich Natter als Porträtkopf für sein Zürcherdenkmal geschaffen hat. Das große Panneau an der Schmalseite gegenüber der Tür nehmen zwei blau auf blau gemalte, nackte geflügelte Figuren ein, die vor einem antiken Weihgefäße stehen: „Veritas" liest man als Inschrift: Darüber sind vier schwebende Engel von höchster Grazie angebracht, darunter eine symbolisch-satirische Darstellung des Prozesses um das Haus. Kein Ton in dem schönen Raume schreit; er ist nobel abgetönt und in der weisen Verteilung seiner Dekoration von höchster Anmut. Das alles ist natürlich nicht auf einmal entstanden. Man zählte 1874, als die letzte der am Umbau tätigen Hände endlich ruhen konnte.

Schade, daß dem Künstler die Freude an dem Hause durch Prozeß und teures Bauen so vergällt war. Er trug sich sogar, wie er am 16. Dezember 1874 an Burger in München schreibt, eine Zeitlang mit dem Gedanken, seine „hiesige Bude abzubrechen und italienwärts zu ziehen"; „wo ich hingehöre", fügt er mit sicherer Erkenntnis seiner nie erloschenen Sehnsucht hinzu. „Dennoch spüre ich, wie der hiesige Boden mich mit tausend Fesseln gefangen hält. Vor allem würde die Trennung schwer für meine betagte Mutter."

Auch die Kunstverhältnisse in Basel waren nicht immer ermutigend: „Allem zum Trotz besitze ich zwar immer noch (wenn mir die Zeit nicht gestohlen wird) den Stolz und die Satisfaktion, das zu malen, was ich fühle. Mit diesem scheine ich mir oft im grellen Widerspruch zu dem, was das Publikum will. Dieses kauft von den Ausstellungen, wenn die Zeiten nicht

*) Windhunde liebte Stückelberg so sehr, daß, wenn er ein schönes Exemplar sah, er sich nach dem glücklichen Eigentümer erkundigte.

schlecht sind, mit Eifer das weg, was ein ernster Künstler ... verachtet.“ Aber solche Klagen tönen aus dem Leben jedes wahrhaften Künstlers, und es wäre eigentlich ein schlechtes Zeichen für Stückelbergs künstlerische Qualitäten, wenn er das nicht auch hätte durchmachen müssen.

Er fand Trost in seiner aufblühenden Familie, die er mit liebevoll väterlicher Hand oft und in allen Situationen gezeichnet hat, namentlich wenn sie zur Sommerfrische in dem reizend gelegenen Kienberg im obern Baselbiet, das man seit 1873 mit Roches vertauscht hatte, auf dem Lande war: Da hat der Meister seine Kinderchen belauscht beim Kirschenessen, beim Spiel im Gras, am runden Steintisch und bei der Mutter, deren schlanke, ruhige Gestalt im großrandigen Strohhut auf keiner der Skizzen fehlt. Einmal hat er, es war 1875, seine ganze Familie und sich selbst dazu, auf dem Kienberg auch gemalt. Das kleine Bild mit dem runden Steintisch in der Mitte war auf der Ausstellung von 1901 eine eigentliche Überraschung für Viele; denn es war Pleinair bester Art, ganz aus dem Grünen ins Grüne gemalt: Auf Kleidern und Gesichtern, am Boden und auf dem Tisch tanzen Sonnenflecke, und alle Figuren; der junge Vater Stückelberg, seine Frau und sechs Kinder, sind umflutet von Licht und umspielt von den Reflexen der grünen Umgebung.

Von den übrigen Bildern der 1901er Ausstellung stammten eine ganze Reihe aus den Jahren 1872—1875; vornehmlich Porträts. Stückelberg war eben, trotzdem er sich dagegen wehrte, der Basler Bildnismaler par excellence. Und nicht mit Unrecht; denn in jedem seiner Porträts stecken ein Ernst und eine Größe der Auffassung, dazu eine Summe von zeichnerischem und malerischem Können, wie sie nicht oft zur Schaffung von Bildnissen sich zusammenfinden. Da war aus dem Jahre 1872 ein Bild, welches den Professor Bernhard Riggenbach mit seiner jungen Gattin unter der Tasso-Eiche bei San Onofrio in Rom darstellt.

Die Figuren schienen zwar etwas nachgedunkelt, sie sind aber — namentlich der Herr — prächtig charakterisiert, und wie sich hinter ihnen die duftige Ferne mit dem Blick auf das sonnenleuchtende Rom öffnet, das ist fast so schön wie die Aussicht in den flimmernden Landschaftshintergrund der „Marionetten".

Sodann war das Porträt der Frau Margarete Bernoulli-Berry ein Juwel der Ausstellung. Viele stellten es sogar über dasjenige der Frau von Meyenburg. Man konnte das fast begreifen; denn in weichen Linien und Formen, in schlichten Farben, schwarz und grau, in rein ätherischer Carnation stand hier ein Bild vor uns, wie hingehaucht und doch voll Leben, von einer Seelengüte zugleich, die rührend genannt werden mußte. Uns persönlich zwar zog die kühlere Schönheit der Frau von Meyenburg vor der rührenden der Frau Bernoulli an. Beide Bilder aber sind Kabinettstücke. — Groß und kräftig wirkte daneben das enorm breit und charakteristisch herausgearbeitete Bildnis des Notars Niklaus Bernoulli, des Gemahls der oben Genannten.

Daneben gab es wieder von jenen Kindergruppen, in denen, wie schon gesagt, Stückelberg lange Zeit unübertrefflicher Meister gewesen ist: Da standen hell und lieb drei Kinder La Roche (=Burckhardt), etwas schwerer in der Farbe, aber dafür größer in der Auffassung zwei Kinder Zäslin (=Thurneysen). Immer waren sie, wie auch drei Kinder Christ (=Ehinger), zu ruhigen und doch echt kindlichen Gruppen vereinigt, so daß jedesmal aus den Bildnisaufträgen lebendige Genrebilder wurden. Vom Allerlieblichsten in dieser Art aber war die Familie des Malers selbst. Ein kleines Bild nur: die Gattin des Künstlers mit drei Kindern; das jüngste sitzt ihr nackt auf dem Schoß, die andern schmeicheln sich kindlich hinzu. Es liegt über diesem Stück ein weicher Duft von Reinheit, und aus den hellen Kinderaugen wie aus dem Blick der sorgenden schönen Frau leuchtet etwas von dem Glücke, das unser Meister als Gatte und Vater empfand. Das Bild,

das 1872 entstanden war, ging, zusammen mit der „Wahrsagerin", nach Wien zur Weltausstellung und brachte seinem Maler die Kunstmedaille und eine zweite hohe Auszeichnung, das Ritterkreuz des Franz-Josephs-Ordens, ein.

In jener Zeit ging Stückelbergs Kolorit wieder mehr nach Tiefe und Saftigkeit. Vielleicht, daß der Ernst des Lebens, der ihm oft genug nahe trat, sein im Grunde eher zur Schwermut geneigtes, sorgenvolles Wesen von der lichten Freudigkeit, die aus den Bildern um die „Marionetten" strahlt, zu dieser Wandlung geführt hat. Unangenehm ist sie nicht; ins Dunkel, wie es einige seiner Sabinerbilder zeigen, ist er koloristisch nicht mehr zurückgetreten, auch nicht, wenn er nach alten Studien Stoffe aus dem römischen Gebirg behandelte, wie im „Brunnen von Rocca Ceri", wo ein Mädchen mit Ziegen am Gewölbe steht: Das Licht, das da auf das Kopftuch fällt, das Gesichtchen streift, am Kleid hinuntergleitet und über den Rücken der weißen Ziege flimmert, auch einen Felsensteig und einzelne Steine des Brunnenbogens trifft, ist reicher als auf den alten Bildern dieser Art. Ein Werk ähnlichen Sujets sind die „Zigeuner an der Birs": ein bewegtes Stück Leben in saftiger, sonniger Landschaft, das in Roches angefangen worden war. Auch „Köhler im Jura" sind während eines Aufenthaltes im Birstale konzipiert und dann in Basel vollendet worden.

Zu den besten Tafelbildern aus den beginnenden siebziger Jahren gehören „Narcissus" und „Echo" (1872), beide, namentlich das erstgenannte, vortrefflich gezeichnet und modelliert, beides nackte Körper in der ganzen Vollendung menschlicher Schönheit, in den Farben leuchtend und doch von weicher Tönung. Beide sind in kraftvoll durchgearbeitete, tieftonige Landschaften gesetzt, in denen Stückelberg immer Meister gewesen ist.

Ein größeres Figurenbild aus jener Zeit (1874) ist das „Helvetische Siegesopfer" (heute im Imthurneum in Schaffhausen) mit fünf Menschen in einer frischen, grünen See- und

Waldlandschaft: eine Komposition von ruhiger Mächtigkeit der Figuren. Der Maler schreibt darüber an seinen Freund Burger, das Bild habe durch die westliche Schweiz die Runde gemacht und sei in Aarau, Bern und Genf enthusiastisch aufgenommen worden; er habe auch „an diese Arbeit ganze Liebe und mehr Zeit gewendet, als an ein Dutzend Porträtbilder". Ein anderes Bild, „Friedensstörer", später „Helvetischer Bogenschütze" genannt, ist zu derselben Zeit entstanden, aber nachher übermalt worden; als es in der 1901er Ausstellung erschien, machte uns speziell seine Landschaft den Eindruck eines ganz kühnen Wurfes in Stückelbergs Gesamtwerk, hat er doch darin einen grünen Himmel gewagt, der aber trotz allem Seltsamen durch seine Natürlichkeit überraschte. Die Schützenfigur, beinahe nur Staffage dieser Landschaft, ist famos gestellt und sorgfältig gezeichnet, als Silhouette vorzüglich behandelt.

Ins Jahr 1874 fällt Stückelbergs erste Bekanntschaft mit Freskomalerei: Er hatte sich längst darnach gesehnt, ihre Technik kennen zu lernen, da der Traum seines Lebens ja seit der Antwerpner Zeit die große Malerei gewesen ist. Nun war ein guter Bekannter unseres Meisters, Antonio Barzaghi-Cattaneo, mit Fresken-Aufträgen für die Kirche in Horgen betraut worden, und er erbot sich, dem Basler Freunde die Technik zu zeigen. „Polweit", sagt Stückelberg in der Selbstbiographie, „gehen unsere Richtungen auseinander; aber ich danke ihm doch von Herzen für seine Anregung zu der traditionellen italienischen Behandlung des Fresko."

Im Mai 1875 weilte Stückelberg wieder einmal mit Freund Koller in Paris; da rief ihn der Tod seines Schwiegervaters, des Herrn Eduard Brüstlein, nach Basel zurück. — Den Sommer verbrachte er wieder auf dem Kienberg. Wie er da sein Familienglück gemalt hat, wissen wir. Es war nicht ganz ungetrübt: Die Gesundheit der Gattin, der Mutter seiner vier Söhne und zwei Töchter, war erschüttert, und als dann im

September ihre eigene Mutter, Frau Cecile geb. Du Pasquier, dem Gatten ins Grab folgte, bedeutete das eine Verschlimmerung. Der treu besorgte Stückelberg, der damals in Maienfeld das oben*) erwähnte Bildnis der Frau Nina von Sprecher und ihres Söhnleins Anton Herkules malte, holte die geliebte Gemahlin von der Leiche ihrer Mutter in Wavre bei Neuenburg weg und machte mit ihr eine Herbstkur in Montreux: Auch von diesem Aufenthalte berichten Zeichnungen in einem Skizzenalbum. Dann verordnete er ihr für den Winter einen Aufenthalt im Süden. Fünf Kinder wurden an Verwandte in Basel, Schaffhausen und Wavre verteilt; nur das älteste, damals sechsjährige Töchterchen wurde als „Trostengel" mitgenommen, als die beiden Ehegatten nach Cannes abreisten. „Kurz bevor wir Basel verlassen, stürzt ein Orkan die mächtigen Pappeln an den Portalen unserer Gärten**) am Petersgraben. Am 28. November sehen wir in Marseille das blaue Meer des Südens wieder." Man hört noch aus dieser mehr als zehn Jahre später geschriebenen kurzen Äußerung etwas wie das Glück erfüllter Sehnsucht heraus. Es dürfte damals plötzlich aus dem Antlitz des Malers der schmerzlich-elegische Zug gewichen sein, den ein im Stückelberg'schen Familien-Album aufbewahrtes Selbstporträt aus dem Jahre 1875 zeigt.

Angesichts der prächtigen Natur lebte der Künstler neu auf. Der Winter war so milde, daß man im Freien zeichnen und malen konnte und daß im Januar Schmetterlinge über den Glücklichen dahin flogen. Alles war schön und gut: Die Gesundheit der Gemahlin besserte sich; die Verpflegung im Hotel de Genève ließ nichts zu wünschen übrig; die Gesellschaft war reizend, meistens Schweizer, mit denen sich dauernde Freundschaften anknüpften und mit denen man Spaziergänge und

*) S. 58.

**) An Stückelbergs Liegenschaft grenzte am Graben diejenige seines (†) Schwiegervaters.

Seefahrten in der paradiesischen Gegend machte: nach Vallauris, nach Napoule, nach Cannet, auf die Höhe La Croix, nach St. Cassien und nach den Lerinischen Inseln. Natürlich wurde mit Lust gezeichnet und gemalt: das Meer, der Strand, die Tiere, die Menschen: Hirten mit ihren Herden, Kinder, Bauern, Frauen, allerhand Volkstypen. Und zwar füllte sich nicht nur das Skizzenbuch mit diesen flott und sicher, meist mit wenigen trefflich sitzenden Strichen festgehaltenen Dingen an; es entstanden auch Ölstudien, z. B. ein großes Meer- und Landschaftspanorama von Cannes, in welchem die See in majestätischer Bläue rollt; auch die Insel Ste Marguerite ist einmal — in einer fein ausgeführten Bleistiftzeichnung — dargestellt worden.

In der Farbe zeigen diese Studien von 1876 sämtlich die neue Entwicklung Stückelbergs: Die im Familienbilde von 1875 erstmals auftretende natürliche Kraft hält sich; die Periode des Silbergrau ist endgiltig vorbei.

Nachdem Stückelberg im Februar den ebenfalls zur Kur in Cannes weilenden Glarner Landammann Dietrich Schindler gemalt hatte und das Wohlbefinden der Gattin dauernd gesichert war, reisten die Beiden mit dem Töchterchen Ende Februar westwärts nach dem in der französischen Malerwelt wohlbekannten St. Raphael. Es hatte den Maler angelockt durch eine Felsküste, die ihn lebhaft an Capri erinnerte. Auch dort fanden sie gutes Quartier und angenehme Nachbarschaft, Franzosen und Engländer diesmal. Einer der letztern brachte dem Kinde des Künstlers öfters Jagdbeute: Strandvögel, Schildkröten, Krebse und Seespinnen. Wie sein Töchterchen einer Schildkröte zusieht, das hat der glückliche Vater damals öfters gezeichnet: Die vier Studien sind die ersten Anfänge des nachmaligen reizvollen Bildes „Kind mit Eidechse“. Auch da nun wieder Seefahrten nach St. Aigulphe u. s. w., sowie reizende Spaziergänge nach le Muy, Frejus, den Lions de Mer oder ins Tal des Lauriers roses. Auch hier wieder Zeich-

nungen ins Skizzenbuch und farbige Studien nach der Natur: das Meer hauptsächlich, Felsen, Strandpartien, die der Künstler nun mit Gestalten seiner Phantasie belebte: ein Haus am Meer, eine Küste von St. Aigulphe u. a. Einmal sind die Jünger von Emmaus in eine St. Raphael-Landschaft hineinkomponiert; ferner finden sich aus jener an Anregungen so reichen Zeit Studien zu den „Kindern aus der Fremde“ und eine Landschaft, die dann später zu „Myrtis und Corinna“ den Hintergrund gegeben hat. Auch Porträtskizzen schuf er: z. B. Bekannte vom Hotel und eine Lyoner Krankenschwester. Es lockte den Künstler stark, seine Hütte in Basel abzubrechen und in dieses neue Paradies zu ziehen, das dem sabinischen Gebirge wegen der Milde des Klimas wohl noch vorzuziehen gewesen wäre. Die Zeit von Pompeji-Capri (1866) trat mehr in Vergleichen hervor als die erste Italien-Periode: „Auf dem Friedhof von St. Raphael besuchten wir das Grab Hamons, mit dem wir vor zehn Jahren einen so hübschen Tarantella-Abend bei dem Wirte Rafaello in Pompeji zugebracht hatten. Seine hiesige Villa war eben gebaut, als er starb. O Vergänglichkeit!“ — „Gewaltig zog es mich,“ heißt es ferner in der Lebensbeschreibung, „eine der Villen, die uns um billige Miete angetragen waren, zu bewohnen; aber wie hier die Kinder erziehen? Wir sahen bei Alphonse Karr (dem Verfasser der „Guêpes“, den der Künstler damals kennen lernte) des enfants de rocher. Aber wie ginge es solchen in unserer Heimat?“ Eines dieser Landhäuser, eine „Villa des Lyons“ hat er auch gemalt, ebenso diejenige Karrs, den man im Garten seinen Kohl pflanzen sieht. — Ende Mai 1876 kehrte der Künstler mit den Seinen über Genua und Turin nach Basel zurück. Er vollendete zunächst ein Bild „Villa am Mittelmeer“. Es ist später übermalt worden und trug in der 1901er Ausstellung nebst der Bezeichnung „Spaziergang am Meer“ das Datum 1888. Es ist enorm saftig, war aber bei aller Tiefe der

Töne ein rein harmonisches, uns darum durchaus ansprechendes Werk. Mit seinen goldumsäumten violetten Wolken, seinem matt leuchtenden Meere, seinem Pinienwalde und seinen sanften Weglinien zog es magisch an. — Sodann kamen wieder Porträtaufträge. Auch in diesen blieb nun der Maler bei der neuen Farbigkeit; sie ist, wie schon gesagt, da sie durch die Zarttonigkeit hindurch erlangt worden ist, von aller Schwere frei. Da stammt aus dem Jahre 1877 ein herziges „Kinderporträt", frisch, mit Blumen im Haar und in der Hand, ein leicht geneigtes Köpfchen von lächelnder Unschuld; nicht süßlich, aber lieb und weich.

Das ist überhaupt ein größter Vorzug an Stückelbergs Kinderbildern, daß er nie sentimental wird; es ist immer nur die reine Empfindung, niemals Empfindelei, was er uns gibt. Dies zeigt sich auch in den Einzelbildnissen seiner eigenen Kinder, die er schon 1875 begonnen hatte und an denen er nun weiter malte; sie sind alle farbig außerordentlich frisch, im Licht modelliert, groß in der Auffassung, so daß neben der intim geistigen auch eine famos dekorative Wirkung erreicht ist: so im „Knaben mit Hut", im „Knaben mit der Glocke", im „Knaben mit Blatt", im „Kind mit Kornblume" und auch in dem Freskobilde, das die beiden jüngsten Söhne Vico und Adrian zeigt. Einer der Knaben des Künstlers ist es auch, Herr Alfred St., der als „Schüler des heiligen Benedikt" 1877 in träumerischer Haltung mit einem Raben in der linken Hand vor eine zarte Bodenseelandschaft gestellt worden ist. Dieses Bild ist sehr feintonig, während dann das hübsche naive Mädchen, das als „Veilchen von St. Raphael" bezeichnet wurde und das in ein dunkelblaues Meer blickt, wieder viel kräftiger ist. Dasselbe gilt von dem „Minnesänger", der, von Lichtern umspielt, in eine saftig grüne Landschaft gesetzt ist. Heller ist wieder das große „Sabinerbrautpaar", ein reines, ruhig großes Bild von edlem Linienfluß, und sind die „Kinder aus der Fremde". Das letztgenannte

Werk ist von eigenartiger, wir möchten fast sagen, freskenhafter Auffassung und ist überaus warm empfunden: Linien und Farben klingen darin mit der in den Zügen der beiden Figuren ausgedrückten tiefen Empfindung zu einem ganz klaren und ganz starken Akkorde zusammen.

Ein Hauptwerk dieser neuen farbigen Epoche ist das Familienbild Fichter-Seiler. Vater, Mutter, Tochter und vier Söhne sind zum Familienkonzerte vereinigt: der jüngste sitzt mit einer Flöte zu Füßen der Mama. Das Bild ist außerordentlich natürlich in der Anordnung; ferner ist es voll Licht, und ein Raumgefühl spricht daraus, vor dem in der Ausstellung von 1901 Laien wie Künstler staunten. Farbig ist es geradezu keck: die grüne Seidenecharpe um das weiße Mädchenkleid, vor allem die mit minutiösem Eifer gemalte Zeichnung des Teppichs setzen helle und bunte Flächen und Flecke in das Bild, in welchem, wie gesagt, schon das Innenlicht selbst in wirksamster Behandlung gegeben ist. Darum lebt es wie heitere Wirklichkeit, und sogar der mit dem Cello am Tische sitzende eine Sohn F., der zur Zeit der Entstehung des Bildes schon gestorben war, genießt diese Verlebendigung durch die Kunst eines trefflichen Meisters.

Ein Zeugnis für die neue Farbigkeit der Palette Stückelbergs ist auch das einfache, auf hellroten Grund abgesetzte Porträt von Professor J. R. Rahn, den zu malen ihm, wie er an Burger schreibt, „eine recht liebe Aufgabe war.“ Ebenso nobel kräftig sind ein „Rotkäppchen“ und ein großes Kostümbild: „Porträt von Frl. S. Vischer.“ — Doch nun stehen wir am Anfang der Tellskapellenzeit.

V.

Im Jahre 1876 war vom Zentralkomitee des Schweizerischen Kunstvereins eine Konkurrenz zur Erlangung von Entwürfen zu vier Fresken in der Tellskapelle ausgeschrieben worden; sie sollten bis zum Mai 1877 eingeliefert werden. Stückelberg dachte anfänglich gar nicht daran, sich zu beteiligen; da munterte ihn ein Freund auf, sein Interesse und seine Kompositionskunst auf diesen Stoff zu wenden. Er folgte dem Rat und begann sich ins Fresko hineinzudenken, ins Fresko und in die monumentale Malerei überhaupt. Die Angelegenheit nahm ihn schließlich so völlig ein, daß er, sobald seine vier Entwürfe unter dem Motto „Wenig im Entwurf, Alles in der Ausführung" an das Zentralkomitee abgeschickt waren, nach Italien reiste, um gründlich Fresken zu studieren, und zwar wollte er besonders die moderneren unter den großen Freskanten kennen lernen, Paul Veronese und G. B. Tiepolo. Er trat darum am 21. Mai 1877, bevor die Entscheidung über die Entwürfe getroffen war, die Reise nach dem Süden an, seine sechste, wenn er die kurze Berührung Italiens im vergangenen Jahre als italienische Tour rechnete.

Sie begann mit einem Rendez-vous, das ihm Barzaghi-Cattaneo in Luzern gegeben hatte. Die beiden Schweizermaler fuhren zunächst miteinander nach Mailand, wo Barzaghi wohnte. Stückelberg wurde gastlich aufgenommen und machte sich dann mit einem Italiener, dem Maler G. Gritti aus Venedig, auf den Weg durch die lombardischen Städte. So durchstreifte er, unter kundiger Führung, Bergamo, Brescia, Verona und Vicenza. Im letztgenannten Orte sah er im Landhause des Grafen Valmarana die flotten Fresken Tiepolos und wandte sich dann nach Venedig. Dort traf er zufällig Ludwig Passini, mit dem er einst in Rom zusammengewesen war, und genoß in dessen „Casa Barbier" frohe Stunden in angenehmer Künstler-

gesellschaft: Leopold Müller, Remy van Haanen, Ruben u. a. waren da vereinigt. Mit ihnen fuhr Stückelberg eines schönen Tages nach Treviso, um die Villa Masèr, einen Bau Palladios mit den wunderbar erhaltenen besten Fresken Paul Veroneses, zu besuchen: „Leider tat der Diener in diesem Landhaus sehr pressiert und ließ mir keine Zeit zum Studieren." Dann ging's nach Ferrara und nach Parma. Daß er da seinen alten Liebling Correggio genoß, braucht kaum gesagt zu werden: Er hat damals einen Teil des grandiosen Engelssturmes in der Domkuppel von Parma kopiert. In Bologna mußte die Reise, die nicht einmal zwei Monate gedauert hatte und auf der außer der Correggio-Kopie nichts entstanden zu sein scheint, abgebrochen werden: „Ungern, war ich doch so nah vom Wege nach Florenz und Rom, die ich zehn Jahre nicht mehr gesehen hatte."

Als er heimkam, vernahm er, daß eine langjährige Freundin, Fräulein Charlotte Kestner, die in Basel sich aufhaltende Tochter von Goethes Freund J. Chr. Kestner und Lotte Buff, gestorben war. Er hatte sie als geistig hochstehende Persönlichkeit geschätzt und verdankte ihr manche interessante Begegnung mit hervorragenden Männern und Frauen. Er hat auch ein schönes Porträt von ihr geschaffen. Sie war ihm sehr anhänglich gewesen: „Kaum vierzehn Tage vergingen zwischen ihren Atelierbesuchen," berichtet er im Familienbuche.

Am 1. Juni 1877 hatte die unter dem Vorsitz von Herrn Architekt Ernst Jung in Zürich versammelte Jury*) die sechzehn Entwürfe geprüft, die zur Ausschmückung der Tellskapelle mit Fresken eingelaufen waren. Sie erteilte drei Preise: einen ersten, einen zweiten und eine Ehrenmeldung. Als dann an der Generalversammlung des schweizerischen Kunstvereins in Winterthur

*) Sie bestand aus den Herren ImHof-Rüsch, Alb. de Meuron, Prof. J. R. Rahn, Th. de Saussure, Prof. Jul. Stadler, Architekt Eugen v. Stettler und Kupferstecher Fr. Weber.

am 17. Juni 1877 die Couverts mit den Motti der Sieger geöffnet wurden, ergab sich als erster Ernst Stückelberg, als zweiter J. Balmer (Luzern) und als der mit der Ehrenmeldung bedachte Ed. Lossier (Genf). Stückelberg und Balmer, die anwesend waren, wurden herzlich beglückwünscht.

Die Jury hatte sehr strenge geurteilt. Aus ihrem scharf kritisierenden Berichte geht hervor, daß sie auch an Stückelbergs Skizzen Vieles auszusetzen hatte:*) am Apfelschuß, am Tellensprung und an Geßlers Tod; ganz einwandfrei fand sie nur den Schwur. Von seiner Konkurrenz heißt es aber im Ganzen doch: „Sie ist überlegen durch die Kraft der Darstellung, den malerischen Reiz der Komposition und die große Fähigkeit des Künstlers, der die sämtlichen Aufgaben in einem durchaus originellen Geiste erfaßte. Solche Vorzüge nebst der Erwägung, daß diese Bilder allein die Fähigkeit des Meisters zur Ausführung eines monumentalen Werkes verbürgen, sind es, welche die Jury zu dem einhelligen Beschlusse bestimmten, diese Konkurrenz mit der ersten Prämie zu honorieren." Und das Schlußurteil lautete: „Wer den Schwur entwarf, wer über die Vollkommenheit der Technik und ein so hohes Maß von malerischem Gefühle verfügt, wie es diesen sämtlichen Arbeiten zu Grunde liegt, der wird mit gutem Wollen auch der Forderung zu einer neuen und befriedigenden Lösung der Aufgabe gewachsen sein." Es wurde gleich auch ein Spezialkomitee gewählt mit Herrn Erziehungs- (später Regierungs-)rat J. K. Zollinger als Präsidenten, Herrn Prof. Hofmeister und Herrn Architekten E. Jung; der Quästor Prof. Hofmeister wurde später durch Herrn J. W. Locher-Steiner ersetzt: Männer, die sich nun mit aller Energie der Durchführung der Stückelberg'schen Arbeit widmeten. Der Künstler bekam zunächst seine Entwürfe zurück und stellte sie in der Basler Kunsthalle aus; die Anhandnahme der Modi-

*) Der Bericht ist abgedruckt im „Protokoll der Verhandlungen des Schweizerischen Kunstvereins von den Jahren 1875 bis 1877".

fizierungen versprach er auf das Spätjahr 1877; Ende Mai 1878 hoffte er die Malereien in der „fertigen und völlig ausgetrockneten Kapelle" beginnen zu können.

Vor der Umarbeitung der Skizzen nahm ihn nämlich ein anderer Auftrag in Anspruch: Er sollte in das Treppenhaus der Kunsthalle „Das Erwachen der Kunst" al fresco malen. Er machte viele Studien dazu; über die endgültige Fassung und über den Beginn der Arbeit berichtete er am 16. Juli 1877 an seinen Freund Burger in München Folgendes: „Ich bin wieder im alten Basel und nach Jahren nun einmal mit einer künstlerischen Aufgabe beschäftigt. Ich male gegenwärtig im Vestibül der hiesigen Kunsthalle mein erstes Fresko ‚Wiedererwachen der Kunst': Ein schönes Weib alla Ariadne erwacht vom Hauch des Genius auf parnassischer Höhe. Aus einer Ruinenstadt im Morgengrauen kommen Putten angeschwirrt, zum Teil beladen mit Schätzen. Im Hintergrund eine Künstlerprozession. Ich bearbeite täglich ein ziemliches Stück von Quadratfußen, so daß das Bild in drei Wochen vielleicht fertig ist. Ich habe Mittwoch angefangen und sehne mich auf die ersten vierzehn Tage, danach Urteil möglich ist. Ist es nicht kühn, seinen Lehrplätz im Fresko an solcher Stelle preiszugeben? Doch es ist der Lehrplätz für die vier Fresken in der Tellskapelle; da hab ich endlich einmal Gelegenheit, mich in monumentaler Malerei auszubilden."

Als einen „Lehrplätz" also sah er das Kunsthallefresko an. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist es allerdings eine höchst respektable Leistung: Das Kolorit ist ja nicht überall sehr angenehm; auch ist vielleicht die Komposition stellenweise zu wuchtig für die kurze Entfernung, aus welcher der Beschauer das Bild sieht. Aber innere Größe, sowie schön und edel gewollte Form werden dem Gemälde nie abgesprochen werden können. Übrigens war gleich der erste, der es am 19. August vollendet sah, sehr damit zufrieden; es war allerdings kein Fachmann, aber ein lieber

Besuch, der auch im Museum Kunst intim genossen hatte: General Grant, der gewesene Präsident der Vereinigten Staaten. Kurz vor ihm hatte Kaiser Dom Pedro II von Brasilien den Maler besucht, hatte sich alle seine Bilder zeigen lassen und sich einläßlich über die eben entstehenden Tellskizzen ausgesprochen.

Ende September 1877 wollte der Maler dann daran gehen, aus den umgearbeiteten Skizzen die Kartons zur Tellskapelle zu schaffen. Und mit welcher Lust! „Es ist mir", schreibt er am 29. August 1877, „eine große Freude, nach Jahren endlich einmal im monumentalen Stil arbeiten zu dürfen; in der Schweiz, wo ich seit zehn Jahren angenagelt bin, ist die Gelegenheit eine avis rara!" Und noch deutlicher heißt es an den Freund Johann Burger in München: „Ich freue mich innig, endlich einmal zu wissen, warum ich im Vaterlande geblieben bin". — Die Arbeit an den Cartons zog sich aber noch hinaus; denn die Regierung von Uri beeilte sich mit dem Abbruch der alten Kapelle nicht sehr, und Herr Jung mußte stetsfort tapfer vorgehen, damit die Sache vorwärts marschierte. Stückelberg konnte deshalb im Mai 1878 noch ruhig mit der Gemahlin nach Paris zur Weltausstellung reisen. Er verlebte dort ein paar glückliche Wochen; dann aber ging er nach den kleinen Kantonen, um, wie er sich im Künstlerjargon ausdrückt, für seine Eidgenossen „Köpfe abzureißen, darin sich die Herren Urner erkennen" sollten.

Eine der Studien zur Kapelle, und zwar gerade die von der Jury meist gelobte, erregte sofort einen starken Meinungsstreit: der Schwur. Stückelberg hatte ursprünglich nur drei Figuren in eine einfache, groß silhouettierte, tiefe Seelandschaft hinein komponiert, über der eben das erste Morgenlicht leuchtet. Walther Fürst stand, die Rechte zum Schwur erhoben; die beiden Andern, wie von einem plötzlichen innern Impulse niedergezwungen, knieten und schwuren auf das Schwert: Wer das Bild in der im Winterthurer Museum aufbewahrten Original-

skizze sieht, den packt es trotz der untraditionellen Situation sofort: Man empfindet das Wehen des Geistes, der den alten Mann ernst und ruhig den Himmel anrufen, die andern zwei auf die Knie sinken heißt. Und, wie gesagt, schon die Jury hatte gefunden: „Diese Szene im nächtigen Morgen, da über dem See und den Bergen noch die Sterne funkeln, ist so ergreifend schön und hochpoetisch, daß wir nicht anstehen, dieselbe als die vorzüglichste aller Leistungen zu bezeichnen, die, mag sie auch einen Bruch mit der ganzen bisherigen Auffassung des Gegenstandes bedeuten, eine zündende Wirkung auf weite Kreise nicht verfehlen wird." Aber gerade gegen die neue Auffassung wurde, besonders von Luzern aus, Sturm gelaufen: Sie sei heidnisch u. s. w. Stückelberg aber hielt daran fest; er wußte wohl, daß er hier durch die Abwesenheit aller Assistenz nur das Wesentliche herausgehoben hatte, groß, typisch, stilvoll. Wenn er sich also für die drei andern Bilder auf eine Vermehrung der Figuren einließ, hier wollte er fest bleiben. Aber — er mußte nachgeben. Er tat es zögernd; jedenfalls, so viel wie die Andern wollten, das konnte er nicht gewähren, am wenigsten aber das, daß die Drei als „symmetrisches Trio" in der überlieferten Haltung pathetisch dastehen und die Schwörfinger erheben sollten. Er gab eine kleine Assistenz zu: „Nichts leichter als die Versammlung größer zu machen", schreibt er; „aber Füllfiguren werde ich keine bringen. Ich glaube, mit dem Schwur auf die blanke Waffe werde sich, stehen oder knien einmal recht typische Gestalten um den Fels, auch jene Partei befreunden, welche bisher für die traditionelle Auffassung eingestanden". Architekt Jung wehrte sich männlich für den Künstler, als die Sache, wie er glaubte, endgültig besprochen wurde. Er siegte nach heißem Kampfe, und Stückelberg konnte seine künstlerische Idee für gerettet halten: „Trotz allen Nadelstichen und Kolbenstößen, die seit meiner Prämierung für die Entwürfe zur neuen Tellskapelle geführt worden, sind wir immer noch da und zwar

lebendig und mutvoll", ruft er aus. In einem andern Briefe redet er jedoch auch von „mancher durchwachten Nacht", die ihm durch den häßlichen, durchaus nicht nur aus künstlerischen oder Traditions-Gründen gegen ihn geführten Streit bereitet worden sei. — Aber es sollte doch noch anders kommen, als der Künstler und seine Freunde — „Kampfgenossen" nennt er sie mit Recht — sich dachten.

Einstweilen suchte er sich zum Zwecke von Studien an Land uud Leuten einen passenden Standort in einem der Urkantone. Er dachte zuerst ans „Kreuz" in Sachseln, ging aber schließlich am 9. Juli 1878 mit der ganzen Familie nach Bürglen in den „Wilhelm Tell" und konnte sich im alten Meierturm ein Atelier einrichten. Es galt zunächst, Modelle zu finden. Am Anfang war das nicht so leicht, da das „Sitzen" für die Leute etwas Ungewohntes war. — Er suchte sie vornehmlich in der Kirche, die sich schon in den Sabinerjahren als so ergiebig an künstlerischen Motiven erwiesen hatte. Da setzte er sich gewöhnlich in Bürglen, in Schattdorf oder in Erstfeld, mit einem kleinen Fernglas bewaffnet, auf die Empore und studierte die Männer; seine Gattin saß unter den Frauen und Mädchen und merkte sich dort die typischen oder besonders schönen Gesichter und Gestalten. War dann die Kirche aus, so trat er unter das Volk und traf seine endgültige Wahl. Zuerst war er, so berichtete das „Urner Wochenblatt" am Tage nach seinem Tode, der mißtrauisch betrachtete Fremdling, bald aber der freundlich begrüßte und angesehene Künstler. „Wer eine Einladung erhielt, im Meierturm sich malen zu lassen, folgte willig. Die Auserkorenen merkten mit Befriedigung, daß an ihnen etwas Apartes entdeckt worden sei, und überhin bezahlte der Künstler ein gutes Sitzgeld. Herr Stückelberg traf, was er sich verschaffen wollte, in großer Auswahl: die kernigen, trutzigen Männer, die blühenden, kräftigen Jünglinge, die holde Weibsame, frisch wie Milch und Blut, und auch zwei Väter Kapuziner

aus dem Altdorfer Kloster mischte er unter das Volk, sie darstellend als Freunde desselben und als treue Söhne ihrer Heimat. Herr Stückelberg genoß allseitiges und großes Ansehen im Lande Uri, und die Bürgler hätten ihn wohl zum Ratsherrn gewählt, wenn er es nur gewünscht hätte." In allen diesen Mal- und Modellangelegenheiten fand er freundliche Helfer in dem jungen Wirtspaare Villiger-Epp zum „Tellen", sowie in den trefflichen Pfarrherren Gisler und Denier, „die beide sich nicht nur für seine Malerei interessierten, sondern oft auch die Landleute zum Modellsitzen überreden halfen." Auch die Behörden waren ihm freundlich gesinnt; Ständerat Muheim hatte seine helle Freude schon an den ersten Studien.

Doch es gab auch Bitternisse in die viele Freude hinein; so, als der Künstler von der Urner Regierung ein Schreiben erhielt des Inhalts, die alte Tellskapelle am See werde nicht abgebrochen, bis der Schweizerische Kunstverein die Versicherung gegeben habe, daß beim Rütlischwur die drei Eidgenossen stehend dargestellt werden sollten. Das war ein Schlag gegen sein Künstlertum. Stückelberg beantwortete den Brief höflich, aber bestimmt. Es nützte jedoch nichts. Das „Vaterland" in Luzern und die „Grenzpost" in Basel ließen „eigentlich Pfeile auf den Schwur hageln", und der Basler „Volksfreund" meinte sogar, „die Ehre Basels verlange Einschreiten." Alle diese Blätter kramten lang und breit ihre Weisheit aus, so daß Stückelberg einmal unmutig schreibt: „Jeder Schuster trennt sich von seinem Leist, und jeder Stiefelwichser sagt mir, was ich malen soll. Wir müssen uns nächstens bei der ‚Grenzpost' und beim ‚Vaterland' erkundigen, wo die Schweine sind, welche die besten Borstpinsel fürs Fresko liefern." Unter solchen Umständen war es ihm eine rechte Herzensfreude, den lieben Freund Ernst Jung einmal in Bürglen zu sehen und von ihm zu hören, daß Autoritäten in Kunst und Kunstkenntnis auf seiner Seite ständen: die Maler Koller, Veillon, Castres, Robinet, der Bildhauer von Meyenburg;

Prof. Rahn, Ratsherr Im Hof u. A. — Es nützte aber wirklich alles nichts; er mußte sich schließlich dem urnerischen „Befehl“ fügen, die drei Rütlimänner aufrecht darzustellen: Dabei tröstete er sich mit dem Wort „Dolce è ‚pro patria‘ morir, ma meno dolce il vivere sopra questa terra benedetta“. Dennoch kam es ihn bitter an, von seinem künstlerischen Gedanken für die Gestaltung des schwierigsten der vier Bilder zu lassen. Aber er mußte noch — die schriftliche Zusicherung war nicht genug — der Regierung von Uri das Handgelübde darauf ablegen, daß er alle drei Männer im Rütli als stehend malen wolle.

Am 26. Oktober reiste Stückelberg nach Hause: Vierzig Studien waren die Ausbeute des Sommers und die Frucht angestrengter, aber herzerfreuender Arbeit, die ihm über alles Schlimme jeweilen am besten hinweggeholfen hatte. — Die alte Kapelle am See war aber noch immer nicht abgebrochen, so sehr Künstler, Kunstverein und Freunde die Urner Baubehörde antrieben.

In Basel malte er weiter Studien nach einem „markigen Alpensohn“. Nach diesem und anderen Modellen zeichnete er damals in Kreide jene Mappe voll Details, die sich in seinem Nachlasse findet und deren Blätter von einem ganz erstaunlichen Ernst in der Durchdringung des Stoffes zeugen: Köpfe, Arme, Beine, Hände, Gewandteile; Einzelheiten bis auf die Handschellen, dann auch ganze Figuren und Gruppen von solchen wurden aufs emsigste durchstudiert. Landschaften, z. B. das Rütli und die hohle Gasse, auch Häuser und ihre Teile, Gebälk, Beschläge hatte er an Ort und Stelle gemalt. Auch Tiere, z. B. Hunde, waren da aufgenommen worden. Pferde zeichnete und malte er nach edlen Rossen, die ihm Herr Karl Vischer-Merian freundlich im Garten vor dem Atelier zur Verfügung stellte. Danebenher laufen farbige Skizzen für das neu zu schaffende Schwurbild. Kurz, der Winter war aufs beste ausgefüllt, so daß er kaum merkte, wie die Zeit flog:

„Der dicke Schnee des Jahres 1878 hat sich in meinen Bart gesetzt, und leider kann keine italienische Sonne denselben schmelzen," schreibt er wehmütig dem „fürgeliebten" Giovanni Burger zu Neujahr 1879 nach München; „Im Winter schneeig, im Sommer dornig, so lautet mein curriculum vitae; doch die Blümlein des Lenzes werden auch wieder kommen, und des Herbstes Frucht wird der Sensenmann zu gunsten der Nachkommen auch noch verschonen, ist er doch schon oft an unserer Hütte vorbeigegangen mit seinem unheimlichen Grinsen. Aber warum liegen so viele, die zu unserm Glücke gehörten, dahingemäht? — Denken wir dieser beim Jahreswechsel. Welch ein Paese mag unsern guten alten Reimers begeistern? Seid mir gegrüßt, ihr Schatten alter treuer Kriegsgenossen! Ich vergesse auch Simon nicht."

Im Frühjahr 1879 waren die beiden Cartons für die zwei schwierigsten Tellskapellenfresken fertig, den Schwur und den Apfelschuß, das erste Bild mit 16, das zweite mit 46 Figuren. Von einem Beginn der Arbeit in der Kapelle konnte aber auch für 1879 keine Rede sein, da der Neubau am See sehr langsam vorwärts ging. Stückelberg wollte also nochmals nach Bürglen gehen, um Studien zu machen. Krankheit der Kinder verzögerte den Auszug. Der Maler fand unterdessen Zeit, seine teure Mutter, die von Wald (Appenzell) *) her nach Basel gekommen war, zweimal zu porträtieren. Es sind wundervolle Bilder. Das eine davon, das Kniestück, hatte 1901 mit Recht einen Ehrenplatz in der Ausstellung erhalten. Das liebe, tief von Falten durchzogene Gesicht der alten Dame leuchtet da aus dem Dunkel hervor; nur die Hände, von denen die eine das Kinn stützt, sind noch Lichtpunkte. Aber was liegt nicht alles in diesen schlanken Händen! Und dann die grauen Augen, wie blicken sie voll Güte! Man sieht, an jedem Zuge dieses Bildes

*) Pfarrer Schläpfer war von Reute nach Wald übergesiedelt.

hat tief verehrende Liebe gearbeitet, und das Resultat ist denn auch ein Werk geworden, das dem, der es aufmerksam betrachtet, so sehr ans Herz wächst, als stellte es die eigene Mutter dar. So hat Stückelberg auch hier aus dem Individuellen ins Typische hinaufgeschaffen, ohne daß er einen kleinsten Teil der Individualität preisgegeben hätte. — Auch das Brustbild von Frau Stickelberger ist prächtig; es ist gleich intim, allerdings ohne daß die umfassende Wirkung davon ausginge wie von dem Kniestück.

Unterdessen wurden an der schweizerischen Kunstvereinsversammlung in Aarau die Studien, d. h. 32 von den Volkstypen ausgestellt; dann gingen sie nach Bern. Sie gefielen außerordentlich, und was in schweizerischen Blättern darüber zu lesen war, bedeutete einen vollen Sieg des Künstlers über Neid, Mißgunst und Unverständnis. Dann zog er wieder mit der Familie nach Bürglen in den „Tell", installierte sich selbst wieder im Meierturm und studierte aufs emsigste weiter: „Bei jeder neuen Prüfung meiner Skizzen gewahre ich neue Studienarbeit," schrieb er damals. Außer Menschen, unter denen er den Rütlipächter erwähnt, malte er auch Pferde u. a. Für den Mai 1880 wurde ihm endlich die Kapelle als zur Malerei fertig, mit Gerüstung und Glaswand, versprochen. Im Oktober 1879 zog er wieder heim, reich an neuen Studien. Ein kurzes Wort nur über diese Bilder — denn energisch und groß durchgeführte „Bilder" sind alle diese Temperagemälde; nicht was man gemeinhin unter „Studien" versteht, deren Bezeichnung schon die Vorstellung des Unfertigen erweckt. Als im Januar 1880 neunundfünfzig Stück davon in der Basler Kunsthalle ausgestellt wurden, erregten sie im Publikum Stürme der Begeisterung: eine Genugtuung für den Künstler, wie er sie schöner und voller nicht hätte wünschen können. Allen diesen „Studien" merkt man an, mit wie heiligem Eifer Stückelberg an seine Monumentalaufgabe gegangen ist. Sie

sind sämtlich in einer Größe konzipiert, die uns heute noch gleich überrascht wie damals, als wir sie zum ersten Male sahen. Dazu sind sie von ungemeiner Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit der Zeichnung, auch von erfreulichster Frische der Farbe. Kurz: sie leuchten wie das Leben selbst und verliehen darum auch noch 1901, als man sie wiedersehen durfte, der ganzen Stückelberg-Ausstellung ein Relief von eigenem Zauber. Wir können die Köpfe hier nicht gesondert besprechen; jeder einzelne offenbart ein neues Stück originaler, kraftvoller Menschlichkeit. Nur zwei davon seien herausgehoben: Tell mit dem Knaben und Geßler. Der erstgenannte ist völlig frei von Übertreibung und Pose; er ist kein pathetischer Deklamator; er ist ein einfacher Mann, aber voll Mut im Blick, voll Kraft im Arm. Geßler mit der Adlernase und dem bösen Blick, im Wappenrocke, gelb und schwarz, ist eine in ihrer Art ebenso charakteristisch gefaßte Persönlichkeit. In all diesen „Studien" verbindet der Künstler Stärke des Kolorits mit einer an seinen früheren sattfarbigen Bildern ungewohnten Helligkeit; gerade das ist es, was sie so groß und, bei aller Wucht, so unbedingt sympathisch macht. Er hätte sie mehrmals günstig ins Ausland verkaufen können, hat aber aus Patriotismus alle dahin zielenden Anträge abgelehnt. Hoffentlich gelangen sie einmal kollektiv in ein schweizerisches Museum.

Immer noch arbeitete und studierte Stückelberg weiter. Die Skizzen zu den zwei im vorhergegangenen Winter erstellten Cartons wurden nochmals um- und durchgearbeitet, die Cartons selbst vergrößert. Im Frühsommer hoffte er an die Arbeit der Ausmalung gehen zu können. Aber noch immer war die Kapelle am See nicht fertig. „Die Leute wundern sich", heißt es einmal, „mich noch hier zu sehen, und alle Welt fragt mich zärtlich: Wann gehen Sie denn fort? Da muß ich dann antworten, daß all mein Tun von der Materie abhängt und diese von der Vorsehung." Er ging deshalb einstweilen an den dritten

Carton: Geßlers Tod. Unterdessen wanderten die Studien nach Winterthur und nach Zürich zur Ausstellung, d. h. in denjenigen Kanton, in dem die von dem unermüdlichen Herrn Locher-Steiner eifrig betriebene Geldsammlung für die neue Tellskapelle am ergiebigsten gewesen war. Sie gefielen auch dort ausnehmend und kamen dann nach St. Gallen.

Am 15. Juli 1880 konnte Stückelberg endlich in der Kapelle zu malen anfangen und bis zum 15. August war das erste Fresko, der Apfelschuß, fertig. Während dieser Zeit wohnte der Künstler mit seiner Familie in einem kleinen, zum Hotel „Tellsplatte" gehörigen Chalet. Als Gehilfe bei der Arbeit diente ihm im ersten Jahre Maler E. Breitenstein aus Basel, später Maler F. Hermesdorff aus Trier. Die böse Stimmung verflog bei der Arbeit: „Gut gelaunt und ermutigt zu sein, ist schon halb gemalt", schreibt er seinem Freunde Koller, der ihn wiederholt besucht, ja sogar an der Luft im Rütlischwur mitgemalt hatte, um auch einmal „Mauer unter sich gespürt zu haben". Auch für Stückelberg selbst war die Technik sozusagen neu: „Wenn ich", schreibt er am 2. Dezember 1880 wieder an Koller, „in dem ersten Wandgemälde in der Tellskapelle ein Resultat gewonnen, so geschah dies durch das Abschütteln alles Nachempfundenen und Angelernten; es heißt hier mehr als in jedem Gebiet der Malerei unmittelbar, unpräokkupiert zu schaffen, nur versenkt in seinen Gegenstand und auf Grundlage eigener Erfahrung."

In Basel vollendete er dann den vierten Carton: den Sprung aus dem Schiff, und vereinfachte die Komposition zur Hohlen Gasse. Er sehnte sich, bald wieder mit dem Malen beginnen zu können: „Mir wäre wohler in der Kapelle als im einsamen Baslertumulus", heißt es im eben zitierten Briefe nach Zürich.

Am 14. Februar 1881 gedachte Stückelberg im engen Familienkreise zu Beringen (Schaffhausen), wo sein Schwager Schläpfer, der Pfarrer von Wald, seit kurzem amtete, des hundert-

jährigen Geburtstages seines Vaters, und im Mai reiste er nach dem Domleschg, um zum Bilde des „letzten Hohenrätiers“, das ihm Herr Peter von Planta in Fürstenau bestellt hatte, Studien zu machen: Ein Blatt „Hohen-Realta“ findet sich im Nachlasse. Anfangs Juli aber siedelte er mit seiner Familie wieder nach der Tellsplatte über, um den „Schwur im Rütli“ zu malen; das Bild beschäftigte ihn vom 4. Juni bis zum 11. August. Wie früher wurde er durch Besuche aller Art erfreut. Namentlich war ihm die Gesellschaft eines treuen Freundes seiner Kunst, des Dr. Eduard Heusler-Bernoulli aus Basel, angenehm. — Aber auch Künstler kamen. Der Bildhauer Schilling sprach sich besonders über den Geßlertyp lobend aus, und dem Bildhauer Pereda wurde warm vor der Tellerscheinung. Dann kamen sogar zwei Fürsten, ein gekrönter und einer im Reiche der Geister, zu ihm. Der erstere war König Ludwig II. von Bayern. Über seinen Besuch schreibt Stückelberg dem Winterthurer Freunde:

„Es interessiert Dich vielleicht, über den Besuch der bayrischen Majestät in der Kapelle Näheres zu vernehmen. — Das zweite Mal landete der König, nur von einem Diener begleitet, in abendlicher Stunde vor der Kapelle. Glücklicherweise war mein bewährter Famulus, Franz Hermesdorff von Trier, anwesend und konnte dem Überraschenden alles zeigen. — Der Wortlaut des gestern Abend empfangenen Schreibens bestätigt die enthusiastische Art, wie sich der König ausgesprochen, und ich teile Dir denselben hiemit genau mit: „Tit! Seine Majestät, der König von Bayern, haben gestern die Tellskapelle besucht und dort erfahren, daß Sie sich gerade in dem Gasthofe zur Tellsplatte kurze Ruhe gönnen, weshalb seine Majestät Sie nicht von dort zur Kapelle herunter bemühen wollte. Ihre meisterhaften Werke wurden von Seiner Majestät sehr bewundert und haben allerhöchstdieselben mich zu beauftragen geruht, Ihnen das höchste Wohlgefallen hierüber, sowie auch den Dank für

die gewährte Besichtigung aussprechen zu wollen. Mit vorzüglicher Hochachtung Euer Hochwohlgeboren ergebenster Friedrich Sanders."

„So gerne hätte ich eigentlich", erzählt der Künstler in seiner Lebensbeschreibung, „Bekanntschaft gemacht mit dieser mysteriösen Persönlichkeit; ich war ihm aber nicht Bauer genug." Vom 12. August bis zum 7. Oktober 1881 dauerte die Ausführung des Bildes vom Tellssprung. Während dieser Zeit kam der zweite Besuch, Gottfried Keller, der sich von Rudolf Koller und Gattin zu dem „bescheidenen Kunstreischen" mit Koller und Maler Rittmeyer hatte bewegen lassen, das er dann in der „Neuen Zürcher Zeitung" vom 22. und 23. März 1882 so humorvoll beschrieben hat.*) Dort liest man: „Zu Anfang verwichenen Oktobers hieß es, daß Meister Stückelberg seine Werkstatt am Vierwaldstättersee nochmals für einen Winter schließen werde, um das letzte der vier großen Bilder in dem neuen Tellenkirchlein dem künftigen Sommer vorzubehalten. Da keiner weiß, ob er eine solche Jahreszeit wieder erlebt, und außerdem der See gerade im Oktober in seinem größten Reize zu schwimmen pflegt, so machten wir uns auf den Weg und mischten uns unter die Besucher, die bis zum Torschluß den fleißigen Künstler störten, wenn auch nur mit Klopfen an den Brettern des Verschlages.

„Der andere Malermeister, auf den wir gerechnet hatten, die liebe Sonne, befand sich freilich nicht zu Hause, und die Landschaft des Urnersees war in dem tief niederhängenden Nebel und mit ihrem gespensterhaften Gestein so acherontisch düster, grau und kühl, daß wir uns selber fast wie Schatten erschienen und froh waren, statt des Blutes eines odysseeischen Schafbocks in der Wirtlichkeit ‚zur Tellsplatte' ein Glas guten roten Neuenburger Weines zu uns zu nehmen. Vorsichtig gossen

*) „Gottfried Kellers Nachgelassene Schriften und Dichtungen." S. 218 ff.

wir den Trank in das Glas, warteten ein wenig, und als der Stern sich gebildet hatte, schluckten wir denselben und stiegen getrost den bröckelnden Steinpfad an das Ufer hinab, wo die Kapelle steht. Ein Trupp grauer Gestalten, gleich stygischen Luftgebilden, drängte sich und kratzte an der Türe. Wir hielten sie für in Plaids gehüllte touristische Nachzügler; als man sie aber um Stand und Namen befragte, fuhren sie seufzend um die Ecke herum und verschwanden im Gebüsch; denn es war schon eine Schar jener unseligen Dämonen, welche dazu verdammt sind, niemals mit Zungen genannt zu werden, weil sie keine menschliche Seele haben, und die daher unablässig die Welt durchwandern, um ihren Namen an alle Denkmäler zu schreiben, damit sie wenigstens gesehen werden. Es geht die Sage, sobald ein solcher Name von einer unschuldigen Jungfrau dreimal laut gelesen werde, so erhalte der betreffende Kieselak nachträglich eine Seele und sei erlöst. Wenn man die Photographien, die von den früheren Gemälden der Tellskapelle genommen worden sind, betrachtet und die Unmenge von Namen sieht, die bis in die Gesichter der Figuren hineingekratzt und geschmiert wurden, so bangt man im voraus um das Schicksal des neuen Werkes.

„Vorläufig aber erweckte die frische Farbenwelt des Innern, als wir eintraten, und die rüstige Gestalt eines werkfrohen Meisters unsere Munterkeit wieder. Die drei fertigen Bilder (bekanntlich der Rütlischwur, die Szene nach dem Apfelschuß und der Sprung aus dem Schiffe) überraschten in der Tat trotz aller guten Erwartung mit dem Eindruck eines entschiedenen Gelingens. Dieses will viel sagen, wenn man den bei uns herrschenden Mangel an Übung und Gelegenheit zur Freskotechnik, das ewige Hic Rhodus, hic salta derselben in Betracht zieht, wo die Arbeit jedes Tages am Abend definitiv fertig sein muß und bei aller Vorsicht und Überlegung dieselbe Mischung nach Verschiedenheit der Temperatur rascher oder langsamer trocknet und damit aus dem Tone fällt. Die Bilder

zeigen weder ein rotes Ziegelkolorit, so oft die Frucht der Verlegenheit, noch jene in manierierten, bunten Abschattungen schillernde Malerei, welche überhaupt jede Schwierigkeit umgeht; sondern wir erblicken eine mit redlicher Bemühung Natur und Geschmack zu Rate ziehende, kräftige und sympathische Farbengebung.

„Diese erreicht den Gipfelpunkt ihres Gelingens in der Pfeilszene zu Altdorf. Das figurenreiche Bild ist in allen Teilen samt der malerischen Architektur und dem landschaftlichen Hintergrund von gleichmäßig anziehendem, durchsichtigem und kraftvoll wirkendem Kolorit; keine tote Stelle, wo die Lokalfarbe entweder fehlt oder in kunstwidriger Weise bloßgelegt ist, stört die Harmonie. .... Das Sympathische dieses Eindrucks erleidet auf den beiden anderen Darstellungen insofern einigen Abbruch, als sowohl das Grau von Gewitterluft und See im Tellensprung, als dasjenige des Nachthimmels und des Hintergrundes im Rütlischwur etwas zu kalt, zu sehr nur schwarzgrau ist. So totgrau die verdüsterte Natur zuweilen erscheint, so darf im Bilde die leise Milderung durch das blaue und das gelbe Element nicht fehlen, das auch dort nie fehlt. Wir begreifen den Umstand übrigens sehr wohl und schreiben ihn gerade der redlichen Absicht zu, bei der Stange zu bleiben und nicht bunt zu färben. Die alten Freskomaler hätten sich einfach dadurch geholfen, daß sie mit dunkelblauen und braunen Tinten dreinfuhren . . .

„Die Komposition betreffend, so gründet sich die Szene zu Altdorf in der Anordnung der Hauptgruppen auf das allbekannte Bild von Ludwig Vogel, wie uns scheint mit Recht. Wenn ein so eminent patriotischer Gegenstand in der Arbeit des Altmeisters so glücklich behandelt und so populär geworden ist, ohne daß er sich jemals der monumentalen, gewissermaßen offiziellen Ausführung erfreute, so darf der glückliche Nachfolger, dem diese Aufgabe zufiel, dem Alten billig die Ehre

erweisen, an sein Werk in ein paar großen Zügen zu erinnern, es pietätvoll hervorleuchten zu lassen und zu sagen: Ich weiß das nicht besser zu machen! Hat er doch des Eigenen, Selbständigen dabei die Fülle hinzuzubringen, so daß wir immerhin ein neues schönes Werk besitzen. So unterscheidet sich die Hauptfigur bei aller Ähnlichkeit der Situation wesentlich von dem Tell Ludwig Vogels. Dieser ist in seiner heroisch-pathetischen Haltung dem Vogt und der ganzen Gesellschaft überlegen; er sieht fast aus, als habe er seine eigene Geschichte und den Schiller gelesen; er ist idealisiert. Stückelbergs Tell dagegen ist ganz in der Leidenschaft befangen; er weiß nichts, als daß er in der Not ist und sich wehren muß. Auf dem Plattenbilde schwebt er nicht etwa als eleganter Turner mit triumphierender Gebärde in der Luft, sondern er liegt, von der Gewalt des Sprunges und der Wellen hingeworfen, auf dem Strande, und der Gesichtsausdruck zeigt nur die unmittelbare Aufregung des Augenblickes, freilich als Vorbote zugleich des nächsten Entschlusses.

„Die Komposition des Rütlischwures dürfte, soweit uns das Vorhandene bekannt ist, an der Spitze aller den Gegenstand umfassenden Bildwerke stehen. Die etwelche rituelle Langeweile, die sonst über den drei Männern zu schweben pflegt, wird durch die Gruppierung der hinzutretenden Volksgenossen der drei Länder aufgelöst, ohne daß man ein Theaterpersonal nach aufgezogenem Vorhang zu sehen glaubt. Die allgemeine Bewegung ist vortrefflich individualisiert und das hohe Pathos der Handlung von den wirklichen und natürlichen Regungen des Kummers, der Sorge, des Mutes und der Entschlossenheit erfüllt oder getragen. Hiebei ist die Kunst höchlich zu loben, mit welcher der Maler die bekannten, schönen Porträtstudien verwendet, die er unter den Nachkommen der ersten Eidgenossen gesammelt hat. Da ist keine Rede von einer Anzahl mehr oder weniger unbelebter Modellköpfe; alles geht vollständig in

der Aktion auf und verleiht doch derselben einen typischen Charakter. Rühmlich ist die naturwahre und wohlverstandene Behandlung des landschaftlichen Beiwerkes im Vordergrunde, der Steine, des Terrains und des Gesträuches ꝛc. im Gegensatze zu dem konventionellen Schlendrian, mit dem sonst in historischen Fresken dergleichen bedacht wird. Sogar das mit dem Morgengrauen erlöschende Feuer am Boden ist gründlich studiert und leistet dadurch seinen Beitrag zur Wirkung des Ganzen."

Wie wahr ist das Alles! — „Werkfroh", das ist tatsächlich der Ausdruck, der das innere Wesen Stückelbergs in jener Zeit am besten kennzeichnet. Aller Kummer über Nörgeleien und Anfeindungen war vorbei: Das liest man aus seinen Briefen und das sagen alle, die den Künstler damals gesehen haben. Auch die Kritik des Maler-Dichters ist berechtigt; Stückelberg selbst wußte ganz wohl, daß manches in den Bildern zu „totgrau" sei, und er hatte die feste Absicht, in späteren Freskowerken die Hintergründe wärmer zu gestalten, wie ihm überhaupt noch einiges Andere in den Fresken der Tellskapelle als „Lehrplätz" erschien, d. h. als ein Komplex von Erfahrungen, die in zukünftigen Bildern positiv oder negativ zu verwerten gewesen wären. Doch das Alles betrifft nur die Technik. Als Kompositionen sind die Bilder monumentale Malerei hohen Stiles; sie sind das, was die Antwerpner Studien des Meisters hatten vorausahnen lassen; nur allerdings sind sie mit der Wappers'schen Art selbst kaum mehr entfernt verwandt: Stückelberg war aus der belgischen Schule heraus ein Eigener, ein Ganzer geworden, der sich seine Stilgesetze selbst gab. Nur der Zug ins Mächtige hatte sich seit Antwerpen in ihm nicht geschwächt.

Die Stelle in der Selbstbiographie, die Gottfried Kellers Besuch flüchtig erwähnt, spricht auch von Konrad Ferdinand Meyer, und auch von diesem Dichter heißt es, er habe stets an-

erkennende Worte für sein Schaffen gefunden. Ja noch mehr. Mit der Zeit entwickelte sich zwischen Stückelberg und Meyer ein besonders herzliches Verhältnis. Oftmals hat Meyer das Bedürfnis empfunden, sich dem Malerfreunde gegenüber auszusprechen. Das ehrt beide: „Zwei innerlich noble und reine, zwei im schönsten Sinne aristokratische Seelen hatten sich angerührt und gefunden".*) C. F. Meyer hat im Laufe der Zeit dem Basler Freunde mehrere seiner Gedichte gewidmet: „Kaiser Sigmunds Ende", „Pensieroso", „das Vermächtnis Friedrichs II", „Friedensglocken", „Lenzahnung", „Wunsch" und „Trauringe"; die fünf letztgenannten stammen aus des Dichters Spätzeit (nach der Erkrankung) und sind ungedruckt. Der „Pensieroso" aber ist ein Wunderwerk und als Geschenk eines Künstlers an den andern von ganz besonders tiefer Bedeutung.

Noch einem „Zürcher" hat Stückelberg nahe gestanden, dem schon 1866 an die Universität Zürich berufenen Gottfried Kinkel. Dieser geistvolle Mann hat Stückelberg immer verstanden; er ist auch einer der ersten gewesen, der (im „Schweizerischen Künstleralbum" 1873) im Zusammenhang über den Basler Maler geschrieben hat. Die Verbindung zwischen beiden war bis zu Kinkels Tod (1882) eine innige. — In ähnlichem Verhältnisse stand der Maler zu Prof. Salomon Vögelin.

Das Jahr 1881 brachte ihm einige herbe Verluste: Es starb sein Bruder Emanuel, dessen brüderlich-väterlicher Führung Stückelberg viel zu verdanken hatte; noch fast einen Monat nachher heißt es in einem Briefe: „Ich kann nicht zu mir selber kommen". Auch der Hinschied Fernerstehender ging ihm immer sehr nahe: Die Selbstbiographie verzeichnet manche dieser Todesfälle mit wehmütiger Pünktlichkeit.

Ins Jahr 1881 fällt das unwichtige Ereignis der offiziellen Namensänderung von „Stickelberger" in „Stückelberg".

*) Festschrift der „Schweiz" zur Stückelbergfeier 1901, S. 4.

In seinem Schreiben an den Regierungsrat teilt der Künstler mit, daß er sich seit seiner ersten Italienreise „Stückelberg" nenne, weil der längere Name von italienischen Zungen fast nicht auszusprechen gewesen sei. Seine Freunde kennten ihn nur unter dem abgekürzten Namen, und in der Tat findet sich in allen Briefen an ihn der Name „Stückelberg". Die Behörde hieß die Namensänderung gut.

Diesmal wurde auch im Winter in der Tellskapelle gearbeitet: Hermesdorff dekorierte die Decke blau mit Sternen. Schon am 24. Mai reiste auch Stückelberg selbst wieder nach der Tellsplatte, und am 23. Juli um halb ein Uhr läutete das Tellskapellenglöcklein die Vollendung des letzten Freskos, des Bildes von Geßlers Tod in der Hohlen Gasse, ein. Das Dampfschiff salutierte mit zwei Kanonenschüssen. Selbstverständlich war dieses kleine Ereignis eine große Freude nicht nur für den Maler, sondern auch für die Freunde, speziell für die Herren der Kommission, Regierungsrat J. K. Zollinger, J. W. Locher-Steiner und Ernst Jung. Der Erstgenannte sollte im September 1882 die Kapelle einweihen, da raffte ihn ein schneller Tod dahin, und die Feier wurde verschoben. Bis in den August war der Maler noch mit Retouchen an den Bildern beschäftigt. Dabei empfing er viele Besuche und freute sich, ihnen das vollendete Werk zeigen zu können: Wiederholt kam des Malers Freund Professor J. R. Rahn; sodann sahen Jwan von Tschudi, Professor Meyer von Knonau, Regierungsrat Grob, Professor Breitinger, Professor Bluntschli, Professor G. v. Wyß, Professor Salomon Vögelin, der Parisergesandte Dr. Kern, einer der Brüder Schlagintweit und Andere das Werk und waren voll Freude darüber. Am meisten hatte ihn der Besuch seines alten Freundes, des Genremalers Ludwig Knaus, erfreut: „Seine freudige Anerkennung meiner fünfjährigen Arbeit tat mir natürlich wohler, als die hunderte von ‚Wunderschön!' die an mir abgleiten", heißt es in einem Briefe an den Ratsherrn

J. J. Im Hof. Auch Alphonse Daudet war unter den Besuchern; was dieser Humorist dann im „Tartarin sur les Alpes“ über sein Interview berichtete, hat den Maler unangenehm berührt. Der schwerere Alemanne hatte wohl den in diesem Falle gewiß harmlosen Causeur von Südfranzosen innerlich nicht recht verstanden.

Wie sehr übrigens Stückelberg seinem Werke gegenüber, auf das er so stolz sein durfte, echt künstlerisch bescheiden gewesen ist, lehrt eine Briefstelle an Ernst Jung: „Mein achtes Kind verleugnet den Vater nicht, und was diesem alles fehlt, hast auch du erfahren müssen. Es wallet und siedet und brauset oft unter der scheinbar ruhigen Oberfläche, und stille Bescheidenheit stände Niemand besser an als Deinem Freunde Ernst Stückelberg“.

Mitten im wohlverdienten Glück über das Gelingen traf den Künstler ein böser Schlag: Am 27. August starb in Beringen, im Hause ihrer Kinder Schläpfer, seine Mutter. Kurz vorher hatte Stückelberg die gute müde Frau noch gezeichnet. Das intime Porträtblatt ist in der Stückelberg-Festschrift der „Schweiz“ (S. 8) reproduziert. Mit Worten tiefsten, herzerschütternden Schmerzes über diesen Verlust schließt Stückelberg seine Selbstbiographie ab. Man hat das Gefühl, es sei ihm bei der Schilderung dieses Todes buchstäblich die Feder entsunken und er habe nie den Mut gefunden, sie wieder aufzunehmen, um an dieser schlimmen Stelle fortzufahren. Noch zwanzig Jahre später (1902) schreibt der Künstler an seinen Freund J. Burger in München: „Als ich auf der Axenstraße im September 1882 nächtlicherweile bei den zerklüfteten Felsen gegen Flüelen mich erging, überkam mich mit einem Male ein unendlich Weh, daß ich laut aufschrie: Du hast keine Mutter mehr, niemanden, der dich versteht, wie sie dich verstanden hat. Nur ein paar Sterne waren Zeugen meiner Verzweiflung. Ich wollte ihre Seele suchen, ihre Augen, die Mutterseele, die Mutteraugen, die einzigen, und

ich Kind fand mich trostlos, ein verlorenes Wesen, und doch schon fünfzig Jahre auf der Welt."

Nachdem er die edle Mutter zu Grabe geleitet hatte, rief ihn sein Werk wieder nach der Tellsplatte, wo die Gerüste entfernt und die letzten Arbeiten zur völligen Instandstellung der Kapelle betrieben wurden. Sie zogen sich bis in den Oktober hinein, und Architekt Jung, den der Maler mit Recht seinen treuen „Kapellenvogt" nennt, hatte noch genug zu tun. Stückelberg selbst verließ die Stätte seines Wirkens Ende September. „Der Abschied von der Tellsplatte", schreibt er am 2. Oktober von Basel aus, „bildet einen Markstein in meinem Leben. In jenem Naturfrieden ein vaterländisches Werk schaffen zu dürfen, das mir so viele Liebe einträgt, war eben Himmelslust. Welch einen Kontrast bietet mein hiesiger Tumulus von Atelier! Wenn die sieben Kinder darum tanzen, geht's noch; aber wenn das Basler Philisterium eindringt mit der großen Baumscheere — dann, Freund, wird's minder lustig."

Das große „Lebenswerk" war zu Ende. In Arbeitsfrieden und Arbeitsfreude war alles Böse versunken, was sich für den Künstler damit verknüpft hatte.

Er hatte gesiegt. „Baut nur bald wieder eine Kapelle, und an Bildern von Stückelberg soll's Euch nicht fehlen", ruft er fast übermütig dem Freunde Jung in Winterthur zu. Wie ein glückliches Kind jubelt er dann über den gelungenen Altar in der Kapelle und freut sich darauf, „zu sehen, wie einst das erste Räuchlein steigt und Pater Lukas Geyser celebriert". — Eine Kontroverse mit der Urner Regierung über das Reproduktionsrecht der Bilder zog sich noch bis in den Dezember hin. Die Urner mußten schließlich nachgeben, und der Künstler konnte der Firma C. & N. Benziger in Einsiedeln das Recht zur Erstellung der Kupferstiche verleihen, die Rudolf Leemann schaffen sollte und die heute in manchem Schweizerhause hängen.

In den Winterpausen der Jahre 1880 und 1881 hatte Stückelberg neben den Cartons zur Tellskapelle das große Bild vom „letzten Hohenrätier“ geschaffen, d. h. von jenem „Schwarzen Chuno“, der sich, der Sage nach, um der Gefangenschaft zu entgehen, mit seinem Rappen von hoch überhängender Felswand heruntergestürzt haben soll. Es ist im Stoffe mit den Befreiungsszenen der Eidgenossen verwandt und bewegt sich darum auch künstlerisch durchaus im Empfindungskreise der Tellskapellenfresken. Allerdings ist etwas zu viel Pathos hineingekommen: Die Szene ist nicht so in die Vereinfachung hineingefühlt, wie die Entwürfe zur Kapelle am Urnersee. Es stand, das merkt man, ein anderes, dem Künstler näher anliegendes Werk im Vordergrund. Immerhin ist auch der „Letzte Hohenrätier“ ein mächtiges Bild, im ganzen wie im einzelnen; die vestigia leonis sind auch da zu erkennen.

Nochmals muß von der Tellskapelle die Rede sein. Am 24. Juni 1883 wurde sie feierlich eingeweiht und den Behörden von Uri übergeben. Vorher hatte der schweizerische Kunstverein in Brunnen getagt und war von Dr. J. Amiet mit einem schwungvollen Gedichte begrüßt worden. Auf einem Festschiffe fuhren dann die Gäste, Vertreter des Bundes und der Kantone mit den Weibeln, die Urner Regierung, Stückelberg und die Mitglieder des schweizerischen Kunstvereins zur Tellsplatte. Kanonen donnerten, das Glöcklein der Kapelle läutete; man trat auf die Terrasse. Dort übergab Architekt Ernst Jung in beredten Worten das vaterländische Heiligtum den Behörden von Uri; dem Künstler ließ er durch ein Altorfer Mädchen einen Lorbeerkranz reichen. Landammann Müller von Uri dankte dem Schweizervolke für das herrliche Geschenk. Bei einem Gabelfrühstück im Hotel Tellsplatte wurden nochmals Reden gehalten; auch Stückelberg sprach da und zwar folgende Verse, an denen der mitfeiernde Gottfried Keller seine besondere Freude hatte:

„Vaterland, heimische Erde so herrlicher Heldengestalten,
Laß Dir gefallen dies Werk, ach, wie gering auch dein Sohn.
Danken will ich von nun an, daß ich gewürdiget worden,
Herz und Hand Dir zu weih'n hier an der Freiheit Altar! —
Schmückt ihr, o Freunde, einst wieder, zu ehren der Väter Gedächtnis,
Eine Kapell oder Hall', mögen dann Männer Euch blüh'n,
Opferfreudig wie diese und Freunde des schaffenden Künstlers;
Aber ein Größ'rer denn ich stehe den Edlen zu Dienst."

Den Förderern des Werkes sprach er dann seinen persönlichen Dank noch namentlich aus: den Manen Zollingers, seinem Freund und Vetter Ernst Jung und dem unermüdlichen Quästor Locher-Steiner. Dann fuhr man nach dem Rütli, um zündende Reden der Herren Maler Walter Vigier, des damaligen Präsidenten des schweizerischen Kunstvereins, Bundesrat Schenk, Oberst Arnold aus Uri und Nationalrat Curti zu hören. Ein Bankett im Waldstätterhof in Brunnen, bei dem Bundesrat Deucher sprach, schloß den schönen Festtag.*)

Der edelste Lohn aber wurde dem Künstler zu teil, als ihm am 2. August 1883 die Universität Zürich bei Gelegenheit ihres fünfzigjährigen Jubiläums den Titel eines Doktors der Philosophie verlieh, als „Artium in patria promovendarum auctori gravissimo, pictori et ingenio et humanitate insigni." Kurz vorher hatte er im Hause seines Freundes, des Stadtpräsidenten Melchior Römer in Zürich, das schöne Fresko „Das Gastmahl auf Manegg" nach Gottfried Kellers „Hadlaub" vollendet: eine ruhige, große Komposition, zu deren technischer Vollendung er nun alle die Erfahrungen verwertete, die er bei der Tellskapelle gemacht hatte: Das Bild ist von lichter Klarheit in den achtzehn Figuren, die in edlen, großen Linien und Bewegungen gegeben sind. Studien zu diesem Werke finden sich mehrfach im Nachlasse des Künstlers.

*) Eine genaue Schilderung desselben mit den Reden der Herren Jung und Vigier findet sich im „Bericht über die Tätigkeit des schweizerischen Kunstvereins 1881—83".

Den Sommer des Jahres 1883 verbrachte er, nach all den Aufregungen des Festes, der Zürcher Landesausstellung u. s. w., mit seiner Familie in Niederrickenbach in Nidwalden. — Bei seiner Rückkehr malte er wieder Porträts, z. B. das des Herrn Ferdinand Ammann auf Seeburg. Auch im Porträtieren seiner eigenen Kinder fuhr er fort; so waren im November 1883 die beiden Geschwister Vicco und Helene in Basel ausgestellt. Aus demselben Monat stammt eine Notiz, die noch einmal ein interessantes Licht auf Stückelbergs Schaffen an den Tellfresken wirft. Er schreibt da an Ernst Jung: „Des Fernern bezeuge ich, niemalen den Tell, weder den von Schiller, noch den von Rossini, im Theater genossen zu haben. Vielleicht war mir der Held zu heilig, vielleicht ist meine beschränkte Ansicht, das Theater schade dem bildenden Künstler, schuld an meinem Bildungsmangel." Das ist ein gutes Wort; es charakterisiert noch einmal vorzüglich den Künstler, dem ja die Persönlichkeit über alles ging.

Am 11. Dezember 1883 feierte auch der Basler Kunstverein, der schon im Jahr vorher den Maler zu seinem Ehrenmitgliede gemacht hatte, den Schöpfer der Tellskapellenfresken. Zu dem in der Kunsthalle arrangierten Bankette von etwa fünfzig Gedecken waren auch die Herren Architekt E. Jung und Oberst Th. de Saussure erschienen, beide ebenfalls seit Kurzem Ehrenmitglieder des Vereins. Dessen Präsident, Herr Ratsherr J. J. Im Hof, setzte dem Künstler einen Lorbeerkranz aufs Haupt und ließ ihm einen silbernen Tafelaufsatz überreichen. Stückelberg selbst dankte mit einem tief empfundenen Gedichte, aus dem hier die paar Verse stehen mögen:

„Es geht der Zeiger meiner Uhr auf zwölfe schon,
Bald ist es Abend, und die Nacht sie schleichet nicht.
Dann ist es still — und ungewiß bleibt eben noch,
Ob in den Mauern der Kapelle dort am See
Ein Lüftchen meinen Namen tragen wird fortan.
Das ist der Lauf der Welt! Nicht meinen Geist, o nein,

Doch Heldengeister wollt ich bannen an der Stell',
Den Altar unsrer Freiheit galt's zu schmücken neu,
Ein Feuer anzuzünden, das da schiene heiß
In unsres Volkes Herzen, daß entbrenn' in Lieb'
Zum schönen Vaterland, was ängstlich noch sich rührt
Und, ach, so schwunglos auf der Scholle kriecht und klebt."

Auch Dr. E. Heusler toastierte in Versen. Das beste aber sprach Architekt Paul Reber aus mit den poetischen Worten:

„Es zog ein Hauch durch unsre Lande
Wie Frühlicht und Gewitterschein:
Es wollten aller fremden Bande,
Die Väter frei und ledig sein.

Und von Geschlecht flog zu Geschlechte
Der Freiheit Ruf: Es werde Licht!
Wir wollen Männer, keine Knechte,
Mit gleichem Recht und gleicher Pflicht!

Und wer der Freiheit Ruf verstanden,
Zertrat der Willkür bleiche Saat,
Und aus den Stricken, aus den Banden
Entwand sich frei der Mann der Tat!

Du Zeit der Rütli, Zeit der Telle,
Voll goldnem Morgensonnenschein,
Du leuchtest noch mit deiner Helle
Bis in der Zeiten Nacht hinein!

Du wirst in Lied und Bild besungen,
Ob auch der Zweifel schnaubt und scharrt,
Bis du die letzte Burg bezwungen,
Die wettergrau im Nebel starrt!

Drum Dir, o Meister, eine Krone,
Aus Gold nicht, noch aus Edelstein;
Du geizest nicht nach hohem Lohne,
Drum sei ein Dank Dir, was wir weih'n!

Du hast der Freiheit stolze Siege
In lichte Bilder kühn gefaßt,
Dank Dir, daß Du der Freiheit Wiege
So schweizertreu gestaltet hast!"

VI.

Das Jahr 1884 setzte mit einem freundlichen Ereignis ein: Der Kunstverein von Winterthur ernannte Ernst Stückelberg zu seinem Ehrenmitgliede. — Auch in die Kommission des Basler Kunstvereins, der er schon in den Jahren 1872—1878 angehört hatte, trat er wieder ein.

Im übrigen war die Zeit ernster Arbeit gewidmet. Die Ausstellung der Bilder des Meisters im Jahre 1901 hatte gerade aus dieser Periode einiges ganz Reizvolle zu zeigen. Da ist zunächst ein neckisches, buntes Bild „Amor hinter der Hecke", farbig sehr frisch. Noch viel vollendeter aber ist das „Kind mit der Eidechse", das ein eigentliches Kleinod ist an Lebensglanz und reiner, stiller Poesie, in seinen lichten und doch kräftigen Farben heute noch so leuchtend, als wäre es erst gestern gemalt. Wer es je gesehen hat, der wird das Lockenköpfchen mit dem roten Sammetkäppchen, der wird auch das hell flimmernde Meer hinter der Figur nie mehr vergessen. Wie wir wissen, geht es auf Studien aus St. Raphael zurück. Als es aus der Erbschaft des Herrn und der Frau Merian-Iselin in den Besitz der öffentlichen Kunstsammlung gelangte, wurde es sofort ein Liebling des Publikums.

Sodann entstand eine „Haslitalerin am Sonntagmorgen", ebenfalls ein anmutiges Ding. Endlich schuf er in diesem Jahre die „Lehrschwester in den Urkantonen", ein durch lebendige Farbengebung ansprechendes Bild; sowohl aus den Zügen der Nonne wie aus den Köpfen der Kinder um sie herum lächelt holde Lieblichkeit. Zu dem Bilde waren Studien nach den eigenen Kindern und nach denen des Schwagers verwendet. Es hängt im Musée Rath in Genf und leuchtet dort durch seine Frische weit hervor.

Ins folgende Jahr (1885) fällt die Vollendung des großen Bildes „Das Erdbeben zu Basel", das ihm am 10. Mai 1884 von der Kommission zur öffentlichen Kunstsammlung bestellt

worden war. Der Maler hat sehr lange daran gearbeitet und viele Studien dazu gemacht, zu denen die Kommission dann wieder Änderungen vorschlug. Ob er schließlich selbst mit dem Bilde ganz zufrieden gewesen ist? Man wird es zu bezweifeln haben; denn trotz vielem schönem Detail ist das Werk kein zwingendes Ganzes geworden. Eigentümlich. Wir kennen die Skizzen und Studien zu diesem Bilde. Was ihm fehlt, das besitzen sie alle in hohem Maße: die Einheitlichkeit der Anschauung. Man sieht, es hatte dem Künstler eine durchaus klare Vision vor Augen gestanden: Meistens füllt das Münster als große, kompakte Masse den Hintergrund fast ganz; dadurch schon entsteht ein Zusammenhang, den wir im ausgeführten Werke vermissen. Ferner sind auf den Skizzen die Gruppen vor der Kirche einander näher gerückt, stehen mehr in Linien- und Formenverbindung; kurz, es scheint auf dem Wege der Übertragung der Studien ins Große ein äußeres Hemmnis eingetreten zu sein, wie es z. B. die Entwicklung der Tellfresken aus der Studie zum Bilde nie unterbrochen hat. Doch nun sollen auch die Vorzüge genannt sein. Sie beruhen in einer prächtig wirkenden Stimmung. Diese quillt mit Macht aus dem Düster, das die ganze Szene umwallt; und trotz diesem Dunkel leuchten die Farben in der schönen Kraft, die Stückelbergs Eigenart immer gewesen ist und die ja seit seinem Riviera-Aufenthalte besonders groß und stark geworden war. Die Zeichnung und Durcharbeitung des Einzelnen ist eine ebenso sorgfältige wie tiefdringende.

Wie reich übrigens Stückelberg damals, auch früher und später, an Ideen gewesen ist, sei hier einmal anzudeuten versucht. Neben den Studien zum Erdbeben gibt es in seinen Mappen zunächst eine ganze Reihe von farbigen Entwürfen zu Szenen aus der baslerischen Geschichte, so „Der schwarze Tod in Basel". Stückelberg hatte diesen am 17. Mai 1884 der Kunstkommission vorgelegt, und man muß fast bedauern, daß

nicht dieses Bild statt des Erdbebens gewählt und ausgeführt worden ist. Es ist von hinreißender Stimmungswalt: Gruppen von Bürgern, die dem Tod in der Stadt entfliehen wollen, kommen zum Tor. Durch dieses aber tritt ihnen von außen her wieder der Tod entgegen, überaus charakteristisch in der Bewegung. Das Unentrinnbare ist vortrefflich charakterisiert. Zu dem Sujet sind Landschaft und Himmel in tief harmonische Beziehung gesetzt. — Dann finden sich „Der beim Erdbeben erschlagene Graf von Tierstein", „Der erste Basler Eidgenosse", „Der tote Sevogel". Und zwar sind das nicht nur flüchtige Versuche, sondern gründlich durchdachte, energisch angefaßte, in kühnen, flotten Farben hingesetzte Bilder, denen neben dem gegenständlichen meist auch ein Stimmungs-Reiz innewohnt, dem man sich nicht leicht entziehen kann. Den großen Wurf, den die Tellskapellen-Jury in Stückelbergs Bildern fand, erkennt man auch hier überall. — Und neben diesen Baslersujets, deren eines, „Humanisten beim Spaziergang", der Künstler später in die „Festschrift zur Erinnerung an Basels Eintritt in den Bund der Eidgenossen" (1901) gestiftet hat, gehen eine Reihe von Szenen aus der Schweizergeschichte her, jede dieser Studien ein leuchtendes Kunstwerk, was die Farbe, ein „Bild", was die Komposition anbetrifft. „Ulrich Varnbüelers Heimkehr aus der Schlacht bei Murten", „Nach der Schlacht bei Nancy", „Bonivard in Chillon", „Der heilge Gallus", „Baumgarten, der den Wolfenschießen erschlagen hat", „Geßler und Tell im Schächental", „Tells Tod", „Niklaus von der Flüe", „Die tapfere Bündnerin in Schleins", „Blessierte Franzosen im Jura", das sind einige dieser Sachen. Sie stammen aus verschiedenen Zeiten des Malers; einige reichen bis nach Antwerpen und München zurück. Sie zeigen aber, wie intensiv sich Stückelberg nur schon mit diesen zwei einzigen Gegenständen: Schweizer- und Baslergeschichte immer beschäftigt hat. — Dazu hat er dann noch eine Menge anderer Stoffe behandelt, mehrfach z. B. Szenen aus

Scheffels „Ekkehard“. Eine reizende Skizze dieser Art „Audifax und Hadumot“ mit dem Hohentwiel als Hintergrund, ist neulich veröffentlicht worden.*) Sodann treffen wir mehrmals eine „Hadwig“, ebenso eine „Praxedis, Ekkehard und die Herzogin“. Dann hat Dante den Dichter mehrfach beschäftigt, nicht nur mit der schon erwähnten Francesca von Rimini**), sondern auch mit dem eigenen Schicksal, z. B. wie der junge Dante zum erstenmal Beatricen sieht: Das ist ein leuchtend frisches Bildchen, vom Künstler auf jene Treppe der Kirche von Biasca verlegt, die wir aus dem „Abend in Tessin“ kennen. Eine „Decamerone“-Gruppe, ein „Florentinisches Liebespaar im Park“ und ein „Abschied“ gehören zu ähnlichen Stoffkreisen. Dann findet sich „Des Sängers Fluch“ (nach Uhland) mehrfach in Studien behandelt, die verschiedenen Jahren, seit der Anwerpner Zeit, angehören. Auch aus „Don Quixote“ sind Szenen da, ferner eine „Loreley“ (nach Heine), eine „Lady Macbeth“ (nach Shakespeare), ein „Kaiser Sigmund“, (nach C. F. Meyer); öfters ist auch der aus Lenaus „Albigensern“ bekannte Fulco behandelt; ein „Schilflied“ des ungarischen Dichters ist zu einem Stimmungsbild verwendet. Auch „Salas y Gomez“ (nach Chamisso) hat den Künstler beschäftigt, ebenso ein „Walther von der Vogelweide“, dem des Künstlers Freund, der Bildhauer H. Natter, in Bozen ein Denkmal zu errichten hatte: Stückelbergs Bild geht aus von dem Liede „Under der linden an der heide“ und ist ein Stück Leben voll Poesie in Komposition und Farbe. — Ein „Junger Hannibal“ und eine „Dido“, die letztere in einer Capreser Landschaft, „Cäsars Ermordung“, „Marcus Aemilius bei Cannä“ sind dann wieder historische Stoffe. — Aus der Bibel sind „Adam und Eva“, „Kain und Abel“, „Moses mit den

*) In „Alte und Neue Welt“ Heft 5, Einsiedeln 1903/04. (Auch die kraftvollen Kohlenzeichnungen zu „Tell“ und „Geßler“ sind dort reproduziert.)

**) Siehe oben S. 14.

Gesetzestafeln", „Jehovah im feurigen Busch", „Hiob", „Judith", „Saul und David", „Tabitha", „Des Jairus Töchterlein", „Der Jüngling von Nain", eine „büßende Magdalena", „Christus und die Samariterin" und die „Beweinung des Leichnams Christi" behandelt. — In die antike Sagenwelt führt uns der Künstler mit Darstellungen eines „Bacchischen Zuges", des „Odysseus und der Sirenen", des „Styx und Charon", eines „Saturn, dem Dryaden die Sense stehlen". — Der christlichen Legende entnahm er Heiligengestalten: außer Gallus einen „Theodul", einen „Christophorus", ferner einen „Ahasverus".

Auch reine Genrestoffe finden sich: Eine „Junge Fremde in einer Landkirche", eine „Überschwemmung", ein „Konzert im Schloßpark", ein Blatt „Mädchenblüten" (Bleistiftzeichnung), „Zigeuner in den Bergen", „Basken", ein „Junger Mönch, das Hohe Lied lesend", eine „Tarantella" (Capri), ein „Flüchtling", „Der erste Kuß", eine „Bauernhochzeit". — Das alles und noch mehr bergen Stückelbergs Mappen, entweder als Croquis auf losen Blättern oder, wenn die Studie weiter gediehen war, auf Karton aufgezogen. Ein fast unerschöpflicher Reichtum steckt also in diesen Entwürfen: Stoff genug, daß Andere ganze Existenzen darauf gründen könnten.

Man hat nun hie und da gesagt, Stückelberg habe sich stets an poetisch oder historisch Gegebenes halten müssen; schöpferische Phantasie in höchstem Sinne sei ihm versagt geblieben, seine Kunst sei immer ein wenig „de la peinture littéraire" gewesen. Gewiß, seine Begabung lag mehr nach der Seite der Gestaltung schon gegebener Ideen hin; aber es kommt denn doch auf das „Wie" an; und daß das „Was" ihm in solcher Fülle zu Gebote stand, daß er es überall fand, wo er geistig an einen Stoff nur rührte, das hebt ihn schon weit über Dutzende von Künstlern hinaus, die durchaus nicht zu den geringeren gerechnet werden, die sich aber zerquälen, um nur einmal in Jahren einen einzigen „Stoff" zu finden. — Doch

auch in Bezug auf die reine Phantasie erweisen sich Stückelbergs Skizzen und kleine Farben-Cartons ergiebig. So wenn er „Kriegsfurien", oder wenn er „Sünde und Sorge" oder „Wein, Weib, Gesang", oder einen phantastischen „Tanz am Meer", oder eine „Fieberphantasie" mit Hexenfiguren, oder ein „Irrlichterpaar" malt, oder wenn er einen ganzen Cyklus „Des Lebens Kampf" entwirft mit einem „Morgen vor" und einem „Abend nach der Schlacht", einem Bild „Pro Patria" und einem symbolischen Stück „Greisenalter und Unsterblichkeit".

Wir haben nun lange nicht alle Croquis und Studien aufgezählt, die uns durch die Hand gegangen sind; manches war inhaltlich nicht oder nicht genau zu bestimmen, anderes war nur allererster Keim einer Gestaltung. Was wir aber genannt haben, dürfte genügen, um ahnen zu lassen, wie reich Stückelbergs künstlerisches Innenleben gewesen ist. Noch einmal: Die ausgeführten Studien gehören verschiedenen Perioden seiner Entwicklung an; es durften aber doch gerade hier, nachdem wir von den Tellskapellenfresken geredet hatten, durch die nachweislich auch andere historische Stoffe bei ihm angeregt worden sind, diese zum großen Teil geschichtlichen Entwürfe erwähnt werden.*)

Den nächsten Sommer (1886) mietete Stückelberg das Schloß Wildenstein im Aargau. „Diese Zeit machte uns", schreibt der Künstler an seinen Freund Römer in Zürich, „glücklicher als mancher Sommer der Vergangenheit. . . . . Alles ist dort wie für mich geschaffen." Das sieht man nun deutlich aus Studien und Skizzen, die den Hof in Wildenstein und andere Teile des Schlosses darstellen. Sie haben später mehrfach Verwendung gefunden. — Auch dieses Jahr war übrigens mit Aufträgen

*) Ueber Stückelbergs historische Studien handelt auch ein Artikel „Aus Maler Stückelbergs Atelier" von Dr. E. A. Stückelberg in der in Stans erscheinenden „Schweizerischen Rundschau" Jahrgang 1903/04 S. 46 ff.

reichlich bedacht: „Die liebsten sind mir natürlich immer die, welche ich mir selber gebe", heißt es an Römer in einer glücklichen Erinnerung an das Jahr 1883, da das Manegg-Fresko im Haus an der Bahnhofstraße in Zürich entstanden war. — Die eben genannten Aufträge waren Porträts, die er teils in Basel, teils in Zürich auszuführen hatte. Mehrere davon waren im Jahre 1901 wieder zu sehen, zunächst zwei Damen- und zwei Kinderbilder. Von den ersteren wurde uns das Bild von Frau Bodmer-Zölly außerordentlich sympathisch: Das lebensgroße Kniestück leuchtet im Glanze der Jugend; der schöne, rosig überhauchte Kopf ist frei und groß in Farben modelliert, und daß das schwarze Gewand durch einen weißen Schleier leicht und duftig gemacht wird, gefiel uns besonders wohl; auch die Art, wie der Künstler die Hände der Dargestellten mit dem Anziehen eines langen, gelben Handschuhs beschäftigt, trug zu dem Eindruck voller, ruhig schöner Wirklichkeit bei, den dieses helle Bild jedesmal auf uns machte; der feine duftige Landschaftshintergrund hob diesen froh harmonischen Effekt noch sehr. Vor eine Landschaft hat der Künstler auch eine zweite Dame, Frau Rieter-Bodmer, gestellt. Die braune Sammetrobe schien uns vorzüglich gegeben, und die ganze Haltung verdiente bis auf den letzten Zug das Prädikat: vornehm. — Zwei Kinder R. sind ebenfalls mit großer Geschicklichkeit zu lebendiger Wirkung gebracht; nur wollten uns hier die Gewänder fast zu überladen erscheinen. Doch konnte diese Seite der Bilder kaum auf Rechnung des Künstlers zu setzen sein; in Toilettenfragen darf leider der Maler oft nicht das entscheidende Wort reden. Andere Bildnisse aus jenem Jahr stellten wieder Kinder des Künstlers dar. Unter den Aufträgen, die er sich selbst gab, wird u. a. der erst 1888 vollendete „Liebesgarten" zu verstehen sein, in dem Motive aus Wildenstein verwendet sind.

Das Jahr 1887 führte den Künstler im Sommer nach dem lieblichen Ringgenberg am Brienzersee. Auch dort fühlte

er sich glücklich im Kreise seiner Familie, und mit dem Wohlsein inmitten der Seinen kam auch das rechte künstlerische Wohlbehagen über ihn.

Damals hat er nämlich begonnen, jene kleinen Studienbretter zu bemalen, die das Entzücken jedes Besuchers von Stückelbergs Atelier, speziell der Künstler, waren und noch sind. Diese Brettlein schnitt ihm sein Basler Schreiner aus Lindenholz in der Größe von 13 × 22 Centimetern zu vielen Hunderten. Er packte mehrere davon in seinen Malkasten und benutzte sie zum schnellen Festhalten von Landschaften in allen Stimmungen, zu allen Tageszeiten, bei jeder Beleuchtung. Selten hat er länger als eine halbe Stunde an einer solchen Studie gemalt; aber gerade darum sind sie so frisch, so einheitlich, so sicher.

Stückelberg als Landschafter. Wir haben ihn schon in Italien Landschaften zeichnen und malen sehen. Die Natur, wir wissen ja, war von jeher seine beste Lehrerin gewesen. Und wo er auf seinen Bildern Landschaften gab, waren sie tief, groß, mächtig. Wir erinnern an den „Marientag im Sabinergebirge", an „Die Gründung des Klosters Schöntal", an „Entsagung", an „Narciß", an das „Kind mit der Eidechse", um nur aus jeder Periode ein Hauptspezimen zu nennen. Da ist überall ein landschaftliches Gefühl und eine Stimmungsgewalt vorhanden, die auf ein intimes Verhältnis des Künstlers zu der Landschaft schließen lassen. Auf den Studienbrettern der achtziger und neunziger Jahre nun zeigt es sich, wie gewandt Stückelberg im Erfassen des Landschaftlichen geworden war. Jeder Pinselstrich sitzt, leuchtet oder gibt Schatten, wie die Natur und der Künstler es wollen. Jede Technik wird verwendet: hier pastoser Auftrag, so daß man von dem Brett einen Gipsabguß machen könnte; dort ein feines Hinhauchen der Töne, so daß das Holz unter der Farbe schimmert. Aller Effekte ist der Künstler mächtig; nie ist er um ein Mittel zur frappanten Darstellung des gewollten Eindrucks verlegen.

So malte er nun in Ringgenberg die Bauernhäuser, die lauschigen Fleckchen am See, wo er durch Bäume blitzt oder wo er zur schattendunklen Kirchenterrasse hinaufleuchtet; er malte Dorf und Berge im Morgenschein und im Abendstrahl: immer voll Wahrheit, immer so leicht und wahr, daß man staunt und staunt, je mehr von diesen Brettern man sieht. Und sie waren und blieben für ihn nur Studien, hingesetzt in heller Künstlerfreude an der Natur. Für Andere wären es vollendete Bilder gewesen, mit denen sich ein schwunghafter Handel hätte treiben, auf die sich wiederum „Existenzen hätten gründen" lassen. Er hat nur einzelnes davon gelegentlich verwendet, so die Treppenlaube eines Hauses zu „Orphanorum Consolator", so den Platz vor der Kirche in Ringgenberg zu den „Drei Lebensaltern". Einmal hat er ein größeres Bild jener Gegend gemalt: „Am Brienzersee" (vollendet 1888). Es ist eine tieftonige, gewitterige Landschaft. Wie darauf das scharf durch die düstern Wolken brechende Licht den interessanten Ringgenberger Kirchturm grell bescheint, während See und Berge im tiefen Blau gegeben sind, das zeugt von ungemeiner Größe und Stärke der Naturauffassung. — Aus dem Jahre 1887 stammt auch ein ruhig schönes Genrebild „Begräbnis nach einem Bergsturz" (Spiringen), durchaus nicht sentimental aufgefaßt und in die klare, kalte Luft des Gebirges getaucht.

Sodann malte er wiederum Porträts, die er nach wie vor mit Geschmack behandelte, sowohl in der Auffassung wie in der Farbe. Genannt seien ein Bild von vier Kindern Burckhardt (-Heusler) und die breit und groß gefaßten, freskoartigen, im Kolorit fast überkühnen, aber frisch und voll lebendigen Porträts von drei Kindern Balzer in Bern. — Als das Hauptwerk aus diesem Jahre aber will uns die „Prozession von Mädchen aus Anticoli" erscheinen: Schöne, weiche, andächtig schreitende Jungfrauenfiguren wandeln da, im Profil gesehen, vor einem tief goldenen Himmel. Sie heben sich kaum ab davon,

sondern gehören in Stärke und Wärme des Tones ganz mit ihm zusammen. In seiner koloristischen Haltung wie in der Größe seiner edlen Auffassung reiht sich uns dieses Bild (in der St. Galler Galerie) neben die „Kinder aus der Fremde", die genau ein Jahrzehnt vorher entstanden waren.

Ein Brief Stückelbergs an den Zürcher Stadtpräsidenten Römer läßt schon im Oktober 1887 vermuten, daß der Künstler, dem „das Basler Pflaster" zu Zeiten „kreuzlangweilig" vorkam, „bald wieder einmal in Italien herumspazieren" werde. Und wirklich; im Frühling 1888 reiste Stückelberg mit seiner ältesten Tochter ins Land seiner ewigen Sehnsucht, und zwar strebte er dahin, wo ihn das erinnerungsvolle Gemüt am meisten hinzog: ins römische Gebirg. Ein allererster Aufenthalt wurde zwar schon in Florenz, ein zweiter, längerer, in Assisi gemacht. Dort ließ der Maler mit stiller Freude wieder den ganzen Zauber der italienischen Landschaft auf sich wirken, und seine Studienbrettchen zeigen helle, sonnenflimmernde Gegenden mit weiß leuchtenden Kirchen und in saftigem Kolorit erfaßten Menschen, um die die Lichter spielen. Eines der reizendsten dieser Gemäldchen gibt die stille Kirche San Damiano wieder; der Maler hat es später (1899) zu einem seiner stimmungsreinsten Bilder, dem groß und ruhig durchleuchteten „Palmsonntag in Assisi" benützt. Dann ging's nach Rom, von dort nach Albano, darauf hinunter ans Meer nach Porto d'Anzio und nach Nettuno, endlich nach Tivoli und in die Sabinerberge. Überall entstanden Landschaftsstudien, schnell erfaßt, satt, manchmal fast etwas schwer in den Tönen: in Porto d'Anzio z. B. ein Olivenwald, über den ein helles Schloß in den tiefblauen Himmel ragt; bei Nettuno sah er die Felsenküste, die dann (1899) in der „Fischpredigt" verwendet worden ist. Aber das Ziel war Anticoli, das liebe alte Anticoli-Corrado mit den alten lieben Menschen, dem Hause Carboni und den lauschigen Gewölbebrunnen, an denen einst Mariuccia und ihre Gefährtinnen geschöpft hatten. Im Garten des Sindaco Carboni malte

Stückelberg jetzt seine Tochter; an andern Orten, um das alte Städtchen herum, fand er die Motive, die er später zum „Verlorenen Sohn" und zum „Parnassischen Quell" gebraucht hat; die prächtig ernste Pinienlandschaft zum „Parricida" hatte er schon bei S. Cosimato in der Nähe von Vicovaro entdeckt. — Es ging dann aber noch weiter nach Süden: Neapel kam, und zweimal wurde der Vesuv gemalt, jedesmal in anderer Beleuchtung; dann Pompeji, das prächtige Gelegenheit zu Studien bot: ein Brett mit dem „Haus des Diomedes", eines mit der „Gräberstraße", ein drittes mit dem Hotel „Sole" und zwei reizvoll dekorativen Pfauenfiguren, sind uns in kräftiger Erinnerung. Auch Capri wurde wieder besucht, und wieder wurde der Arco naturale festgehalten; er durfte später Hintergrund zu den „Melodien des Ozeans" werden. Man sieht allen diesen Studien an, mit welcher Freude sie geschaut sind, und eine geübte Hand hat das Gesehene auf das Holz oder auf die Leinwand übertragen. Einige der genannten Bilder sind nämlich größere Studien; die Mehrzahl aber hat auf den Brettchen Platz gefunden. Als der Künstler nach nahezu vier Monaten heim kam, ging er auch da wieder wacker ans Malen.

Es ist schon angedeutet worden, daß gewisse Landschaften sich ihm sofort mit historischen oder Phantasie-Gestalten verbanden. Hauptsache aber ist: Der Künstler hatte abermals eine neue Farbigkeit mitgebracht: ernster, schwerer als früher, nicht allen seinen Freunden angenehm, für ihn selbst aber gewiß der Ausdruck inneren Seins, die diesem entsprechende Um- und Ausdeutung des Empfundenen. Sie kam zunächst in einigen ältern Stoffen zur Verwendung: im schon genannten „Liebesgarten",*) in dem schon 1876 entstandenen, jetzt übermalten „Spaziergang am Meer"**) und in dem Stück „Brienzersee", das wir oben***)

*) S. 125.
**) S. 89.
***) S. 127.

erwähnt haben. Neu geschaffen wurde „Der büßende Parricida", für unser Gefühl eines der bedeutendsten Werke aus des Malers neuerer Zeit (Zürich, Künstlergütli). Die Farbigkeit ist hier allerdings eher zurückgedrängt zu Gunsten eines ganz großen Gesamteindruckes. Der Künstler wollte dem Beschauer das Unheimliche naheführen, und es ist ihm durchaus gelungen: Die weißgrauen Klostermauern und die düstern Cypressen, als Kontrast das gedämpfte Grün der unter den Felsabstürzen liegenden Wiese, und in diese Stimmung hinein die schwarze Gestalt des büßenden Mörders. — Das ist größtes malerisches Gefühl im Dienste einer mächtigen Idee. Um diese eindringlich zu machen, hätte es kaum des blutigen Schwertes, der Inschrift und des Raben auf dem Steine neben der Figur bedurft; daß ein Gequälter da bete, wäre dennoch deutlich geworden. Immerhin sind wir ferne davon, die Beigabe dieser Details tadeln zu wollen.

Im nächsten Jahre vollendete er „Kinder und Katzen von Vicovaro": Schon im Jahre 1863 hatte Stückelberg ein Sabinerkind mit einer Katze gemalt;*) jetzt reizte ihn dasselbe Thema wieder, und er schuf das herzige Bild, groß gefaßt und mit der lustigen Variante, daß die Mädchen und die Katzen gleiche Augen haben. Wieder wechselten dann Stoffe aus älterer Zeit mit den neuen; aber beide zeigten die neue, tiefe, saftigere Farbigkeit, so eine „Königin Bertha", so das wundervoll harmonische Bild „Drei Menschenalter". Im Schatten der Bäume vor der hochgelegenen Kirche zu Ringgenberg wandeln und sitzen Menschen: eine alte Frau in Bernertracht, ein Liebespaar, ein trauernder Jüngling, Kinder. Sie gehen einander nichts an; auch daß sie „Die drei Menschenalter" repräsentieren, erscheint wie ein Zufall. Wir haben auch diese Beziehungen noch nie in dem Bilde gesucht; was uns aber heute noch bei jedem Betreten der Kunsthalle — es gehört dem Basler Kunst-

*) Siehe oben S. 54.

verein — davor festhält, das sind seine malerischen Qualitäten. Wie da nämlich die Menschen in die grüne Baumumgebung hineinempfunden sind und teilnehmen am Gesamtkolorit, das hätte ein ausschließlicher Pleinairist und Milieu-Darsteller nicht besser und kraftvoller machen können.

Wie sehr übrigens auch das Ausland Stückelbergs Qualitäten schätzte, geht daraus hervor, daß er am 5. April 1888 von der Verwaltung der Uffiziengalerie in Florenz aufgefordert wurde, für die Sammlung der Maler-Bildnisse sein Selbstporträt zu liefern. Er kam dem Wunsche gerne nach.

Im Sommer 1889 weilte Stückelberg kurze Zeit im Schächental. Eigentlich sollte er als Jury-Mitglied nach Paris zur Weltausstellung gehen; aber die Krankheit eines Sohnes hieß ihn als besorgten Vater zu Hause bleiben. — Er sandte — hors concours — das tiefempfundene Porträt seiner Mutter und ein paar Tellskapellenstudien zur Ausstellung. Schon damals war — in der Jury für die aus der Schweiz nach Paris zu sendenden Bilder — ein Kampf zwischen Jungen und Alten entbrannt. Stückelberg hielt sich im Ganzen zu den letzteren, stand aber dem Schaffen und Wollen der Jüngern durchaus nicht verständnislos gegenüber; was er verurteilte, war nur ihr Ultra-Radikalismus. Er, der ruhige Beobachter und tiefe Kenner, sah nämlich richtig und genau, daß vieles von dem, was die Modernen als ganz neu und nie erhört betrachteten, „auch schon dagewesen“ sei und hielt darum ihren lauten Ton für überflüssig: „Es wird oft“, schreibt er voll souveränen Humors am 2. April 1889 an Koller, „von den größten Stümpern am meisten von ‚Plänär‘ geschwatzt, als ob sie die Sieger auf der Wahlstatt wären. Da lobe ich mir einige moderne stille Spanier*), die in jeder Richtung groß sind, heute im Phantastischen, morgen in treuester Naturwiedergabe von Volk und Sitte.

*) Wahrscheinlich meint er seine neuen Italien-Bekannten Sorolla und Benlliure.

Und du warst mir stets ein Pleinairist Nummer 1, bevor dieser Begriff entdeckt war." Wie wahr ist das! so können wir heute sagen, wo der Pleinairismus à outrance vorbei ist, und wo Rudolf Kollers Bilder noch immer vom Lichte strahlen, das jene so vielfach talentlosen Stürmer und Dränger nicht darin hatten finden wollen, als sie ihn in der Pariser Ausstellung in die zweite Linie rückten.

Im Winter 1889/90 malte Stückelberg dann ruhig weiter an Bildern, die ihm bei seinen Ringgenberger- und Italien-Studien aufgegangen waren. Und zwar schuf er, ohne viel ans Licht zu geben. „Du bist nicht in dem Grade Eremite wie ich", meint er zu Koller am 13. Oktober 1889 und fährt dann fort: „Ich werde mich bald verpuppen; deswegen mußt Du aber nicht auf einen besonders schönen Schmetterling passen." Als Hauptgrund für diese Verpuppung und Zurückhaltung sagt er von seinen Bildern zu Koller: „Es ist mir nachgerade zum Graus geworden, etwas zum Atelier herauszulassen; denn alles ist Produkt wechselndster Stimmung und unter sich verschieden wie Eidechse und Schmetterling, . . . Bilder sind aber Denkmale gestimmten Geistes oder Kinder eigenartiger Laune."

Das zeugt nicht von ruhiger Seele; er nennt sich auch „gedankenschwer". Dennoch sind die Bilder Stückelbergs aus jener Zeit noch immer bedeutende Kunstwerke, allerdings verschieden in ihrer Stimmung, wie sie grundverschieden in ihren Sujets sind. Da treffen wir wieder „Pilger von Pereto" mit kräftiger Landschaft und ebensolchen Figurensilhouetten. Der frohe Glanz des „Marientages" ist nicht mehr in diesem Bilde; aber seine Gestalten sind nicht weniger lebensvoll; sie sind nur pessimistisch-realistischer gesehen; es ist nicht mehr Sonntag darin, sondern die Woche mit ihrem Grau hat teil daran. Lieblicher gestimmt ist „Der Geiger von Anticoli", das still in sich hineinspielende junge Priesterlein im grünen Hofe; er merkt es nicht, wie ihn vier mutwillige schöne Mädchen mit Rosen

bombardieren. Bei aller Kraft sind auf diesem großen Bilde die Farben aufs beste ausgeglichen. Reizend erzählt Stückelberg später einmal dem Freunde in Zürich, wie er zu dem Stoffe gekommen sei: „Zufällig knüpft das Bild an ein Faktum an. Filippo ward geliebt und ward Mönch aus religiöser Neigung. Er war musikalisch angelegt und zog sich gerne in die Stille zurück. Eifersucht soll ihm ins Kloster San Francesco sotto Civitella gefolgt sein, aus dem er geheimnisvoll verschwand, resp. seinen Tod fand. . . . Ich wollte den harmlosen Anfang geben." — Ein „Frühling in Anticoli" zeigt Mutter und Kind in breiter, saftig realistischer Darstellung. — Ein tiefempfundenes Bild jener Zeit ist „Orphanorum Consolator", der Tod, der zum verlassenen Bauernhause tritt und dort die schlafenden Waisenkinder sanft in den Arm nimmt. Ernst und groß sind Bewegung und Haltung des weißgrau verhüllten Knochenmannes; ernst und groß schauen hinten über die Laube die Schneeberge herein, und das Kolorit, Graubraun in der Gesamthaltung, stimmt prachtvoll zu der Lyrik des Dargestellten. Das Bild ist uns fast das liebste unter Stückelbergs neueren Werken. Die Geschlossenheit in Komposition und Stimmung, die innere Größe der Anschauung treffen so nicht mehr oft zusammen. Doch ist auch das im selben Jahre entstandene große, lebensvolle Bild „Melodien des Ozeans" noch ein durchaus harmonisches Werk: Ein schönes Mädchen, nur als Profilbüste gegeben, hält die Hand ans Ohr, um dem Rauschen des durch ein Felsentor sichtbaren Meeres zuzuhören. Es ist ein Gemälde von edler Plastik und mächtiger Farbenstimmung. Aus der gleichen Zeit stammen auch eine Anzahl landschaftlicher Studien, wieder lauter frische, unmittelbare Natureindrücke, die auf den bekannten kleinen Brettchen festgehalten sind. — Diesmal sommerte er in Wallenstadt-Berg, und es ist das Sarganserland, das den Maler fesselte; wir treffen duftige Darstellungen von Sargans selbst, dann von Quinten, von den Churfirsten, manches doppelt, einmal

warm, einmal kühl im Ton: Jeder Stimmung wußte der rasche und sichere Pinsel Herr zu werden. Eine prachtvolle, große Studie aus dieser Zeit besitzt Herr Maler F. Burger. Ein Brettlein von 1890 zeigt auch den Garten des Erimanshofes, wo Stückelberg damals mit Vorliebe malte, zurückgezogen in sein Haus, immer ferner vom Ausstellungs- und Kunstleben, das ihn anzuwidern begann. Immerhin hat er 1890 noch den schweizerischen „Salon" in Bern beschickt: „Ich werde mich an dieser ersten eidgenössischen Ausstellung demonstrativ beteiligen, damit es nicht heiße ‚Il boude'. Natürlich bin ich aber auf ein Heer von Dornenkindern an meinen Bildern gefaßt." Es waren in Bern „Der verlorene Sohn", „Mittagsruhe im Sabinergebirge" und „Der büßende Parricida" zu sehen.

Da traf den Meister, der so wie so manchmal unter melancholischen Anwandlungen litt, das harte Geschick, von dem schon im ersten Kapitel die Rede gewesen ist: Es starb ihm am 30. November seine Schwester, Frau Susanna Schläpfer in Beringen.*) „Herzensgüte, Bescheidenheit und Weisheit erhoben sie weit über die Eitelkeiten der Welt. Und wie sie Vielen viel war, sah man am Begräbnistage, als Hunderte von Weinenden von der lieben Hülle Abschied nahmen. Es fehlte ein Apostel, der diese Tabea erweckt hätte," schreibt er am 21. Dezember 1890 an den Zürcher Freund R. Koller. Glücklicherweise hatte er die geliebte Schwester in ihrem Todesjahre noch gemalt, und zwar erschien uns 1901 ihr Porträt als eines der besten der Ausstellung. Sie sitzt, schwarz gekleidet, im grünen Garten. Gesicht und Hände leuchten, leuchten so still und groß wie das Antlitz und die Hände auf dem Bilde der Mutter des Künstlers. Dazu spielen grüne Reflexe auf den Fleischteilen; das Bild wird dadurch eins mit seiner Umgebung, in der es koloristisch herrscht und von der es doch wieder selbst ein Stück Leben

*) Siehe oben S. 4.

empfängt. Der Maler hatte fortan dieses schöne Werk beständig in seiner Nähe; es hing über seinem Schreibtisch und grüßte ihn in milder Lebendigkeit.

Dann aber sank seine Künstlerkraft. Er fand nur noch zu wenigen ernsten Todesdarstellungen Mut. Es sind ihrer drei: Zunächst „Herbstlied", wo die Töchter der Familie Stückelberg im Garten zum Singen vereinigt sind. Dieses Bild war eigentlich schon 1886 gemalt worden; 1890 aber setzte er noch den Tod hinein, der den Takt schlägt. Das lebendige Grün der Laube, in welchem die Szene vor sich geht, kontrastiert deshalb eigentümlich mit dem Ernst der Darstellung. — Dann folgte „Tod und Leben": Ein Totengräber holt eben einen Schädel aus der Grube; erschrocken blicken die jugendlichen Zuschauer; auf dem schlichten Holzkreuz, das zerbrochen auf dem Boden liegt, liest man den Namen Ernst Stückelberg. Auch hier wieder heben Farbenkontraste das Düstere des Vorgangs klar heraus. Das Bild ist in hellen, ja hellsten Tönen gemalt; die umgebende Landschaft ist ein Stück Italien mit schwarzen Cypressen neben weißen Häusern. — Dieselbe Helligkeit herrscht auch im dritten Bilde „Das Grab", wo ein Mädchen oder eine junge Frau, mit einem ängstlich um sich schauenden Knaben an der Hand, in die frisch geschaufelte Grube hinuntersieht. Es ist ein Werk von wundersamer Stilreinheit und Größe. Alles tönt leise darin; leise, ganz leise sind z. B. an der Kirchhofwand die Medaillonporträts der liebsten Toten, der Mutter und der Schwester des Künstlers, angedeutet; leise senkt sich die Linie des Mädchenleibes abwärts; leise tönen die Farben, und doch überwältigt das Bild jeden, der es sieht. Es rührt nicht, es bewegt den Beschauer im Innersten. Im Frühjahr 1891 sandte er es mit „Orphanorum Consolator" und dem „Verlorenen Sohn" nach Berlin; er redet jedoch gleichzeitig von „Ausstellungsekel". Dann aber ergriff ihn eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe.

Er malte nicht mehr. Etwas wie Schwermut wurde Meister über ihn, er ergab sich fast widerstandslos in ein, wie ihm schien, dunkles Fatum, fast fünf Jahre lang. An den Streitereien in der eidgenössischen Kunstkommission, der er seit dem 17. Februar 1891 angehörte und in der damals die Kämpfe um die Bundessubvention und die Mitgliedschaft stattfanden, hatte er keinen Gefallen: „Wenn nur die fortwährenden Händel über die eidgenössische Subvention nicht zuletzt dem Faß den Boden ausschlagen, oder glaubst Du", schreibt er am 1. Mai 1891 an Koller, „an ein ehernes Becken voll menschlicher Vollkommenheit? .... In Altdorf (wo sich die eidgenössische Kunstkommission versammelt hatte) herrschte eine recht unheimliche Stimmung. Wenn der erste Eindruck mich fortbegleitet, so vernehme ich keine bezaubernde Zukunftsmusik. Zu meinem Ruhebedürfnis bilden solche Disharmonien einen fatalen Kontrast. Es gibt alte Hähne, die im Opponieren schwelgen und nicht ruhen, bis sie zerkratzt am Boden liegen." — Bauen sei viel schwerer als Zerstören, sagt er ein andermal in Bezug auf dieselben Verhältnisse; „für ersteres braucht es Ingenieure und Erfahrung, für letzteres heutzutage nicht einmal einen Hammer, bloß eine Feder oder ein Zündhölzchen". — Hie und da bricht auch etwas wie Groll darüber durch, daß man ihn, den Maler der Tellskapelle, dessen Freskobilder alles lobe, nicht mehr zu ähnlichen Aufgaben rief. Das ist auch wirklich zu bedauern. Wir wissen doch, wie leicht und klar er historische Stoffe disponierte und zu Bildern verarbeitete, und er wäre ganz gewiß der Mann gewesen, dem man Rathauswände und dergleichen auch im Beginn der neunziger Jahre noch hätte anvertrauen dürfen. Künstlerisch — das erweisen seine jugendfrischen Studien auf den Lindenholzbrettchen — war er noch nicht alt geworden.

Eine andere Äußerung seines Sich-einsam-Fühlens war die steigende Sehnsucht nach dem Jugendland Italien oder vielmehr ein Hineinbohren in die Erinnerungen seiner schönsten Zeit.

So schreibt er an Koller am 14. Juni 1892: „Mit der Fidelität, die Du Deinem alten Kriegskameraden anrühmst, ist es nicht weit her; seitdem man mich so wenig braucht, komme ich mir eben auch recht unbrauchbar vor und denke zurück, mit wie wenig ich einst als Anfänger die Menge befriedigte und wie die intimste Befriedigung ich eigentlich in der sabinischen Wildnis genoß, wo sonst niemand zu befriedigen war.“ Dann preist er zwar das Glück der Heimat, seiner Ehe und seiner Freundschaft; aber im Grunde empfand er sich doch in der „babylonischen Gefangenschaft, unterbrochen durch einige Flüge hauptsächlich nach Süden — im Übrigen ein Hungern und Dürsten und Sehnen nach dem entrückten Kunstgebiet, dessen Entdecker ich war, das aber heute einer ganzen Künstlerkolonie gehört, die international zu nennen ist. Im Hause meines verstorbenen treuen Sabinerfreundes nistet nun eine spanische Künstlerfamilie, und Anticoli wimmelt von Römern, Engländern und Deutschen, denen mein mythischer Name Sig. **Ernesto** vorgekommen sein mag gleich dem eines verschollenen Seefahrers aus der Argonautenzeit.“ Also immer und immer der Zug nach Italien. Er dürfte ihn, das meinte auch einer seiner Freunde, als er die Briefe Stückelbergs zu dieser Lebensskizze zur Verfügung stellte, bezüglich der Gegenwart etwas ungerecht gemacht haben.

Dann und wann sandte er wieder Bilder weg, z. B. nach Zürich die „Mittagsrast im römischen Gebirg“ nebst andern Gemälden; im ganzen aber verhielt er sich künstlerisch still: „Eine Lücke füllt Stückelberg nicht aus“, heißt es öfters in grollender Resignation. — Schmerzlich bewegten ihn auch immer wieder Todesfälle in seinem Freundeskreise: „Wochen und Monate fliegen nur so dahin, und mir will scheinen, mit ihnen jedesmal ein Teil Freundschaft und Liebe. Nun ist auch der stille Meyenburg noch stiller geworden und hat uns wohl durch sein Schweigen auf sein Schwinden vorbereiten wollen“ (an Koller,

13. März 1893). — Meist saß er in seinem Studierzimmer; „denn im Atelier ist Stückelberg selten zu finden. Er freut sich der Kunst Anderer, seit ihm die Freude am eigenen Schaffen abhanden gekommen. Meine erste Geliebte hat mich verlassen . . Für einstweilen lebt der arme Tellskapellenmaler in nördlicher Erstarrung weiter; seine Mitmenschen haben längst Abschied von ihm und seiner Kunst genommen, nachdem er sich noch höflich empfohlen und im Ausstellen Abstinenz geübt, um der Jugend Raum zu lassen."

Hie und da frischte jedoch eine Reise den gesunkenen Mut wieder etwas auf, so als er im Jahre 1893 mit seiner Frau und einer Tochter zuerst nach Innsbruck zur Einweihung des von (dem kurz vorher verstorbenen) H. Natter erstellten Andreas Hofer-Denkmals, und von dort nach München ging. Schon vorher war er etwas aufgelebt, als er mit Koller zusammen in Wildegg im Aargau Studien malte, d. h. wieder ein paar jener so hellen, saftigen Landschaften auf den kleinen Lindenbrettchen. — In München lichteten frohe Stunden mit Stäbli, Burger und andern Freunden seinen Mut zeitweise völlig auf. Lenbach führte ihn in die „Allotria" ein und machte ihn mit Oberländer, dem Bildhauer Rümann und andern bekannt. Auch Ausstellungen sah er, den Glaspalast und die erste „Sezession", in der ihm Villegas und Herkomer am besten gefielen, weil sie „ihre eigenen Wege seit Dezennien gehen, unbekümmert um das Geschrei in den beiden Kunstlagern." Auch Uhde, Samberger, Stuck, Thoma, Koner und Bartels, ebenso Dettmann und vor allem der Engländer Watts, hatten ihm etwas zu sagen. Leibl, von dem er ebenfalls Bilder sah, hat er später einmal den „ersten holbeinischen Bauernmaler" genannt. Erschrocken war er nur über die Massenhaftigkeit dessen, was gemalt wurde. Glücklicherweise, meint er, sei „von der Vorsehung weise angeordnet, daß nicht alle Malerei hält, sondern oft nach wenig Jahren schon fröhlich reißt. Wozu dann der große

Eifer, daß in den Kunstanstalten dauerhaft zu malen gelehrt werde?" Der Brief, der dies alles meldet, ist wieder frischer gestimmt als die sonstigen Mitteilungen jener Zeit. Man sieht, das Feuer in Stückelbergs Brust war noch nicht so ganz erloschen, wie er sich und andere manchmal wollte glauben machen. Es sollte auch noch einmal wieder glänzend hervorlodern und leuchtet schon ein wenig, wenn er mit Genugtuung an Burger in München schreibt: „Paul Robert ist nun mein junger Freund geworden . . . So selten vollzieht sich in späteren Jahren solcher Anschluß . . . Er ist noch jung und erfreut sich schöner Aussicht, und der Jugend gehört Erde und Himmel, wenn ein so tief religiöses Gemüt und solche Macht des Ausdrucks in ihr wohnt." Roberts Gemälde für das Neuenburger Museum hatten ihn nämlich geradezu begeistert: „Vor jedem Bilde wird das Auge des Betrachtenden nicht nach dem Mittelpunkt gezogen, sondern wie im Traume herumgeführt von Bekanntem zu Unbekanntem, und gehoben erwacht man und dankt dem lieben Maler für großen Genuß," schrieb er an eine Verwandte, und als diese den Brief an Robert schickte, hieß es zurück: „Je vous assure que je lui rends bien l'estime qu'il veut bien me porter et que je serai heureux de pouvoir l'entourer d'une sincère amitié" (Ried, 11. Mai 1894). Das tat wohl, und der alte Meister wußte es zu schätzen.

Einstweilen allerdings saß Stückelberg noch meist am Schreibtisch und „Pinsel und Farben" lagen „ungebraucht im kalten Atelier". Nur zu unablehnbaren Porträts hatte er sie hie und da hervorgenommen; sonst pflegte er in jener Zeit auch Bildnisaufträge abzuweisen. Schade, denn die wenigen, die er schuf, sind vortreffliche Kunstwerke. In der Stückelbergausstellung sah man davon drei Herrenporträts, alle mit sicherer, fester Hand gezeichnet und gemalt, in der großen Auffassung, die man an Stückelbergs Bildnissen gewohnt war. Das beste davon (heute Besitz des Kunstvereins) ist Oberst Merian-Iselin, der

bekannte Kunstfreund. Im Pelzmantel sitzt er da in offener Landschaft; den charaktervollen Kopf deckt ein Barett, die Hände sind ineinandergelegt. Es geht Helle und Wärme zugleich von diesem edlen Männerbildnis aus. — Das zweite stellt Herrn Daniel Burckhardt-Thurneysen dar, ebenfalls im Pelzmantel, auch er in vornehmer Haltung; nur sind wir hier nicht im Freien, sondern in einem Zimmer, dessen Fenster durch eine bunte Wappenscheibe belebt wird. Wiederum vereint sich Kraft des Vortrags mit Harmonie in den Tönen. — Das dritte Porträt ist ein Brustbild, Herr Ernst Jung, ein angegrauter, aber energischer Kopf, in den leuchtenden Lokalfarben mit geschickter Hand zu sprechender Lebendigkeit herausmodelliert.

Sonst aber malte Stückelberg nicht. Er schriftstellerte, das heißt er zeichnete Familiengeschichten und Ähnliches auf. In jenen der Malerei abgewandten Jahren ist nämlich von seiner Hand der köstliche Band vollendet worden, den er als „Zwinger-Stückelbergisches Familienbuch“ schon anfangs der achtziger Jahre weitergeführt hatte.*) Stückelberg hat darin alle seine Vorfahren von väterlicher und mütterlicher Seite biographisch behandelt und hat ihre Porträts gesammelt im Anschluß an eine große Reihe alter Bildnisse Zwinger'scher Familienangehöriger, die im Jahre 1713 von Joh. Rudolf Huber gemalt worden waren. Andere hat er in Stichen, Photographien nach alten Bildern u. s. w. hineinversetzt. Was er von ihnen erfahren konnte, hat er entweder gedruckt beigelegt oder hat es selbst aufgeschrieben. Wo es sich um Personen

*) Margarete Zwinger † 1750, Gattin des Kunstfreundes und Seidenfabrikanten Emanuel Stickelberguer in Lyon, und Tochter des letzten Professors Namens Zwinger, war die Urgroßmutter Ernst Stückelbergs. Die Zwinger bildeten durch sechs Generationen hindurch eine ununterbrochene Professorenreihe an der Universität Basel, von Theodorus Zwingerus, dem Ältern, dem bekannten Zeitgenossen Holbeins und Amerbachs, an bis zu Johann Rudolf, Prof. Dr. med. 1692—1777.

handelte, die er noch gekannt hatte, hat er deren Biographie verfaßt und sie in seiner schönen, leichten, flüssigen Schrift in das Buch eingetragen. Schließlich hat er auch jene kurze Selbstbiographie hineingeschrieben, der wir so Manches haben entnehmen dürfen, die aber mit dem Tode der Mutter abbricht. Wer dieses Buch sieht, begreift, daß da jahrelange Arbeit vereinigt ist, die Arbeit eines Genealogen und Sammlers, der, wenn er auch nur ein gelehrter Dilettant gewesen ist, doch manches zu Tage gefördert hat, was ihm und seiner Familie interessant sein konnte.

Sammler ist übrigens Stückelberg immer gewesen, auch auf andern Gebieten. Er sammelte, als zu seinem Berufe gehörig, kostbare Stoffe, ganze Kostüme, Trachtenbilder u. s. w. Aber auch schöne alte Stiche, Münzen und dergleichen machten ihm Freude; ebenso war seine Bibliothek sehr reichhaltig, namentlich an guten Kunstpublikationen.

Dem alten Familienbuchband, der in solides Schweinsleder mit Modeldrucken gebunden und mit Schlössern versehen ist, gehen dann die Familienalben zur Seite, die er ebenfalls in den achtziger Jahren angefangen hatte und die etwas ganz anderes sind, als was man sich gewöhnlich unter einem Album vorstellt. Es sind zwei Doppelfolianten, Lederbände, die ein einzelner kaum schleppen kann, und sie sind voll von Werken aus Stückelbergs Künstlerhand, Porträten: die einen (im ersten Bande) Kopien nach alten Miniaturen und sonstigen Bildnissen, die andern (II. Bd.) sämtlich lebendige Farbstiftzeichnungen aus allen Perioden des Meisters: breit, ruhig und groß mit liebevoller Hand hingesetzte Bildnisse seiner Verwandten, seiner Frau, seiner Kinder. Für die letzteren existiert noch ein viertes Buch: Sie sind darin in allen Situationen ihrer Kleinkinderzeit gezeichnet und gemalt, außerordentlich reizvoll. Dieser Band ist ein Juwel; seine Blätter sind Meister-Handzeichnungen edelster Art.

Endlich, endlich kam dem Künstler die Lust an der Kunst wieder; Koller, der treue, war es, der ihn des ernstlichsten

dazu ermunterte. Stückelberg dankte am 7. Januar 1895 und verhielt sich nicht ganz ablehnend. Er habe sich, sagt er, nach dem Tode seiner Schwester die Trauer um sie wegmalen wollen, es sei ihm nicht gelungen, und er werde seinen Schmerz hinübernehmen bis zum Wiedersehen. „Ich möchte", fährt er dann fort, „jene andere Welt malen können, wie sie in meinen Traumvorstellungen lebt und alle Misère des vaterländischen Künstlerweges vergessen ..... Male ich also wieder, so dürfte das eine oder das andere, das Gesehene oder das Geträumte, mich begeistern. Um solches Paradies zu malen, müßte ich aber irgendwo abseits an einem schönen See und in gutem Klima wohnen ..... Vor sechs Jahren trug ich mein Leid um die in Basel verlorene Zeit ins Sabinergebirge zurück und brachte den Parricida heim. Das war ein letztes Auflodern meines südlichen Liebesfeuers. Den Kaltwasserstrahl darauf mögen andere vergessen." *)

Der Pinsel wurde ihm dann aber auch von anderer Seite noch energischer wieder in die Hand gedrückt. In der Tellskapelle waren während der zwölf Jahre seit der Schaffung der Fresken alle Tempera-Retouchen vom Kalk aufgefressen worden, während das „al fresco" selbst intakt geblieben war, und es mußte eine Reparatur vorgenommen werden. Stückelberg zog also, auf Wunsch seines „Kapellenvogtes" Ernst Jung, im Mai 1895 mit seinem alten Famulus Hermesdorff wieder nach der Tellsplatte. Die Arbeit gelang, und da ein neues, haltbares Mittel dazu verwendet wurde, wird sie dauernd sein. „Du wirst Dich wundern", schrieb er am 3. Juni von Tellsplatte aus an Ernst Jung, „wie jetzt der Melchtal und der junge Blondkopf im Schwur zur Geltung kommen und die Wirkung des Ganzen harmonischer geworden (ist) .... Ich bin durchgängig in der

*) Man hatte mit ihm beim Ankauf des Bildes für den Bund um den Preis gefeilscht; das kränkte ihn, nicht wegen des Geldes, aber wegen der Mißachtung, die er daraus empfand.

Farbe noch heller gegangen, und ich werde nach dreiwöchentlicher Arbeit die Kapelle mit dem glücklichen Bewußtsein verlassen können, ich hätte getan, was in meinen Kräften gestanden."

Die Bahn zu neuem Kunstschaffen war also gebrochen. Die ihm damals verliehene Ehrenmitgliedschaft der eben gegründeten Basler Künstlergesellschaft war, wie ein Brief an Koller vermuten läßt, ebenfalls ein Ansporn. Allerdings spricht dasselbe Schreiben auch von einer eben durch die Ärzte erkannten Krankheit, die ihm ein bestimmtes Nahrungsregime vorschreibe. Dieses Leiden veranlaßte ihn dann aber zu längeren Ausruhkuren im Süden, und so setzte auch da ein neuer Antrieb ein. — Er ging im frühen Frühling 1896 nach Ospedaletti und fand dort zunächst seinen Humor wieder; im nahen San Remo weilte seine zweite Tochter, und es entspann sich ein wohltuendes Hin und Her, unterbrochen von Malerei und Schmetterlingsfang. Gemalt wurde wieder auf den kleinen Brettchen, und sie füllten sich mit frischen Studien nach Palmen, Felsen und Meer. „Auf dem Wege nach Tolla" hat er damals eine reizende Farbenskizze gemacht, die dann im Jahre 1900 zu einer großen Öllandschaft verarbeitet worden ist: ein Stück Realität in allem Reiz seiner Frische und Ursprünglichkeit. Es fällt auf diesem Bilde ein durchsichtiger Baumschatten auf eine helle Hauswand; das ist so fein und so wahr beobachtet, daß man an der Jubiläumsausstellung kaum glauben mochte, ein angehender Siebziger habe dieses Bild geschaffen; aber die Jahreszahl 1900 stritt wider alle Zweifel.

Von Ospedaletti ging dann Stückelberg über Cannes nach seinem lieben St. Raphael, nach St. Aigulphe und Fréjus, und auch dort sind Studien entstanden, ein duftiger Sonnenaufgang z. B. Auch Menschen und Tiere reizten ihn wieder zur Darstellung: Da ist ein schönes Frauenprofil vor blauem Meer; da sind Pferde; sogar Fische hat er gemalt. Die Landschaft von St. Aigulphe gab ihm den Fond zu seiner end-

giltigen Redaktion des „Johannes auf Patmos". Das Bild ist vor allem eine grandiose Landschaft geworden; ein Meer ist da, wie es nicht oft gemalt wird: Ein „großes, stilles Leuchten" liegt darauf und verzittert in der blauen Luft, in welche Pinien und Felsen weich hineingehen. Johannes sitzt sinnend am Strande, der Adler bei ihm: eine würdige Staffage zu der hehren Schönheit der Landschaft.

Im selben Jahre noch entstand dann auch „Die Seherin" (heute im Basler Museum), ein Bild, das nicht nur in den düstern Meerpartien voll Wahrheit, sondern auch in der ernsten, reinen Frauenfigur im hellgrünen Gewande groß empfunden ist. Eine reizvolle Studie aus jener Zeit ist eine auf der Froburg gemalte, lebendig, saft- und kraftvoll aufgefaßte Partie Hühner. Man sieht auch diesem Bildchen an, daß es in guter Stimmung geschaffen wurde. Sie ist doppelt begreiflich; denn auf der Froburg war Stückelberg mit seinem alten Freunde Johann Burger zusammengetroffen.

Das Jahr 1897 sah den Künstler abermals im Süden und zwar in Agay (Var), nahe beim nun schon zum dritten Male aufgesuchten St. Raphael. Natürlich hatte die Mallust keine Verminderung erfahren, im Gegenteil: die Studienbrettchen zeigen Landschaften in allen Stimmungen: bunt, hell, düster, silberduftig, kühl, warm und saftig; und daheim wurde dann flott weitergemalt, immer im Stil der abermals neu erlangten und abermals gesteigerten Farbigkeit. Man sieht, er war auch in der fünfjährigen „Pinselpause", wie er die trüben letzten Jahre einmal nennt, nicht zurückgegangen, im Gegenteil; seine Kraft war noch so groß, daß er koloristisch abermals Neues wagen konnte. „Ich habe mit meiner künstlerischen Vergangenheit gebrochen und bin mit 65 Jahren ein anderer geworden," schreibt er an Burger nach München; „das ahnt kein Gloriabrüller von mir Alten, der quasi nie ausstellt und so glücklich ist, von der Prosa des Kunstlebens erlöst zu sein." Zu dieser

Prosa des Kunstlebens rechnete er auch — das geht aus vielen Briefen hervor — die Tätigkeit in der eidgenössischen Kunstkommission. Mehr als einmal spricht er von Demission, und er hatte diese auch tatsächlich im Sommer 1896 schon zur Wahrheit gemacht.

Auf Grund seiner neuen Studien malte er dann „Am parnassischen Quell": ein prächtig frisches Landschaftsbild. — Wundersam natürlich wirkt ferner das leuchtende fließende Wasser in „Aphrodite als Fischerin", und ganz besonders schön im gehaltenen Kolorit ist „Sappho": Das flimmernde, in kleinen, leuchtenden Wellen gekräuselte Meer ist da von prächtig stimmungsvollem Reize, und die Figur der sich hineinstürzenden unglücklichen Dichterin, größer als die Gestalt auf dem vorhin genannten Bilde, ist ebenfalls voll tiefer Stimmung. — Damals gestaltete er auch den schon 1890 entstandenen „Verlorenen Sohn" zu einer mächtigen, besonders landschaftlich groß empfundenen Szene um: Der Jüngling ist als schmerzbewegte Figur mit den traditionellen Schweinen in ein düsteres, sturmbewegtes Milieu hineingesetzt und wächst mit diesem gewissermaßen zusammen zu einem ergreifenden Ganzen. Das Bild hängt in der Galerie des Basler Kunstvereins.

Stückelberg stellte in jener Zeit auch wieder aus: Seine „Erstlinge" nennt er am 5. Oktober 1897 seine damals nach Zürich gesandten Bilder. Auch Liebhaber fanden sich ein; der Künstler notifiziert das einem Freunde mit Genugtuung. Sodann zeichnete er damals für den Verleger F. Zahn in La Chauxdefonds jene zwölf historisch idealen Porträtköpfe, welche den monumentalen Schmuck der Gutz'schen Schweizergeschichte ausmachen: Bildnisse, die denen aus der besten Schaffenszeit des Malers, der Periode der Tellstudien, kaum nachstehen. Es sind Diviko, Wilhelm Tell, Geßler, Walther Fürst, Werner Stauffacher, Arnold von Melchtal, Winkelried, Rudolf von Erlach, Adrian von Bubenberg, Niklaus von der

Flüe, Hans Waldmann und Benedikt Fontana. Auch ein Rütlischwur wurde von ihm verlangt. Er wollte jedoch die Sache nicht ein drittes Mal komponieren und empfahl seine erste, in Winterthur aufbewahrte Studie zur Reproduktion. So ist das einst so viel umstrittene, kraftvoll originelle, wahrhaft große Werk doch noch ins Publikum gelangt.

Auch „Myrtis und Corinna beim Töpfer Agathon" ist damals entstanden: Das ruhig sonnige Bild mit den leise bewegten Figuren ist von schöner, lichter Harmonie; es will uns fast zurückführen in die Zeit, da die „Marionetten" gemalt worden sind.

Den Sommer 1898 verbrachte Stückelberg mit seiner Familie in Sigriswyl am Thunersee. Vorher war er bei Rudolf Koller gewesen, um diesem am 21. Mai zum siebzigsten Geburtstage zu gratulieren. „Ich wünsche Dir", schreibt er darüber an Johann Burger nach München, „daß Du als Jubilar von siebzig Jahren gleiche Erfahrungen machest wie Freund Koller, der mit seiner Jubiläumsausstellung und seiner herrlichen Studienwelt einen großen Triumph erlebt hat und nun der populärste Zürcher ist".

Er selbst lebte in Gedanken immer im Süden: „Meine Familie wird es klagen, daß ich so absorbiert bin und jugendlich durchglüht."

Also „jugendlich durchglüht" fühlte sich der nahezu Siebzigjährige. Wir notieren das mit Freude. Kurz vorher hatte er auch in Basel wieder ausgestellt: nicht in der Kunsthalle, sondern in seinem Atelier, in das er drei Jahre lang keinen Menschen gelassen hatte. Die Besucher waren erstaunt über die Fülle des Neuen, auch farbig Neuen, was sie da sahen, und „in dreimal vier Ausstellungsstunden wurden sechs Bilder acquiriert". In jener Zeit hat des alten Münchner Freundes Sohn, Fritz Burger, den Künstler gemalt, „vortrefflich, lächerlich ähnlich", wie Stückelberg an den Vater des Malers schrieb. Er selbst schuf damals

keine Porträts mehr; die meisten, die er gemalt habe, meint er an Burger, seien zuviel gewesen: „Es ist den Baslern somit nicht gelungen, mich in den dreißig Jahren, die ich bei ihnen zugebracht, zum Porträtmaler zu machen; sonst würde der alte Krater im Stückelgebirge heut nicht solche Verheerungen bewirken, d. h. ich würde dann heute nicht mehr jugendlich glühen können."

Dieses Glühen erkennt man an den Studien aus Sigriswyl, die wieder alle Feinheiten der Natur mit Sicherheit spiegeln, und bald die Matten, bald das Wasser, bald die Berge, bald das Kirchlein, bald Kinder, bald Frauen — jetzt stark und pastos, dann duftig und wie gehaucht — wiedergeben. Auch aus Eglisau und Beringen finden sich Skizzen. Wenn er große Bilder malte, dann atmeten sie Süden; denn dort lebte er im Geiste. „Mein junger Vetter Lendorff macht nun in Anticoli den Winter durch, und ich beglückwünsche ihn wie die Fledermaus die Schwalbe", schreibt er an Burger. An fertigen Bildern aus dem Jahre 1898 zeigte die Ausstellung von 1901 erstens eine „Dido": ein leuchtendes Landschafts- und Seestück, zweitens das machtvolle Selbstporträt des Künstlers, wo sein Haupt, in grünlichen Tönen modelliert, sich ernst und groß vom dunklen Meere abhebt.

Das Frühjahr 1899 führte ihn dann nochmals nach seinem Süden und zwar zuerst wieder nach der Provence, d. h. nach Cannes, Juan-les-Pins und Antibes. Studien aus jener Zeit geben die reizvolle Ile Ste Marguerite und zweimal (einmal auf großer Leinwand) das Wohnhaus des 1893 verstorbenen Guy de Maupassant wieder; bemerkenswert ist auch ein Blättchen mit flott dekorativ gehalten Pfauen. In Juan-les-Pins erhielt er lieben Besuch: Sein Freund Koller kam, gelockt von des Künstlers begeisterten Lobreden auf das Paradies an der Riviera di Ponente. Dann aber ging's weiter nach Alassio in Ligurien. Dort war ihm wohl; das sehen wir erstens aus einem Briefe vom 4. Juni 1899, in welchem er dem Freunde

Johann Burger zum siebzigsten Geburtstage gratuliert: „Gerne möchte ich auf unsere Gesundheit mit einem Glas guten Albengas mit Dir anstoßen, noch lieber aber selbander auf dem Meer liegen, eine herrliche Landschaft um uns und einen tiefblauen Himmel über uns. Oft tauche ich zweimal des Tages in die Flut . . . und bringe es vielleicht auf 24 Seebäder, die den alten Adam verjüngen an Leib und Seele." Noch deutlicher aber reden seine Studien aus dieser Periode: Meer, Felsen und Wald bannte er mit nie ermüdendem Pinsel auf seine Lindenbrettchen, unter denen manches die Keime zu großen Ölbildern zeigt. So hat er in Alassio das herrliche Stück Wald- und Tierwelt gesehen, das 1901 zum Bilde „Schafherde unter Oliven" geworden ist, d. h. zu einer Wirklichkeitsschilderung, die, als sie in der Jubiläumsausstellung zu sehen war, jeden entzückte: Wie da in das helle Grün der Oliven mit den noch helleren Stämmen ein paar bunte Figürchen farbig belebende Flecke setzen, wie die Schafe gegeben sind, charakteristisch in der Form ohne kleines Detail, das alles ist von erfreulichster dekorativer Wirkung. Gleich fein im Ton, gleich sicher im Räumlichen und gleich harmonisch in ihrer ganzen Auffassung und Erscheinung wurden dann (1900) nach Studien dieser Zeit auch ein „Olivenwald mit Schäferin", ein unter Oliven dem Vogelsang lauschendes Mädchen und (1901) ein „Olivenwald mit Landleuten" ausgeführt. Auch den Fels im Meere seines Sirenenbildes, d. h. die Klippe, hinter der glühend die Sonne versinkt, hat er, als Studie nach der Insel Gallinaria, aus Alassio mitgebracht. Die „Strandkinder von Alassio" und ähnliche Darstellungen sind ebenfalls aus jenen Studien erwachsen; die Bilder sind gebadet in der Sonne, an der damals des Künstlers Herz sich erlabte. Auch sein altes Lieblingsmotiv der Prozession hat er in Ligurien neu geschaut und mit hellen Farben in kurzen, markigen Zügen fixiert. Besonders gern arbeitete er im Garten der Villa Romana, die einer Bekannten, der

Marquise de Montalembert, gehörte. Als er heimkam, malte er zunächst in eine mittägliche Landschaft voll farbiger Kraft die schönen Figuren Augustins und seiner Mutter Monica am Grabe des Alypius, und gleichzeitig mit diesem ernsten Bilde entstand das humoristische von der „Fischpredigt des heiligen Antonius", das allerdings mehr Studie geblieben ist. Auch ein so rein poetisches Werk wie das duftige „Und alles war ein Traum" ist nach der Rückkehr aus Alassio geschaffen worden.

Im Beginn des Jahres 1900 aber ergriff den Künstler die Influenza und hielt ihn lange Wochen hindurch auf dem Krankenlager. „Ich fühlte mich Ende Januars so elend, mitten im Schaffen stille gestellt, daß ich glaubte, von der Erdoberfläche verschwinden zu müssen", schreibt er am 5. März 1900 an den Ratsherrn Im Hof. „Da seufzte ich: Wärest du doch jung auf dem Schlachtfeld im Sabinergebirg zu lieb der Kunst in den Tod gegangen, verzehrt vom Fieber, so hättest du keine Hoffnungen begraben müssen wie heute als alter Mensch." — Aber das Feuer in Stückelberg glühte stärker als er glaubte; sein Mut blieb nicht gesunken. Freundeszureden konnten ihn sogar bewegen, an der Pariser Weltausstellung und im schweizerischen Turnus Bilder zu zeigen; ja er verzichtete diesmal auf eine Reise in den Süden, so sehr seine Gesundheit sie erfordert hätte. „Ich kann mich nicht von meinen Atelierkindern trennen", schreibt er an Koller am 11. März 1900. Nur hätte er sie lieber an einem andern Orte als in Basel gemalt: „Ich wollte, mein Erimanshof hätte Rädchen, . . . ich säße wahrlich längst an südlichem Ruheport". Er malte also weiter, unbekümmert darum, ob seine Bilder gefielen oder nicht. Die oben genannten Ausnahmen abgerechnet, zeigte er sie auch niemandem: „Wer sich den Siebenzigen nähert, will sein Innerstes nicht dem profanum vulgus, dem Sammelsurium preisgeben, dem Kunstmarkt . . . Die junge Welt will ja in allen Gebieten, nicht nur in der Kunst, von den Alten nichts wissen.

Doch existieren unter meinen jungen hiesigen Kollegen glänzende Ausnahmen. Der Respekt vor dem brutal Modernen hat noch nicht alles unterminiert in der Stadt Jacob Burkhardts, und Holbein hat für alle Zeiten hier einen Maßstab gelassen". Seine Bilder, in denen er nach einer damaligen Äußerung „das Visionäre, verbunden mit intimem Natureindruck" gab, rückten vorwärts: Er vollendete damals die wirklich visionäre „Kreuzfahrerin", der vor einer prächtigen Meerlandschaft die Madonna in himmlisch-irdischer Ruhe erscheint, ferner die „Insel der Wahrsagerin" und „Jeanne d'Arc"; das Mädchen von Dom Remy steht als hohe, lebensgroße Gestalt in einer ganz schlichten, ländlichen Umgebung voll duftiger Wiesenblumen im feuchten Grase und lauscht auf die überirdischen Stimmen. — An frühere Bilder des Meisters erinnern schön gruppierte, hell und doch kräftig gemalte „Käuferinnen von Amoretten". „Frühlingsabend" endlich ist eine wundersam poetische Landschaft, in der sich idyllische Figuren graziös bewegen. — Aber auch dieses Jahr blieb nicht ganz ohne Naturstudium: Von einem kurzen Sommeraufenthalt im Urnerboden und auf Tellsplatte brachte er wieder ein paar reizende Sachen auf jenen Malbrettchen heim, vor denen jüngere Künstler, wenn er sie ihnen etwa zeigte, voll staunender Freude zu stehen pflegten: So kraftvoll malte sonst ein eben gereifter Mann, nicht ein Greis.

Im Jahre 1900 verlor Stückelberg seinen treuen Freund, den Ratsherrn Im Hof; seine Briefe sind erfüllt von dem aufrichtigen Schmerze, den er über diesen Verlust empfand: „Wie oft hat der Selige mich mit dem Mantel christlicher Liebe gedeckt!" sagt er trübe lächelnd zu Johann Burger; dann fährt er fort: „Daß er vor der geplanten Kollektivausstellung meiner Bilder sterben mußte, ist mir Bitternis. . . . Doch wer weiß, ob ich den Winter überstehe."

Er überstand ihn nicht nur, er füllte ihn völlig mit Arbeit aus: Es erwuchsen da „Monica und ihr Knabe Augustin"

„Die erythräische Botschaft an die Tarquinier", „An den Wassern von Babylon", „Kassandra", „Ahasverus", „Die Einsiedlerin Reginhild und die Königin Adelheid auf der Ufenau", „Der Schutzengel", „Genesung", „Vision am Pilatus", „Unter Myrtenbäumen", „Der Rote" und „Am Strande der Riviera". Alle die Bilder sind teils vollendet, teils erst im vorletzten Stadium (Tempera) an der Ausstellung zu sehen gewesen. Fast alles waren südliche Landschaften voll von jener Farbenfreude, die die letzte Periode des Meisters auszeichnet. Die Figuren sind nicht immer zur befriedigenden Vollendung gebracht, doch ein sicheres Können verrieten auch sie noch immer; landschaftlich waren sie alle von völlig reiner und großer Wirkung.

Am 21. Februar 1901 kam des Künstlers siebzigster Geburtstag. Er feierte ihn aber, wie immer, erst am zweiundzwanzigsten.

Es war ein Glückstag, bewies er doch dem Meister, wie hoch er in der Schätzung seiner Mitbürger stand: Deputationen kamen, Blumen, Kränze und viele, viele Glückwünsche aus nah und fern. Etwas besonders Liebes war dem Meister das von Fritz Burger gemalte Bild seiner jüngsten Tochter. — „Ein ganzer Berg von Briefen, Telegrammen und Karten steht vor mir," schreibt er, „und gibt mir kund, daß mein meist verborgenes Dasein doch nicht ganz verfehlt gewesen sei. . . . . Ich hoffe noch unentwegt vorwärts zu streben und Versäumtes nachzuholen."

Also in neuem, hohem Lebensgefühle stand der Meister, als die Siebzig ihn erreichten. Das war Segen; doppelter Segen, da so mut- und tatenlose Jahre dem neuen Aufblühen der Kraft vorangegangen waren.

Dann nahm ihn das Rüsten seiner Ausstellung in Anspruch. Leider wurden ihm manche Bilder, die er gerne gezeigt hätte, nicht gesandt z. B. „Jugendliebe", „Abend im Tessin", und „Der letzte Hohenrätier". Seine vielen Studien und Skizzen

wollte er selbst nicht ausstellen, und nur mit Mühe entrangen ihm Freunde seiner Kunst einige seiner „kleinen Impressionen", wie er die auf seine oblongen Brettchen gemalten Studien treffend nennt. „Kurzum, der ganze Bienenstock ist es nicht, den die Aprilsonne bescheinen wird," schrieb er am 6. März, „sondern ein rechter Korb voll. Ob dem Imker Gnade widerfährt, Versöhnung, chi lo sa?"

Und die Ausstellung kam, reich und schön, von Publikum und Presse warm begrüßt. Wir schweigen davon; es ist in diesen Blättern genug von ihren Schätzen die Rede gewesen. Eröffnet wurde sie am 13. April durch ein reizendes Fest, zu dem Freunde des Malers von überallher sich versammelt hatten. Ein erster Akt fand in der Ausstellung statt. Dabei überreichte ihm der Präsident des Basler Kunstvereins die in Gold geprägte Medaille, welche von dem jungen Ciseleur Hans Frei geschaffen worden war. Die Basler Künstlergesellschaft schenkte ihm ein Album, in welches sämtliche Aktivmitglieder Werke gestiftet hatten: Aquarelle, Radierungen, Zeichnungen, Lithographien und Ölstudien. Der Meister selbst schloß durch eine herzbewegende kurze Rede die Feierlichkeit, die durch Musik würdig eingerahmt war. — Am Abend gab es dann im festlich geschmückten Musiksaale ein Bankett von vierhundert Verehrern und Verehrerinnen Stückelberg'scher Kunst. Es war eine glänzende, frohe Gesellschaft. Musik und Gesang ertönten. Der Bundesrat und die Basler Regierung ehrten den Künstler durch Adressen. Korporationen und Freunde brachten Glückwünsche und Gaben dar: Prosa, Poesie und bildende Kunst. Die erstere kam in Form eines Fasses „Stadtberger", den der Kunstverein in Winterthur durch seinen Präsidenten Ernst Jung dem Jubilar zur Stärkung in alten Tagen überreichen ließ. Poesie gab ein Festspiel,*) das eine Reihe von Figuren aus des

*) Abgedruckt in der „Schweiz", Jahrgang 1901, S. 345 ff.

Meisters Werken lebendig machte und an dessen Schluß eine Idealfigur der Kunst dem Gefeierten einen Kranz aufsetzte. In überquellender Freude hob Stückelberg den mit ihr zu ihm getretenen Knaben Tells ans Herz und küßte ihn. — Bildende Kunst bot ein von den Basler Künstlern trefflich gestelltes lebendes Bild: „Tells Schuß“ nach dem Fresko in der Seekapelle. — Stückelberg dankte schlicht und fein für alles an dem Abend Empfangene.

Auf den Lorbeeren des Festes ruhte aber der Jubilar nicht aus. Es winkte eine neue Aufgabe. In einer der Reden im Musiksaal hatte nämlich Herr Architekt Jung dem Künstler namens eines Initiativkomitees den Auftrag erteilt, die seinerzeit von Anton Büttler dekorierte Kapelle in der Hohlen Gasse bei Küßnacht neu auszumalen. Stückelberg begann, hocherfreut, sofort die Gedanken an das neue vaterländische Werk zu bewegen und Farbenskizzen und Cartons zu entwerfen; sie stellten „Geßlers Tod“ und „Tells Tod“ dar. Auf Architekt Jungs Vorschlag sollten, da im Kapellchen zu wenig Licht war, die beiden Bilder transportabel gemacht werden, in Eisenrahmen, wie das „Manegg-Fresko“ im Hause Römer in Zürich.

Den Sommer brachte Stückelberg in Urigen am Klausenpasse zu, auch da wieder emsig hinter seinen Malbrettchen, auf die er kräftig, frisch und lebendig, in lachendem Licht, strahlend in Farben, wiederum Wiesen, Wasser, Tiere, Bäume, Berge, Häuser und Menschen zauberte, dabei innerlich und äußerlich zufrieden: „Wir haben in Urigen besser geschlafen und schöner geträumt als sich's im gewohnten Geleise ereignet,“ heißt es in einem Briefe. Nach der Heimkehr ging der Maler aber dann nicht weiter in der Behandlung der Cartons für die Hohle Gasse, da das betreffende Komitee die Mittel noch nicht beisammen hatte. Die Sache hat dann überhaupt geruht, und jetzt ist Stückelberg tot, das Kapellchen in der Gasse von Küßnacht nach Immensee aber noch nicht ausgemalt. Er hätte es so gerne getan.

Das Neujahr 1902 traf den Künstler leidend. Ein Fuß schmerzte ihn dauernd; er vermochte nur mühsam zu gehen und klagte: „Vordem wußte ich nicht, was Rheumatismus ist, und setzte mich doch zu Land und Wasser aus; ich malte in der Sonne und auf durchglühtem Boden, und wiederum schadeten mir Feuchte und Nässe nicht, wenn mich die Natur beseligte und erfüllte, so daß ich Essen und Trinken vergaß." Er reiste dann doch zur Stäbli-Ausstellung nach Zürich, gastlich aufgenommen in Freund Kollers ruhigem Heim. Er meinte dann aber bald darauf, er hätte „auf das berühmte Jubilieren oder statt desselben" in den Süden gehen sollen: „Vielleicht wäre ich dann nicht fußlahm geworden; denn die Arbeit hält aufrecht, und wenn das Herz voll ist, so läßt das wallende Blut keine Stauung zu." Auch aus diesen Worten leuchtet noch immer Schaffenslust: „Es gab eine Zeit," heißt es weiter „da mir als Ideal vorschwebte, einmal scheidend ein Schloß voll Bilder dem Vaterlande zu hinterlassen!"

Schöner Gedanke, für den wir noch jetzt den Künstler preisen wollen, wenn er ihn auch nicht hat verwirklichen können; aber selbstloser patriotisch hat selten ein Schweizer gedacht.

Den Sommer brachte er wieder auf der Tellsplatte zu; auch von dort gibt es noch Studien. Dann aber legte er den Pinsel hin. Nur noch der Sommer 1903 reifte einige allerletzte Früchte. Er war in Langenbruck. Seine jüngste Tochter hatte sich verheiratet und waltete als Doktorsfrau auf dem Erzenberg. Der Maler selbst wohnte im Kurhaus und freute sich, so oft er bei seinen Kindern verweilte, des jungen Glückes. Die Sonne da drin und die Sonne draußen lockten ihn sogar zur Arbeit, und es entstanden noch zehn Studien, so klar und so saftig wie nur je zuvor. Auch Schmetterlingen hat er damals noch nachgestellt.

Als er wieder nach Hause kam, umschwebten ihn jedoch Todesahnungen. Sein Werk versank hinter ihm, sein Blick war auf das Ewige gerichtet; seine Gedanken gehörten seinen Kindern.

Bekenntnis.

Frieden gab die Welt mir nicht,
Und mein Ziel blieb immer ferne.
Malen wollt' ich Himmelslicht,
Doch es loschen meine Sterne. ...

Was im Süden mir gelang,
Starb, berührt vom Frost im Norden,
Und der Ausgestaltungsdrang
Ist des Stoffs nicht Herr geworden. ...

Könnt' ich auch, wie jener Held,
Mit der off'nen Todeswunde
Sammeln unter meinem Zelt
Die mich lieben in der Runde
Und mit klarer Stimme Laut
Segnen, was mir anvertraut!

Laß, Herr, eh' mein Auge bricht,
Meiner Kinder Glück mich sehen,
Von dem holden Himmelslicht
Hell beschienen! Hör mein Flehen!
Auf der Seligen Gefild
Zeig mir noch dies liebe Bild!

Das hat Ernst Stückelberg im Sommer 1903 noch geschrieben. Die Tiefe seiner Seele geht da vor uns auf.

Als dann das Langenbrucker Doktorpaar nach Riehen zog, war der Vater auch dort noch dann und wann zu Gast. Im übrigen erfaßte ihn eine eigentümliche Unruhe: Er, der sonst selten Ausflüge gemacht hatte, unternahm nun lange Fußtouren, nach Eimeldingen, nach Gempen hinauf u. s. w. Im Herbst zog er sich bei einem Spaziergange nach Inzlingen eine Erkältung zu. Nach zehn Tagen, am 13. September, komplizierte sie sich plötzlich mit seinem alten Leiden, und schon am 14., abends 5 Uhr, nahm ihn, den Seinen unerwartet, der Tod hinweg.

Sein Begräbnis zeigte noch einmal, wie teuer er vielen, ja den Besten in der Vaterstadt und im Vaterlande gewesen war.

Und er bleibt ihnen teuer; auch den Kommenden. Denn über uns und sie hinaus besteht sein Werk, das aus der ewigen Schönheit stammt.

* * *

Und jetzt noch ein Wort über Stückelbergs Persönlichkeit. Sein künstlerisches Wachsen und Sichvollenden ist aus dem Vorstehenden wohl klar geworden. Ein Eigener, ein Ganzer, ein Unabhängiger zu sein, das war sein Streben; und er hat das Ziel erreicht. Er hat nicht rechts und nicht links geblickt, sobald es die eigene Arbeit galt, und diese ins Große zu führen, ins seelisch Große zunächst, darauf war immer sein Auge gerichtet. In den Bahnen der Gewöhnlichkeit ist Stückelberg nie gewandelt. Darum ist er ein Meister gewesen, ein in sich vollendeter.

Er war innerlich vornehm; das sind auch seine Werke, und darum veredeln sie. Darum ist er, ohne je lehrhaft zu sein, der „Erzieher unseres Volkes“ geworden, als den ihn Ernst Jung am Grabe gefeiert hat: ein Erzieher zum Schönen. — Wenn ihm auch die Kunstgeschichte nicht einen Platz anweisen wird unter den Pfadfindern und Neuland-Entdeckern im weitesten Sinne so wird sie ihn doch zu den größten selbständigen Talenten des 19. Jahrhunderts rechnen müssen. Erstens zu jenen wenigen Realisten, deren Kunst ein heiliges Feuer ins Ideale erhebt, deren Realismus Seele hat, bei aller Wahrheit und Unsentimentalität. Zweitens gehört er — angesichts der Tellskapelle — zu den Historienmalern hohen Stiles. Aber nicht zu den Phraseologen mit der leeren Geberde, sondern auch hier zu den innerlichen, die in großer Seele groß empfinden und darum ins wirklich Monumentale schaffen. — Und wenn man vom bloßen Können redet, vom Technischen, so darf man Stückelberg jedenfalls zu den ersten seiner Zeit unter den Malern deutscher Zunge zählen. Zeichnung und Farbe sind bei ihm von ruhiger Fülle, Sicherheit und Klarheit. Er hat „verstanden“, figürlich und landschaftlich; in Linie, Raum und Kolorit drückt sich dieses

Verständnis aus. Es hat ihn zur wirklichen, zur echt künstlerischen Harmonie in Empfindung und Ausdruck geführt. Und wie reich er an Stoffen gewesen ist, die er frei und groß disponierte, das sei nur nebenbei noch einmal gesagt. — Da er ferner nie stehen geblieben ist, sondern bis in sein Alter sich gebildet, umgebildet hat, so wird man ihn füglich zu den bedeutendsten künstlerischen Persönlichkeiten rechnen müssen. Wie mancher, der so vielversprechend anfängt wie er, der dann steigt und auf die Höhe gelangt, wird auf dieser Höhe stabil: Er arbeitet wohl weiter, aber immer in gleichen Anschauungen, mit gleichen Mitteln, und er merkt nicht, wie er dabei sinkt, Manierist wird. Stückelbergs Kunst ist nie Manier; er hat immer den Mut gehabt, sich zu ändern, neue Ringe anzusetzen; darum fühlte sich noch der Siebziger so „jugendlich durchglüht". Man erkennt ja wohl das Alter in seinen Bildern jüngsten Stiles; das Figürliche ist da nicht mehr immer zur ehemaligen Klarheit durchgediehen. Aber Eines wird man auch da nicht bestreiten können, namentlich nicht in Bezug aufs Landschaftliche: Sein Werk ist lebendig, beseelt geblieben bis ans Ende, bis in die Studien seines letzten Sommers hinein.

Immer nur hatte er das Schöne vor Augen, nicht allein, wenn er malte, sondern auch wenn er schrieb. Oder haben nicht die vielen Stellen aus seinen Briefen, die unsere Skizze enthält, dargetan, daß er auch im schriftlichen Ausdruck ein Meister war? Für jede Stimmung stand ihm das rechte Wort zu Gebote, und darüber hinaus jenes Etwas, das Temperament heißt und das auch diese Briefstellen zu kleinen Kunstwerken macht. Er lehnt es einmal einem Freunde gegenüber ab, ein Schriftsteller zu heißen; aber er war, wohl ohne es zu wissen, im geschriebenen Stil wie im gemalten, ein feiner Vollender, ein Künstler.

Und wie seine Kunst vornehm ist, so war er auch als Charakter fein und liebenswürdig, auch hier eine große Seele. Davon wissen zunächst die zu reden, die seine Intimen gewesen

sind. Er hat sie nie enttäuscht. Sie wußten, daß ihm ihr Wohl vor dem eigenen ging. Oft genug reden seine Briefe von der herzlichen Teilnahme an den Erfolgen der Freunde, auch wenn er gleichzeitig von sich selbst das Gegenteil zu melden hat. Sein Herz lag offen vor ihnen, sein liebevolles, treues Herz. Sie wußten ja, er war Stimmungen unterworfen wie alle wahren Künstler; er war vielleicht sensibler, als für ihn nützlich war; aber seine Freundschaft wankte nie, und auf sie bauend konnten ihn auch die Freunde vom Dunkel, das er zu Zeiten um sich sah, wieder ins Licht erheben. „Das Nachdunkeln der Gemälde ist oft mißlich", schreibt er am 6. März 1867 an den Ratsherrn Im Hof, „unglücklicher aber das Nachdunkeln der Freundschaft. Sorgen wir daher, daß diese immer hell und klar scheine".

Im Umgang mit Bekannten war er von derselben wohltuenden Herzlichkeit wie mit seinen Freunden; nicht süßlich, sondern die feine, gebildete, sichere Männlichkeit. Darum hatten ihn die älteren Herren der Donnerstagsgesellschaft „Orient" so lieb; darum hielten ihn die ungefähr gleichaltrigen Künstler und Kunstfreunde, mit denen er verkehrte, so hoch. Auch noch ferner Stehende fühlten sich wohl in der Gegenwart des ernsten Mannes, aus dessen blauen Augen innere Güte leuchtete. Überall wollte man ihn dabei haben, in Kommissionen und Preisgerichten: Man wußte, er ließ sich nicht hinreißen; er nahm nie Partei, außer für das Gute; er war der vir integer, dem man immer und unbedingt vertrauen konnte, weil er nie das Eigene suchte, auch weil er nie verletzte und schwieg, wo er selbst verletzt worden war. An ihn wandte man sich, wenn man sich zurückgesetzt fühlte; denn ihn hielt man für die höchste ideale Instanz, und wenn auch er dann nicht helfen und ändern konnte, so kam doch von ihm Trost. Er spendete ihn gern; nur daß er ebenso gern in den Kommissionen geredet hätte, läßt sich nicht sagen. Die Menschlichkeiten mit ansehen zu müssen, die dort vorkommen, war ihm Qual, und da er wußte, wie wenig ein Friedenswort

nützt, wenn die Parteien kämpfen, so ließ er es oft ungesprochen, öffentlich wenigstens; nachher suchte er mündlich und schriftlich zur Eintracht zu mahnen. Er war eben einer der Zartorganisierten, denen rohe Ausbrüche körperlich zuwider sind und die sich zurückziehen, um im Stillen zu wirken.

Dieses Wirken im Stillen haben namentlich jüngere Künstler erfahren. Wie manchem von ihnen er mit Rat und Tat, mit Fürsprache bei Wohlgesinnten beigestanden hat, das entzieht sich der Öffentlichkeit. Sie haben ihn dafür auch alle hochgeschätzt, und die, welche inniger mit ihm verkehrt haben, wissen, wie er die vernünftigen Jüngeren achtete, wie er sie verstand und wie dankbar glücklich er war, wenn sie auch ihn verstanden. Diesen öffnete er dann seine Schätze; sie durften seine Studien sehen und erfahren, was das „profanum vulgus" nicht wußte: Wie jung er geblieben war und namentlich, wie er es wieder war, nachdem er die fatalistische Stimmung der fünf ersten neunziger Jahre überwunden hatte.

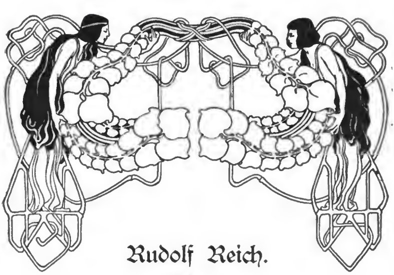
Seine große Güte zeigte sich auch seiner Familie gegenüber. Auch hier bleibt natürlich das Beste im Stillen. Aber von seinem ausgeprägten tiefen Familiensinn redet doch der Pergamentband seiner Chronik; vor allem aber reden davon die Briefe an seine Freunde, wenn er darin von seiner Familie, insbesondere von seinen Kindern spricht. Schon vor seiner Verheiratung war er ein Kinderfreund gewesen; wir haben gesehen, wie er in Reute nicht müde geworden ist, die Kleinen seiner Schwester zu zeichnen und zu malen und wie eines seiner besten Werke, der „Kindergottesdienst", eine künstlerische Frucht dieser Liebe ist. Dann die eigenen. Wie oft er auch sie dargestellt hat, wissen wir. Wenn sie von zu Hause fern waren, blieb er ihnen nahe in Briefen, die von seiner Liebe und Sorge sagten. Und auch da war er der Stilkünstler, von dem wir oben gesprochen haben: Er fühlte sich in die Seelen hinein und schrieb jedem so, wie es dem jeweiligen Alter entsprach, jeden Brief zu

einem kleinen Kunstwerke rundend. Und lag eines von ihnen krank, so brachte er dem Patienten ans Bett ein Skizzenbuch aus jenem gehüteten Schranke, den er so selten Andern erschloß.

Eine Kinderseele hat er sich selbst immer bewahrt. Durch all seinen Ernst sprachen seine Augen von diesem reinen Gemüt. Stückelberg hat nie etwas im gewöhnlichen Sinne Pikantes gemalt; er hat auch nie etwas derartiges gesagt. Wenn in heiterer Gesellschaft etwa einmal einer eine Redensart wagte, die „über die Schnur" war, so verstummte der Sprecher, wenn der Blick eines andern ihn belehrte, Stückelberg sei da. Seine Gegenwart wirkte wie etwas Reines, in dessen Nähe sich, bei allem Frohsein, nichts Zweideutiges verirren durfte. Auch dieser Zug gehört zu seinem Charakterbilde.

Wir haben im Anfang Stückelberg im Hinblick auf die Tellfresken in Parallele zu Schiller gestellt. Er gleicht dem Dichter auch noch in andern Punkten. Die sozusagen bis zum letzten Hauche vorhaltende Arbeitslust und den Zug ins Große haben sie gewiß gemeinsam, ebenso den zum Rein-Menschlichen, wo es am reinsten ist, wo es adelt, wenn man ihm naht. Auch von ihm gilt deshalb das Wort, das Goethe von seinem Freunde gesagt hat:

„Und hinter ihm, in wesenlosem Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine."



Rudolf Reich.

Von G. Peyer.

Wenn wir einen Rückblick werfen auf die Geschichte des Basler Buchhandels im vorigen Jahrhundert, so fällt uns auf, in welch bescheidenem Maße sich die Angehörigen der alteingesessenen Basler Geschlechter gerade an diesem Erwerbszweige beteiligten. Der Handel mit Kolonialwaren scheint auf diese Kreise zu der Zeit, da der Konsumverein noch nicht zu einer Großmacht herangewachsen war, eine ungleich größere Anziehungskraft ausgeübt zu haben, als der Vertrieb von Geistesprodukten. Schon im Jahre 1806 starb mit Stadtrat Johannes Schweighauser der letzte Repräsentant jenes altbaslerischen Geschlechts, das der bekannten Buchhändlerfirma seinen Namen gegeben hatte.

Je mehr mit der Zeit Buchhandel und Buchdruck, die sich früher meist in einer Hand vereinigt fanden, ihre eigenen Wege gingen, desto stärker machte sich auf dem Gebiete des Buchhandels der Einfluß des deutschen Elements bemerkbar. Abgesehen von Felix Schneider aus Sulz bei Winterthur, dem Gründer des gleichnamigen Verlags, und der gleichfalls aus

dem Kanton Zürich stammenden Familie Geering, waren es vorzugsweise Deutsche, in deren Hände der Basler Buchhandel überging; aber die große Assimilationskraft unsres Gemeinwesens bewährte sich auch hier, indem diese Männer sich bei uns einbürgerten und unsern Verhältnissen rasch anpaßten.

Welch große Verdienste sich die Spittler, Kober, Bahnmaier und Neukirch, um hier nur Verstorbene zu nennen, um die Förderung des Basler Buchhandels erworben haben, können wir hier nicht weiter ausführen. Nur daran sei erinnert, daß Basel auf dem Gebiete der religiösen Literatur eine ganz erstaunliche Produktivität entfaltet hat und daß die Basler Traktate sich schon längst der größten Verbreitung erfreuten, als Vereine gegründet wurden, um dem Volk eine gesunde und billige Unterhaltungslektüre zu bieten.

In Bezug auf die wissenschaftliche Literatur hatten die Basler Verleger gegenüber den großen deutschen Buchhändlerfirmen einen schweren Stand. Haben sich doch selbst so gute Basler, wie Karl Rudolf Hagenbach und Jakob Burckhardt genötigt gesehen, auswärtige Verleger aufzusuchen, um ihren wissenschaftlichen Werken eine größere Verbreitung zu sichern. Je enger nun aber unsern Buchhändlern hier die Grenzen gezogen waren, um so eifriger waren sie bestrebt, der vaterländischen Geschichtschreibung opferwillig zu dienen. Und besonders fruchtbar war in dieser Hinsicht das letzte Drittel des vorigen Jahrhunderts. An erster Stelle verdient hier Rudolf Reich genannt zu werden, den uns der Tod im besten Mannesalter entrissen hat, und es ist deshalb ein Akt der Pietät, die freudige Erfüllung einer Dankespflicht, wenn wir im Basler Jahrbuch dieses seines langjährigen Verlegers gedenken.

Ein Leben reich an Mühe und Arbeit, aber auch reich an schönen Erfolgen, hat am 2. Januar 1903 seinen frühzeitigen Abschluß gefunden und auch an dem Vollendeten hat sich das Wort bewährt: Es ist dem Manne gut, daß er das Joch in

seiner Jugend trage. Die Wiege von Rudolf Reich stand zu Offenbach a./M., wo er am 30. September 1849 als fünftes Kind des Religionslehrers am dortigen Gymnasium Dr. theol. Georg Reich geboren ward. Wenige Jahre später wurde dem Vater vom Patronatsherrn Grafen zu Erbach-Erbach die erste Pfarrstelle in Reichelsheim im Odenwald übertragen. Im dortigen Pfarrhaus hat Rudolf Reich unvergeßlich schöne Jugendjahre verlebt. Der Vater wird uns geschildert als ein wissenschaftlich hochbegabter, gemütvoller, um die Erziehung seiner Kinder treu besorgter Mann. Einen Ruf an die Dorpater theologische Fakultät hat er aus Liebe zu seiner Heimat abgelehnt und im kirchlichen Leben Hessens als energischer und unermüdlicher Vorkämpfer für das lutherische Bekenntnis eine hervorragende Stellung eingenommen. Mit den bedeutendsten Vertretern der kirchlichen Rechten, so unter andern mit Missionsinspektor Wangemann, Vilmar, Hengstenberg, Uhlhorn und Kliefoth unterhielt er freundschaftliche Beziehungen. Zahlreiche Gäste gingen im Pfarrhause aus und ein, und mit den gleichaltrigen Söhnen des Grafen Erbach unterhielten die Pfarrkinder freundschaftlichen Verkehr. Durch die anstoßenden prächtigen Wälder zu streifen, im Bache Forellen zu fangen und die umliegenden Burgruinen aufzusuchen war des Knaben höchste Lust.

In seinen Unterricht teilten sich der Dorfschullehrer, ein Hauslehrer und der Vater selbst. Die Erziehung war eine ebenso ernste als sorgfältige; ein frommes Gottvertrauen, eine große Gewissenhaftigkeit und ein lebendiges Interesse für alle idealen Güter waren das Erbe, das Reich aus dem Vaterhaus in den Kampf des Lebens hinaus mitnehmen durfte. Nicht lange jedoch sollte es dem Knaben vergönnt sein, dieses Jugendparadies zu genießen; denn schon in seinem zwölften Altersjahre erlebte er den Schmerz, seinen vortrefflichen Vater zu verlieren. Schwer lastete auf der unbemittelten Witwe die

Sorge um die Zukunft der zahlreichen Kinder. Von befreundeter Seite wurde es ihr ermöglicht, Rudolf auf das freie christliche Gymnasium in Gütersloh zu senden, dessen erster Direktor ihr Gatte hätte werden sollen. Hier übte insbesondere der spätere Berliner Generalsuperintendent Braun einen großen Einfluß auf den jungen Gymnasiasten aus. Anderthalb Jahre durfte der Knabe samt seinem jüngeren Bruder in dieser trefflich geleiteten Anstalt verleben. Dann bezog er das Gymnasium in Gießen, wohin seine Mutter mittlerweile übergesiedelt war, und durfte deren liebevolle Zucht noch einmal erfahren, bevor die Fremde ihn umfing.

Denn schon in seinem sechzehnten Altersjahr trat an ihn die Nötigung heran, auf die Erfüllung seines Lieblingswunsches, das Studium der Medizin, zu verzichten, indem die Mittel der Mutter hiefür nicht ausreichten. Der Familienrat beschloß, den begabten, praktisch veranlagten Jüngling zum Buchhändler ausbilden zu lassen, welcher Beruf ihm Gewähr dafür bot, sich sein Brot möglichst bald selbst verdienen zu können, und ihm zugleich einen gewissen Kontakt mit den geistigen Strömungen seiner Zeit verbürgte.

Auf Anraten von Prof. v. Zezschwitz in Erlangen wurde der Jüngling zur Ausbildung in seinem Beruf Karl Detloff anvertraut, dessen Buchhandlung sich, weit über die Grenzen Basels hinaus, in christlichen Kreisen eines hohen Ansehens erfreute und dessen ernste, gediegene Persönlichkeit alle Bürgschaften für diesen Vertrauensposten bot.

Mit tränenden Augen trat der eben erst von einem schweren Typhus genesene Jüngling im Herbst 1865 die Reise nach Basel an, denn er hing mit ganzer Seele an seinem hessischen Heimatlande und die Zukunft lag noch völlig dunkel vor ihm.

Die Buchhandlung, in die er zunächst als Lehrling eintrat, war im Jahre 1822 von dem Württemberger Gottlob Bahnmaier gegründet und 1841 von Karl Detloff aus Ham-

burg übernommen worden. Als Verlag hatte sich diese Firma namentlich auf dem Gebiete der apologetischen Literatur einen Namen erworben, denn Detloff würde kein einziges Werk aufgenommen haben, das nicht allen Anforderungen der damaligen Basler Rechtgläubigkeit entsprochen hätte. Während die Spittlersche Buchhandlung die spezifisch pietistisch-erbauliche Literatur pflegte, ließ es sich Detloff angelegen sein, auch der theologischen Wissenschaft zu dienen. Bei ihm erschienen beispielsweise die meisten Werke der Professoren Auberlen und Chr. Joh. Riggenbach und ebenso, als zu Ende der sechziger Jahre der Kampf zwischen der Reformpartei und den Positiven entbrannte, das Hauptorgan der kirchlichen Rechten, der „Kirchenfreund". Derselbe entschieden christliche Geist, von dem sich das Detloff'sche Geschäft leiten ließ, kam auch in dem Familienleben des Chefs zum Ausdruck, wo der Reichelsheimer Pfarrsohn sich von Anfang an auf religiösem Gebiete heimisch fühlen konnte. Das kirchliche Leben Basels erschien ihm, dem strengen Lutheraner, zunächst sehr fremdartig und doch hat er sich mit der Zeit hier rascher als auf politischem Gebiete akklimatisiert.

Die Lehrjahre waren nicht leicht. Dieselben hohen Forderungen, die der Prinzipal an sich selbst stellte, machte er auch seinem Untergebenen gegenüber geltend. Die Geschäftsräume des alten Hauses an der Freienstraße waren nichts weniger als einladend. Trat man zur Ladentüre ein, so mußte sich das Auge zuerst an das dämmerige Halbdunkel gewöhnen, das den niedrigen Raum erfüllte. Hinter einem Bretterverschlag, wo die Herren Gehilfen auch am Tage bei Gasbeleuchtung arbeiten mußten, rieselte bisweilen ein Wässerlein, das seine Leitungsfesseln fröhlich gesprengt hatte. Am Packtisch im Hofraum herrschte im Winter sibirische Kälte, während im Sommer der Birsig das Haus mit seinen balsamischen Düften erfüllte.

Um so mehr wußte es der junge Mann zu schätzen, daß er seine freien Stunden und seine Sonntage außerhalb des

Dunstkreises der Stadt, in der ländlichen Wohnung seines Prinzipals am Gotterbarmweg zubringen durfte. Gleichwohl ist es begreiflich, daß er in den ersten Jahren seines Basler Aufenthaltes noch mit tiefem Heimweh nach dem verlorenen Paradies des Odenwaldes zu kämpfen hatte.

Im Jahre 1869 kehrte Reich nach Deutschland zurück, um seiner Militärpflicht zu genügen; aber schon damals war er mit starken Banden an Basel gefesselt durch die innige Liebe, welche der erst zwanzigjährige Jüngling zu der hochbegabten Stieftochter seines Prinzipals, Luise Frommel, einer nahen Verwandten des bekannten Schriftstellers und Berliner Hofpredigers Emil Frommel, gefaßt hatte. Kaum war ein halbes Jahr seit seiner Rückkehr nach Basel verflossen, als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ausbrach. Voll glühender Begeisterung folgte der junge Buchhändler als Reserveleutnant dem Ruf zu den Waffen. Zuversichtlich hoffte er mit ins Feld ziehen zu dürfen. Es sollte ihm jedoch nicht vergönnt sein, den französischen Boden zu betreten. Als er nämlich in Gießen eintraf, hatte ein anderer Leutnant, der zum Bleiben in der Garnison bestimmt war, den Obersten des 2. hessischen Infanterie-Regiments so lange bestürmt, bis dieser ihn nach der Grenze ziehen ließ, während Reich an dessen Stelle zum langweiligen Garnisonsdienst bestimmt wurde. Als gerade dieser Truppenteil bei Gravelotte sehr schwere Verluste erlitt, dankte die Mutter Reich Gott mit Tränen, daß er es so gefügt hatte.

Nach dem Friedensschluß kehrte Reich, der in dieser für Deutschland so großen Zeit wohl den Höhepunkt seines eigenen Lebens erblickt hat, nach unserer Stadt zurück, die er nur noch einmal für längere Zeit verließ, um in der Buchhandlung Wiegand und Grieben in Berlin sich in seinem Berufe weiter auszubilden.

Im Frühjahr 1873 begründete er seinen eigenen Hausstand mit Luise Frommel und wurde gleichzeitig Teilhaber an

der Buchhandlung seines Schwiegervaters, auf deren Führung er von Jahr zu Jahr größeren Einfluß gewann. Nach Detloff's Tode, im Jahre 1890, ging sodann das Geschäft vollständig in seine Hände über.

Noch viele Jahre hing er mit ganzer Seele an Deutschland, und sein Auge leuchtete jedesmal auf, wenn er auf Kaiser Wilhelm I. oder Bismarck zu reden kam. Aber mit der Zeit befreundete er sich doch immer mehr mit unsern politischen Institutionen, auf deren Segnungen er deutsche Freunde gerne hinwies, und als ihm eine blühende Kinderschar heranwuchs, ließ er sich 1884 in das Basler Bürgerrecht aufnehmen. Am politischen Getriebe seines neuen Heimatlandes hat er sich niemals beteiligt, im Gegensatz zu seinem Schwiegervater Detloff, der seiner konservativen Gesinnung als eifriger Wahlagitator Ausdruck gegeben hatte. Mehr als alle Vorgänge auf politischem Gebiet interessierten ihn Wohl und Weh unsrer reformierten Landeskirche und unsrer Hochschule. Mit mehreren Professoren war er persönlich befreundet, so insbesondre mit dem ihm im Tod vorangegangenen Dr. theol. Bernhard Riggenbach, und mit vielen andern Gelehrten unsrer Stadt stand er in regem Gedankenaustausch.

Seiner Liebe zur alten Heimat gab er unter anderem dadurch Ausdruck, daß er als langjähriger Präsident des deutschen Hilfsvereins sich seiner notleidenden Landsleute annahm. Warmes Interesse für das Wohlergehen seiner Mitmenschen und das Bestreben, sich denselben nützlich zu erweisen, gehörten mit zu den charakteristischen Eigenschaften des Vollendeten. Im Verkehr mit seinen Angestellten war er während der Geschäftszeit streng und zurückhaltend. Um so lieber aber sah er sie am Sonntag bei sich im Hause, wo er dann der Mittelpunkt einer von Humor gewürzten Unterhaltung war. Eine ganze Anzahl tüchtiger junger Männer, so auch seine Geschäftsnachfolger Helbing und Lichtenhahn, hat er in den Buchhändlerberuf eingeführt.

Es giebt wohl wenige Berufsarten, in denen so viel auf den Geist der leitenden Persönlichkeit ankommt, wie speziell im Buchhandel. Man kann in der Ausübung dieses Berufs hohe Ideale und sittliche Zwecke verfolgen und der Wissenschaft die größten Dienste leisten und dieser selbe Beruf kann auf's Tiefste erniedrigt werden durch gemeine Spekulation auf die Lüsternheit und Sensationslust gewisser Kreise. Reich hat sich seine Ziele allezeit hoch gesteckt. Den Vertrieb literarischer Eintagsfliegen hat er als Sortimenter niemals zu seiner Spezialität gemacht. Sein Bestreben ging vielmehr darauf aus, seiner Kundschaft das Beste und Gediegenste zugänglich zu machen aus der geradezu unheimlichen Fülle dessen, was Jahr für Jahr der Büchermarkt brachte. Mit großem Geschick verstand er es, bei den Ansichtsendungen die Neigungen und Bedürfnisse seiner Kundschaft zu berücksichtigen, und wenn er bei der Auswahl eines Buches um Rat angegangen wurde, so konnte man sicher sein, daß er mit dem Herzen dabei war und aus voller Ueberzeugung redete.

Als Verleger war Reich ebenso vorsichtig als umsichtig; zugleich aber auch von großer Opferwilligkeit beseelt, wenn es sich darum handelte, wissenschaftliche Bestrebungen, insbesondere auf dem Gebiete der Baslerischen Geschichtschreibung, zu fördern mit Rat und Tat.

Alle hierauf bezüglichen Verhandlungen gingen rasch und glatt vor sich, auch wenn bei solchen historischen Publikationen für ihn keinerlei Aussicht auf pekuniären Gewinn vorhanden war. Initiative im großen Stil, wie sie beispielsweise unser Landsmann Salomon Hirzel in Leipzig in geradezu vorbildlicher Weise betätigt hat —, wir erinnern hier nur an dessen Korrespondenz mit Hermann Lotze über die Herausgabe des Mikrokosmos —, hat Reich nicht besessen, und die Bescheidenheit der ihm zur Verfügung stehenden Mittel hat ihm auch gar nicht erlaubt, zu viel auf eine Karte zu setzen. Man kann

wohl sagen, daß er hier alles getan, was er nach Maßgabe seiner Kräfte wagen durfte. Die großen Basler Buchhändler der Reformationszeit mochten ihm als Ideal vor Augen schweben; aber er war sich der Grenzen seiner Leistungsfähigkeit zu sehr bewußt, als daß er sich dazu hätte entschließen können, an Unternehmungslust mit denselben zu wetteifern. Er ließ die Sachen an sich heran kommen; aber wo er einmal Hand angelegt hatte, förderte er das Unternehmen mit rastloser Energie. Die Aufnahme eines Werkes in seinen Verlag bot bei dem großen Ansehen, dessen sich die Reich'sche Firma erfreute, allein schon eine Garantie für weite Verbreitung und guten Absatz.

Der Reich'sche Verlag zeichnete sich durch eine große Vielseitigkeit aus. Neben der theologischen Literatur waren es jedoch vor allem historische und juristische Werke, denen der Dahingeschiedene sein besonderes Interesse zuwandte; speziell auf dem Gebiete der Basler Geschichtschreibung erschienen im Lauf der letzten Dezennien eine ganze Anzahl hoch bedeutsamer Publikationen. An erster Stelle nennen wir hier das groß angelegte, von unsrer historischen und antiquarischen Gesellschaft seit 1890 herausgegebene Urkundenbuch der Stadt Basel, dessen Abschluß zu erleben unsrem Freunde nicht mehr vergönnt war. Reich scheute keine Mühe, um dieses monumentale Werk auch in typographischer Beziehung möglichst würdig und geschmackvoll auszustatten. Schon vorher war im gleichen Verlage das von H. Boos herausgegebene Urkundenbuch der Landschaft Basel erschienen. Durch die Veröffentlichung der Studien und Quellen zur Geschichte des Konzils von Basel wurde gleichfalls eine längst empfundene Lücke ausgefüllt. Hiezu gesellte sich sodann eine stattliche Reihe von Monographien und Abhandlungen über einzelne Phasen der Basler Geschichte, die wir an dieser Stelle nicht namentlich aufführen können. Man darf ohne Uebertreibung sagen, daß im Reich'schen Verlage fast alle namhaften Basler Historiker durch einige Schriften vertreten

sind. Auch unser Basler Jahrbuch hat seit dem Jahre 1879 hier seine Heimstätte gefunden, und wenn sich dasselbe im Laufe der Jahre so viele Freunde erworben hat, so dankt es dies nicht in letzter Linie der Umsicht, Rührigkeit und Opferwilligkeit seines Verlegers. Dank allen diesen Publikationen fiel dem Reich'schen Verlage auf dem Gebiete der Basler Geschichte immer mehr die führende Rolle zu. Aber auch den schweizerischen Juristen hat er namhafte Dienste geleistet, indem er die Zeitschrift für schweizerisches Recht, (1881 ff.) „System und Geschichte des schweizerischen Privatrechts" von Prof. Dr. Eugen Huber u. A. m. verlegte.

In den theologischen Kreisen erfreute sich der Reich'sche Verlag eines großen Ansehens. Durch eine ebenso umfangreiche als gediegene Erbauungsliteratur und durch die Aufnahme zahlreicher wissenschaftlicher theologischer Werke hat er das Glaubensleben der christlichen Gemeinde und die Vertiefung christlicher Erkenntnis gleich sehr zu fördern gesucht.

Neben den Schriften von Antistes Stockmeyer, Generalsuperintendent Geß und Bernhard Riggenbach hat er auch den ersten Werken von Prof. Julius Kaftan „die Wahrheit der christlichen Religion" und „das Wesen der christlichen Religion", in welchen eine neue theologische Richtung, die Ritschl'sche Rechte, sich geltend machte, bereitwillig Aufnahme gewährt. Die schöne Literatur hat er nur wenig gepflegt; dagegen machte es ihm große Freude allem, was sein Jugendfreund Hermann Oeser schrieb, möglichst weite Verbreitung zu sichern.

Zu Ende der achtziger Jahre standen die engen Lokalitäten der Firma Reich nicht mehr im richtigen Verhältnis zu dem kräftigen Aufschwung des Geschäftes. Unser Freund entschloß sich daher zu einem Neubau, der nach den originellen Plänen des Architekten La Roche ausgeführt wurde und dank seiner stilvollen Façade zu den Zierden der erweiterten Freienstraße gehört, während die innere Einrichtung allen Anforderungen

der Neuzeit entspricht. Der Bauherr legte besonderen Wert auf ein geräumiges, geschmackvoll ausgestattetes Verkaufslokal, dessen Büchertische dem Publikum Gelegenheit bieten sollten, sich in bequemer und zwangsloser Weise über alle literarischen Novitäten zu informieren. Er sah es auch gerne, wenn bei solcher Gelegenheit ein freier Gedankenaustausch über bedeutende Erscheinungen auf dem Büchermarkt entstand.

Im Jahre 1892 konnte dieser Neubau bezogen werden, in welchem die Bedeutung des Buchhandels für unsere Stadt einen würdigen Ausdruck fand.

Während der Dahingeschiedene in seinem Beruf von Erfolg zu Erfolg schreiten durfte, blieben ihm in seinem Familienleben schwere Prüfungen nicht erspart. Sein erstgeborener Sohn, auf den er große Hoffnungen gesetzt hatte, starb schon im zwölften Altersjahre und wenige Monaten später verlor er das Weib seiner Jugend. Nach längerer Witwerschaft schloß er eine zweite Ehe mit Constance von Wattenwyl und wurde durch diese Verbindung mit der Schweiz noch enger verknüpft. Leider geriet seine eigene Gesundheit, die niemals stark genannt werden konnte, allmählich ins Wanken. Im Kreise seiner Lieben und durch längere Kuraufenthalte suchte und fand er jedoch immer wieder leibliche und geistige Erfrischung. Zum letzten Mal genoß er, bereits schwer leidend, im Hochsommer 1902 die Herrlichkeit der Alpenwelt im reizenden Val d'Illiez, wohin sein Schwiegersohn, Töchter und Enkel ihm gefolgt waren. Dort hat der Schreiber dieser Zeilen noch einmal schöne Stunden mit ihm verleben dürfen.

Bald nach der Rückkehr nach Basel steigerten sich die Krankheitssymptome einer Arterienverkalkung in Besorgnis erregender Weise und als darum der Winter herannahte, hielt es der Arzt für geboten, den Patienten von aller mit dem Weihnachtsmarkt verbundenen Unruhe fern zu halten. So reiste er denn anfangs November zu seinem Schwiegersohn

Dr. Palmer nach Hamburg, nachdem er das Geschäft zutrauensvoll der Leitung seines Neffen übergeben hatte. Er hoffte bestimmt, nach Neujahr gestärkt heim kommen zu dürfen, obwohl er sich über den Charakter seiner Krankheit keinen Illusionen hingab.

Gott hatte anders beschlossen und in der alten Hansastadt, wo er die treueste Pflege genoß, fand sein arbeitsreiches Leben am 2. Januar 1903 einen frühzeitigen Abschluß. Unter großer Beteiligung wurde die sterbliche Hülle von Rudolf Reich in Basel der Erde übergeben und es kam dabei zum Ausdruck, welcher Hochschätzung sich der Verewigte in weiten Kreisen, vor allem auch unter seinen Berufsgenossen erfreut hatte.

Der Dahingeschiedene gehörte nicht zu jenen Naturen, denen es ein Bedürfnis ist, geräuschvoll in die Öffentlichkeit zu treten. Von seinem Berufe stark in Anspruch genommen, verlebte er seine Freistunden am liebsten im Kreise der Seinigen, denn der Familiensinn war bei ihm ungemein kräftig entwickelt. Gerne verkehrte er auch im Freundeskreise. Über das, was ihn im Innersten bewegte, sich wenig aussprechend und auch über die schwersten Lasten niemals klagend, hat er doch stets das Bedürfnis empfunden, mit Gleichgesinnten seine Gedanken auszutauschen über alles, was der Zeiten Wechsel an Erhebendem und Niederdrückendem brachte. Obschon eine durchaus konservative Natur, war er gleichwohl jederzeit bestrebt, bei aller Wahrung der eigenen Grundsätze das Berechtigte in den neuen Geistesrichtungen anzuerkennen, und es ist ihm nicht schwer gefallen, auch Andersdenkenden gerecht zu werden. Eine wohltuende Heiterkeit des Gemüts, ein glücklicher Optimismus, der von einem tiefen Gottvertrauen getragen war, ließen ihn die Mängel und Unvollkommenheiten des irdischen Daseins leichter ertragen. Es war nur ein relativ bescheidenes Maß von geistiger Ausrüstung, welches der Jüngling einst ins praktische Leben mitnehmen durfte, und wenn der Vollendete

sich gleichwohl in unserm Gemeinwesen eine angesehene Stellung erworben hat, so dankt er das neben seinem praktischen Sinn und seiner Geschäftstüchtigkeit vor allem der strengen Gewissenhaftigkeit und dem edlen Idealismus, mit dem er seines Berufes waltete. Mit dem erfreulichen Aufschwung, den der Basler Buchhandel im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts genommen hat, wird der Name Rudolf Reich in ehrenvoller Weise verbunden bleiben.

Das Gefecht auf dem Bruderholz.[1])

22. März 1499.

Von Rudolf Luginbühl.

Im Anfang des Jahres 1499 war die Spannung zwischen den beiden alemannischen Hauptstämmen, den Schwaben und den Schweizern, so groß, daß ein Krieg unvermeidlich schien; von einigen mochte er als Erlösung aus einem unerträg-

[1]) Der Historiker Heinrich Ulmann schrieb 1884 in seinem gründlichen Werke über Kaiser Maximilian I. Bd. I, S. 734: „Das Treffen (auf dem Bruderholz) bedarf noch für den Verlauf im einzelnen weiterer Untersuchung, da die Berichte stark unter einander abweichen", und Eug. Tatarinoff äußerte sich 1899 in seiner Festschrift, Die Beteiligung Solothurns am Schwabenkrieg, S. 109: „Nach den vorliegenden, einander zum Teil widersprechenden Berichten ist es fast unmöglich, sich ein deutliches Bild von dem Gefechte zu verschaffen". Seither sind über den Schwabenkrieg namentlich drei Publikationen von ganz hervorragender Bedeutung herausgekommen: H. Witte, Urkundenauszüge des Schwabenkrieges, in der Zeitschrift der Geschichte des Oberrheins, Bd. LIII u. LIV; Christian Roder, Regesten und Akten zur Geschichte des Schweizerkriegs 1499 in den Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, XXIX. Heft, und Alb. Büchi, Aktenstücke zur Geschichte des Schwabenkrieges nebst einer Freiburger Chronik über die Ereignisse von 1499 in den Quellen zur Schweizergeschichte XX. Diesen füge ich hier noch bei: Basler Staatsarchiv, Politisches K. 1—3 (durch Dr. Karl Horner in der Basler Zeit-

lichen Zustande geradezu herbeigewünscht werden. Die Eidgenossen zwar vermieden, Angreifer zu sein. Die Tagsatzung beschloß sogar noch nach dem Einfall der Etschleute in das graubündnerische Münstertal, daß nirgends etwas Feindseliges gegen den Widerpart unternommen werde, um nicht als Anfänger zu

schrift für Geschichte und Altertumskunde im Erscheinen begriffen); mündliche, höchst verdankenswerte Mitteilungen, namentlich über Waffenfunde des Hrn. Dr. Niklaus Feigenwinter in Arlesheim. Durch sorgfältiges Abwägen all der Berichte und Abstufen und Einschätzen derselben nach ihrem historischen Wert läßt sich jetzt doch ein ziemlich genaueres Bild vom Treffen machen als früher, wenn auch noch nicht alle Punkte aufgeklärt sind.

Als Quellen wurden ferner benutzt:

Eugen Tatarinoff, Die Beteiligung Solothurns am Schwabenkrieg. Festschrift: Urkunden (ist auch für vorstehende Monographie Hauptquelle); Valerius Anshelm, Berner Chronik. Bd. II; Willibald Pirckheimer, Bellum helveticum. Heinrich Brennwald, In Helvetia, Denkwürdigkeiten Bd. IV (hier unrichtig als Fortsetzung Gilg Tschudis ausgegeben); Petermann Etterlin, Kronika von der löblichen Eidgenossenschaft, neu herausgegeben von J. J. Spreng; Aug. Bernoulli, Eine zürcherische Chronik der Schwaben- und Mailänderkriege 1499—1516, im Anzeiger für Schweizer-Geschichte VI 282 ff; J. Lenz, Der Schwabenkrieg besungen von einem Zeitgenossen, herausgegeben von H. v. Diesbach; Wolfgang Golther, Reimchronik über den Schwabenkrieg, im Anzeiger für Schweizer-Geschichte VI 12 ff.; Niklaus Schradin, Kronigk diß Kriegs 2c. (Reimchronik des Schwabenkriegs); August Bernoulli, Die anonyme Chronik des Schwabenkriegs in Basler Chroniken, Bd. VI; K. Klüpfel, Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes, in Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart, Bd. XIV. Für einzelne Punkte, doch meist nur nebensächliche, konnten auch die Urkundenbücher von Basel, Freiburg, Rappoltstein 2c. zurate gezogen werden.

Von den Darstellungen des Treffens auf dem Bruderholz seien hier notiert:

P. Ochs, Geschichte der Stadt und Landschaft Basel 1796, IV, 541 ff; R. Glutz-Blotzheim, Geschichte der Eigenossen vom Tode des Bürgermeisters Waldmann bis zum ewigen Frieden mit Frankreich 1816. S. 95 ff. J. J. Amiet, Wochenblatt für Freunde der vater-

gelten.[2] Allein das provokatorische Vorgehen des schwäbischen Heeres vom Vorarlbergischen aus, die Besetzung der Luciensteig und des Städtchens Maienfeld machten alle Vermittlungsversuche zu nichte. Am 11. Februar durchwateten die Eidgenossen, meist Urschweizer, Luzerner, Zuger und Glarner, den Rhein da, wo er „am dünsten“ war, lieferten dem Gegner die siegreichen Treffen bei Triesen und bei Hard und unterwarfen sich den Wallgau und die ganze Gegend bis zum Bodensee. Um die gleiche Zeit rückten die Zürcher, Berner, Freiburger, Solothurner und Schaffhauser in zwei Kolonnen von zusammen ca. 8000 Mann in den östlich von Schaffhausen sich ausdehnenden Hegau, um hier den Feind zu suchen und sich mit ihm zu schlagen. „Wir können unser viend niendert ankommen noch vernemen, das uns leid ist“, schreibt Felga, der Hauptmann der Freiburger an seine Regierung; „wir weren all begierig, mit inen zu slahen . . . . Alle welt flücht und forchtet ir vor uns.“[3] Kein Feind! Selbst in Steißlingen, das 100 fl. angeboten, wenn man ihm gegen die Schweizer den Vorstreit lasse, fanden diese nur Weiber.[4] Die Truppen suchten nun durch Rauben und Brennen, was ihre Regierungen ausdrück-

ländischen Geschichte, 2. Jahrg. 1846. Das Treffen im Bruderholz am 22. März 1499. Sieben noch ungedruckte Urkunden. S. 134 ff. Heinrich Ulmann, Kaiser Maximilian I. 1884 (I 734 ff.). Karl Dändliker, Geschichte der Schweiz (1. Aufl. 1885) II 282, mit dem Holzschnitt aus Schradins Reimchronik. Johann Dierauer, Geschichte der Schweiz. Eidgenossenschaft 1892, II 341—342. Eugen Tatarinoff, Die Beteiligung Solothurns am Schwabenkrieg, Festschrift, 1899, S. 107 ff. Niklaus Feigenwinter, Die ritterliche weitberühmte Schlacht am Bruderholz bei Reinach am 22. März 1499, wie solche Anthoni Haffner u. a. in Geschrift verfaßt. Basler National-Zeitung vom 17, 19, 23. März und 2. April 1899.

[2] Eidg. Abschiede III, I 591.

[3] Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 79. Bibliothek des literar. Vereins in Stuttgart CLXIV, 8.

[4] Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins LIII, 88.

lich untersagt hatten,[5]) den Gegner zum Kampfe zu reizen; umsonst; er kam nicht und ließ sich auch nicht finden. Ende Februar kehrten beide eidgenössischen Heere, dasjenige im Rheintal wie dasjenige im Hegau, beutebeladen nach Hause, nachdem Zürich vergeblich versucht hatte durchzusetzen, sie zu einer imponierenden Machtentfaltung gegen die rheinischen Waldstätte zu vereinigen.[6]) Trotzdem diese kriegerischen Unternehmungen gegen den schwäbischen Bund gerichtet waren, so wußte man weder hüben noch drüben genau, wer eigentlich als offener Feind der Schweizer galt. Sehr charakteristisch ist in dieser Beziehung die Kriegserklärung Berns vom 16. Februar 1499. Es richtet sie nicht etwa an den schwäbischen Bund, sondern an seine Gegner im Feld, an „alle vnd jede hobtlütt, Venner, Statthalter, Reisige vnd andere, so dann zu diser zitt gegen vnser Eidtgnoschafft zv offentlicher Vechd vnd Vindschafft komen vnd zu veld gelegen sind."[7]) Als Zürich während des Hegauerzugs nach Überlingen zu ziehen in Vorschlag brachte, weigerte sich dessen Bern mit der Begründung, daß es Überlingen und andere Städte nicht als Feinde ansehe, was Zürich um so seltsamer zu hören bedünken mußte,[8]) als gerade genannte Stadt das Zentrum der Bewegungen gegen die Schweiz bildete. Im allgemeinen zwar richtete sich der Krieg der Schweizer zuerst gegen den Schwäbischen Bund und nicht gegen das Reich. Noch am 25. Februar 1499 erklärten die Eidgenossen, „wir sind nit des richs vigent, sunder des Punds."[9]) Gleichwohl werden die Gegner nicht selten mit dem Namen „Küngische" oder schlechtweg „Österricher" bezeichnet. Auf der andern Seite suchten der

---

[5]) Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 51.

[6]) Schriften rc. Bodensee, Heft XXIX, 102.

[7]) Hidber im Archiv des histor. Vereins des Kts. Bern, Bd. III, Heft 3, S. 110.

[8]) Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 72.

[9]) Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 77.

schwäbische Bund und die königlichen Räte den Krieg als einen Reichskrieg darzustellen,[10]) was er wurde, als der König Maximilian I., der ja auch Mitglied des schwäbischen Bundes, sogar dessen spiritus rector war, seinen Schwager Albrecht, den Herzog von Baiern zum obersten Feldhauptmann einsetzte, die Reichsfürsten zum Zuzug aufforderte und dann in eigener Person auf dem Kriegsschauplatz erschien.[11]) So lange die Eidgenossen nur den schwäbischen Bund als Gegner ansahen, richteten sie ihre Angriffe gegen das Schwabenland, also nicht nach Norden, sondern nach Nordosten und Osten; sobald aber der Krieg zum Reichskrieg auszuwachsen drohte, so lag auch für die Nordgrenze bei Basel die Gefahr nahe, Kriegsschauplatz zu werden. Das Fricktal, die rheinischen Waldstätte Waldshut, Laufenburg, Seckingen und Rheinfelden, der Schwarzwald, der Breisgau, der Suntgau mit dem Pfirteramt galten dann den Eidgenossen als Feindesland. Aber inmitten solcher Gebiete gab es neutrale, nämlich die „Niedere Vereinigung", bestehend aus den Städten Straßburg, Schlettstadt, Kolmar, Basel u. a. O. und den Bischöfen von Straßburg und Basel. Wenn auch die Königin Bianca, damals in Breisach, Aufruf über Aufruf erließ,[12]) der österreichische Vogt in Einsisheim, Freiherr von Mörsberg, eine große Tätigkeit entfaltete[13]) und vom Hauptlager in Altkirch, wo sich ein Heer sammelte, ein Schreiben über das andere an die Neutralen erging,[14]) so hüteten sich diese doch wohl, etwas Feindseliges

[10]) Schriften des Vereins für Gesch. d. Bodensees XXIX, S. 108: da der Krieg ursprünglich königl. Majestät als Erzherzog von Österreich betrifft, und ibidem S. 75: „Weil der Handel nicht nur die königl. Majestät, sondern auch das heilige Reich und dessen Verwandte betrifft."

[11]) Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart XIV, 304. Ulmann, Kaiser Maximilian I., I, 748 ff.

[12]) Basler Staatsarchiv, Politisches K 1—3.

[13]) Basler Staatsarchiv, Politisches K 2, S. 18 ff.

[14]) Basler Staatsarchiv, Politisches K 2, S. 1 ff.

gegen die Schweizer zu unternehmen. Durch ihre neutrale Haltung in den ersten Monaten des Jahres 1499 erwarben sie sich Schonung. Doch wirkte noch ein anderer Grund mit, daß die Nordgrenze in den ersten Zeiten des Krieges verschont blieb. Bern gab sich nämlich große Mühe, das Fricktal, wie überhaupt alles Land zwischen Aare und Rhein, weil Vicinalgebiet seines Territoriums, vom Kriege fernzuhalten und wußte auch Solothurn und Freiburg dafür zu gewinnen.[15]) Selbstverständlich schwebte die Bevölkerung auch der neutralen Gebiete in unaufhörlicher Angst vor Überfällen. Man lese nur die Berichte der Basler Landvögte auf Farnsburg, Homburg und Waldenburg, sowie der Stadt Liestal an ihre Regierung![16]) Noch größer war die Besorgnis in den schweizerischen Grenzgebieten, speziell im Solothurnischen. Man durchgehe die Berichte der solothurnischen Landvögte: des Benedikt Hugi auf Dornach, des Ulrich Küffer auf Gösgen und des Hans Karli auf Tierstein,[17]) von denen jeder über den unwehrhaften Zustand seines Schlosses, über Mangel an Mannschaft, Waffen, Munition und Proviant klagt und wo beinahe aus jedem Brief die Angst der Umwohner heraustönt.[18]) Übertriebene Gerüchte von großen Truppenansammlungen in Altkirch, im Pfirteramt, von Vorstößen gegen den Süden,[19]) die starke Besetzung des Tierstein'schen Schlosses Pfeffingen erhöhten die Unruhe in unserer Gegend.

---

[15]) Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins LIII, 77; Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 39.

[16]) Basler Staatsarchiv, K 2, S. 245 ff., Schreiben des Landvogts Jakob Ysenle auf Farnsburg; S. 340 ff., Schreiben des Franz Schaler von Leymen auf Waldenburg: S. 354 ff., Schreiben des Vogts (Hans Heiz) zu Homburg.

[17]) E. Tatarinoff l. c. Urkunden S. 22 ff.; Witte in Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins Bd. LIII u. LIV.

[18]) Tatarinoff l. c. 26 ff., Witte l. c. passim.

[19]) Schriften des Vereins rc. Bodensee XXIX, 97.

Doch schon in dieser ersten Phase des Schwabenkrieges warf der Sturm einige Wellen in den Sißgau und Frickgau hinüber. Am 21. Februar wurde das kleine Dorf Kienberg am Nordabhang der Schafmatt, das dem mit Solothurn verburgrechteten Freiherrn von Heidegg gehörte, vom Fricktal aus überfallen und geplündert; einige Dorfbewohner wurden gefangen weggeführt.[20]) Als Antwort auf den Hegauerzug der Eidgenossen wurde von Waldshut aus am 26. Februar ein Plünderungszug in das gegenüberliegende schweizerische Gebiet unternommen und dabei von Full bis Rämigen zwölf Dörfer verbrannt, worunter vier bernische.[21]) Die Erbitterung des Volkes war groß, und die eben heimziehenden Berner, Freiburger und Solothurner, namentlich die letztern, bezeugten große Lust, am Fricktal dafür Rache zu nehmen. Aber Bern vereinbarte sich, sobald es Kunde vom Ereignis empfangen, mit Solothurn und Freiburg dahin, sich nicht zu rächen, ohne Zweifel weil es wußte, daß ein Verwüstungszug immer einem andern rief, und weil es sein Gebiet, den heutigen Aargau, schonen wollte.[22])

Die zwei ersten Dekaden des Monats März verliefen unter beidseitigen Rüstungen, gegenseitigen kleinern Schädigungen und Raubzügen, aber ohne erhebliche Waffentat. Die Eidgenossen wurden beschuldigt, die Grafschaft Pfirt geschädigt zu haben.[23]) Aarauer und Lenzburger machten unaufhörlich Einfälle ins Fricktal, „als ob sie mit Fleiß den Feind auf uns hetzen wollten".[24]) Küffer auf Gösgen klagte bitter über die Lockerung

[20]) Basler Staatsarchiv, Polit. K 2, S. 381. Unter den Gefangenen waren auch drei Leibeigene der Basler.

[21]) Schriften ꝛc. Bodensee XXIX, 105 mit den Namen der zwölf Dörfer. Basler Staatsarchiv, Polit. K 2. Schwabenkrieg S. 51. Brief des Dr. Thüring Frick an Basel.

[22]) Witte, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins LIII, 92 ff. E. Tatarinoff, Urk. 41.

[23]) Witte, Zeitschrift ꝛc. LIV, 79.

[24]) Witte, Zeitschrift ꝛc. LIV, 80.

der Disziplin.[25]) Basel beschuldigte die solothurnische Mannschaft in Dornach des Straßenraubs.[26]) Die Plünderungszüge mehrten sich, als die Solothurner Regierung, entgegen ihrem ursprünglichen Verbot, sie gestattete.[27]) Einmal brachten die Dornacher 30 Rosse, ein andermal, nämlich am 17. März 1499, 200 Stück Vieh als Beute heim.[28]) Der Widerpart blieb die Antwort nicht schuldig. Ein Graf von Tierstein unternahm mit der welschen Garde einen Einfall ins Münstertal und verbrannte mehrere Dörfer.

Bern tett im nüdt schenkenn;
Es ward in ir muttwillen intrenken;
Solothurn tett in ouch nit sparen;
In der vygenden land tett es faren u. s. w.[29])

An andern Orten der Grenzlinie ging es nicht besser, klagt doch Felix Wingartner von Zurzach aus seiner Regierung in Zürich:[30]) „Dan wir alle tag an dem Rin peleidiget werdent vnd die vind vns altag lüt verschießend vnd wir in ouch, vnd unser gesellen etwan zů inen über Rin varent vnd scharmitzlen

[25]) Witte, Zeitschrift 2c. LIV, 75: „Obgleich ich (Rüffer auf Gösgen) aufs höchste verboten, etwas wider die Feinde zu unternehn, sind in dieser stund, als ich zů Erlispach gewesen bin, rouplich gebracht Brotkörbe, Stubenfenster, Kratten, Trinkgläser, Kindswindeln, Laternen, Pflugräder vnd ander Pfluggeschirr vnd solch schimpflich Ding, das do ganz nutzit ustragen mag; das setzt die Euer, so der raub nicht berührt, in große Verwunderung aus Borgen, sie můssen ein roß um ein pfiffen geben vnd es bleibe nicht ungerochen, vnd sonderlich des pfluggeschirrs halb sei ein ungehört ding zu rauben vnd geht wider kriegsrecht."

[26]) Witte, Zeitschrift 2c. LIV, 81.

[27]) E. Tatarinoff, Urk. S. 46.

[28]) Anshelm, Berner Chronik II, 150. Helvetia, Denkwürdigkeiten IV, 512. E. Tatarinoff, Urk. S. 46.

[29]) J. Lenz l. c. S. 79.

[30]) Schriften 2c. Bodensee XXIX, 116.

mit ananđer". Fürstenberg und Diepold Spät verbrannten den Schaffhausern vier Dörfer [31]) u. s. w.

In schwieriger Lage befand sich die „Niedere Vereinigung", ganz besonders Basel. Als Glied des Reichs diesem zur Hilfeleistung verpflichtet, fühlte sie sich andererseits durch die Vergangenheit, durch gemeinsame politische und kommerzielle Interessen mit der Eidgenossenschaft verbunden. Im Jahre 1493 war das frühere Bündnis zwischen beiden mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Hilfe zu einem bloßen Freundschaftsvertrag ohne eine solche Verpflichtung abgeschwächt worden, der zudem durch ein Schutzbündnis mit Maximilian im gleichen Jahre nahezu illusorisch gemacht worden war.[32]) Um über ihre Haltung in diesem Kriege schlüssig zu werden, traten die Boten der niedern Vereinigung am 11. Februar in Kolmar und am 18. gl. M. in Basel zusammen. Als einziger Ausweg bot sich ihnen die Friedensvermittlung dar, die sie auch mit allem Eifer, aber ganz erfolglos anstrebten.[33]) Von beiden Seiten ergingen nun die eindringlichsten Mahnungen zum Anschluß. Basel speziell wußte, was ein solcher für seine Landschaft zu bedeuten hatte; denn es ließ sich leicht voraussehen, daß es als Grenzgebiet zum Kriegsschauplatz werden und als solcher auch allen Greueln der Verwüstung ausgesetzt sein würde. Es trat mithin den unablässigen Mahnungen Mörsbergs, den Forderungen der Königin Bianca um Sperre gegen die Schweizer,[34]) Durchzug und Zuzug und später den heftigen Drohungen Maximilians ebenso entschieden entgegen, als dem stürmischen Werben Solothurns, das

[31]) Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 96.

[32]) W. Oechsli, Die Beziehungen der schweiz. Eidgenossenschaft zum Reiche bis zum Schwabenkrieg in Hiltys Polit. Jahrbuch 1890, S. 530 ff. u. 593 ff.

[33]) Hans Frey, Ueber Basels Neutralität während des Schwabenkriegs, in Beiträgen zur vaterländischen Geschichte Basels X, 326 ff.

[34]) Rappoltsteinisches Urkundenbuch V, 522.

im Namen der Eidgenossenschaft zu unterhandeln beauftragt war.[35]) Basel suchte so seine Neutralität, wie man sie damals verstand, zu wahren, gewährte beiden Parteien feilen Kauf und, wiewohl selten, Durchzug,[36]) was ihm von keinem Teil Dank, sondern nur unaufhörliche Vorwürfe und Anklagen zuzog. Die Regierung wußte übrigens ganz gut, daß das Basler Volk, namentlich auf der Landschaft, in seiner großen Mehrheit mit den Eidgenossen sympathisierte, tauchte doch später das Gerücht auf „Liestal und Waldenburg hetten zu den Eidgenossen geschickt, das sie sollen kon vnd die empter innen".[37]) Sonderbar genug, daß die baslerische Stadt Liestal, eine Belagerung befürchtend, an Solothurn ein Bittgesuch um Hilfe richtete.[38]) Das starke Hinneigen der Basler Bevölkerung zu den Eidgenossen findet ganz besonders auch in den unablässigen Klagen Österreichs über Proviantzufuhr, Spionage und sonstige Begünstigungen des Gegners seinen lebhaften Ausdruck.[39]) Der Hofmeister Niklaus von Firmian beschuldigte die Basler Regierung, ein kaiserliches Mandat, „daryn bei hoher poen und straff auch verlurst ihrer privilegia gebotenn, keinen pruiant oder dergleichenn

[35]) Witte, Zeitschrift ꝛc. Oberrheins LIV, 79 u. a. a. O.

[36]) Am 15. Februar übernachtete der österreichische Landvogt von Mörsberg mit zwölf Pferden in Basel, und am Nachmittag des 16. zog ein Graf von Tierstein mit 22 Pferden durch. Tatarinoff Urk. S. 33.

[37]) Basler Staatsarchiv, Pol. K 2, S. 386.

[38]) E. Tatarinoff, Urk. S. 57. Betreffs die Stimmung in Liestal vgl. auch Solothurnisches Wochenblatt 1846, S. 135. Man kann sich gleichwohl des Eindrucks nicht erwehren, daß einzelne Schweizer Chronisten mit Rücksicht auf die spätere Stellung Basels als Glied der Eidgenossenschaft die Sympathien dieses Ortes höher anschlagen, als sie in Wirklichkeit waren.

[39]) Basler Staatsarchiv, Pol. K 2. Schreiben des Hauptlagers zu Altkirch vom 19. u. 20. März und später vom 14. April: „wir sind vnd werden glouplichen bericht, das ir um gutte zyt har vnd auoch teglichen die eydgnossen jn euer statt Basel von vnd zů lassen".

notwendige sachen denn Eydtgenossen zukommen zu lassen", der Bürgerschaft vorenthalten zu haben und fügt dann in vollständiger Verkennung der Sachlage bei, „weil der mehrer theil der gemein (Basel) gut keyserisch, können sie sehenn, was sie für ein straff, wo sie dem reich nit anhangen, zu gewartenn haben".[40]) Auf den 17. März war wieder ein Tag der niedern Vereinigung nach Colmar angesetzt. Vom Hauptlager in Altkirch aus erging an die Boten eine dringende Aufforderung zum Anschluß, da der Vermittlungsversuch gescheitert sei. Und wirklich, diesmal nicht ohne Erfolg. Wilhelm von Rappoltstein brachte durch sein „sonderbahr wohlredenheit vnd ansehenn die sach dahin, das sich die gesandten in Colmar furderlichster hilffe erbothenn".[41]) Gleichwohl wurde die definitive Entscheidung auf einen neuen Tag, der am 25. März wieder in Colmar abgehalten werden sollte, verschoben. Es ist mit ziemlicher Sicherheit anzunehmen, daß dies auf die Vorstellungen Basels hin geschah. Länger allerdings ließ sich die Entscheidung nicht hinausschieben. Es sollte sich nun fragen, ob Basel auch ferner seine Neutralität wahren könne, oder ob es nicht mit den andern Gliedern der „Niedern Vereinigung" zur Parteinahme für das Reich gedrängt werden würde.

Nach dem 20. März entbrannte der Kampf wieder und zwar diesmal auf der ganzen Grenzlinie; so war nun auch die Nordgrenze Solothurns, also die nächste Umgebung Basels, ernstlich bedroht. Schon am 21. wurde ein Vorstoß ins Klettgau unternommen.[42])

[40]) Rappoltsteinisches Urkundenbuch V, 522.

[41]) Rappoltsteinisches Urkundenbuch V, 521.

[42]) Schriften ꝛc. Bodensee XXIX, 116; Riezler, Geschichte des fürstlichen Hauses Fürstenberg und seiner Ahnen, S. 426. Kirchhofer, Melchior, Erzählung der Vorgänge von 1499 im Hegau und Klettgau. Neujahrsgeschenk für die Jugend des Kantons Schaffhausen, Heft XXI u. XXII.

Der allzeit wachsame Landvogt B. Hugi berichtete am 19. März seiner Regierung, daß der Feind in drei oder vier Haufen wohl 10,000 Mann stark am nächsten Donnerstag (den 21. März) sie mit Macht angreifen wolle; auch habe er sichere Kunde, daß der Feind zerstreut, da 200, dort 300, in den Dörfern des Sundgaus liege.[43]) Um die gleiche Zeit erfuhren die Bieler, daß um Pfirt drei feindliche Haufen, bereit zu einem Vorstoß gegen das St. Imertal, lägen und daß die Österreicher drohten, den Solothurnern und Bielern „einen Rauch in die Nasen machen zu wollen".[44]) Und wirklich! diesmal schienen die Gerüchte nicht grundlos zu sein. Wie wir aus dem Rappoltsteinschen Urkundenbuch erfahren, sah sich das Hauptlager in Altkirch zu einer Aktion gezwungen; denn sein Heer drohte sich tatenlos aufzulösen; schon waren die Kontingente einzelner Edelleute abgezogen und schon hatten die Städte Freiburg und Breisach die Rückberufung der ihrigen beschlossen.[45]) Das Hauptlager in Altkirch nahm einen Einfall bei Dornach auf den 22. März in Aussicht. Es ist wahrscheinlich, daß zuerst der 21. statt der 22. März dazu bestimmt war, daß aber die Ausführung um einen Tag verzögert wurde. Friedrich Kappler, der Hauptanführer des deutschen Heeres, der Sieger von Calliano und Dournon, kommandierte zu dem Zuge nicht sein ganzes Heer, sondern bloß den größern Teil, etwa 2500 Mann Fußvolk und 400 Reisige, die meist aus dem Sundgau und Breisgau und aus den rheinischen Waldstätten stammten.[46])

[43]) E. Tatarinoff, Urk. S. 48 ff.

[44]) E. Tatarinoff, Urk. S. 50.

[45]) Rappoltsteinisches Urkundenbuch V, 522 (17. März 1499).

[46]) Quellen zc. XX, 97—99; Klüpfel, Bibliothek des liter. Vereins in Stuttgart XIV, 309. Die große Verschiedenheit bei der Angabe der Stärke des deutschen Heeres, — die Angaben variieren zwischen 2500 und 7000 — mag von dem Umstand herrühren, daß bei den einen das ganze Heer, bei den andern aber bloß der kämpfende Teil gezählt wurde.

Die bei Dornach und in der Umgebung lagernden Solothurner, die „gewüß vernamen, das die viend in dem land weren vnd vermeinten, wo si witer hilf hetten, so getrüwten si iren vienden wol großen schaden ze thun, wurden ze rat, den unsern (Bernern und Luzernern) heimlich ze entbieten und ze schriben, daz si inen zuzüchen wöllten; wann si weren des willens, ir viend ze suchen. Und so bald die mere kamen und man die meinung verstund, machten sich dero von Bern und Lutzern knecht schnell uf, und berüft je ein güter gesell den andern und zugen davon und kamen zu angehnder nacht über den berg und zu den unsern den nechsten gan Rinach".[47]) Dem Rufe waren 150 Luzerner und 100 Berner aus dem Lenzburgeramt, letztere unter Heinrich Meyer, gefolgt, alle gewiß mehr bewogen durch die dringenden Bitten der Solothurner und die eigene wilde Kampflust, als verlockt durch die Aussicht auf reiche Beute. Unterdessen war die Kunde vom Anrücken der Feinde widerrufen worden. Babenberg versicherte seine Regierung, es sei nur blinder Lärm gewesen.[48]) Hugi selbst meinte, obgleich „uns fast fil warnung kommen", ist doch gantz min rat, daß „min heren . . . nit mit der panner zugen; den es ist nit not, die sach wel sich den endern".[49]) Gleichwohl mochte man am Donnerstag, den 21. März, den Angriff erwarten; als er aber nicht erfolgte, wurde beschlossen, gegen den folgenden Morgen nach Häsingen im Sundgau, „wo si ir viend ungezwifelt ze finden vermeinten", vorzudringen und ihn zur Schlacht zu zwingen. Die besten Quellen betonen ausdrücklich, daß sie auszogen, „ir viend ze suchen".[50]) Es handelte sich also nicht um

---

[47]) Quellen 2c. XX, 577.

[48]) Solothurnisches Wochenblatt 1846, S. 141.

[49]) Solothurnisches Wochenblatt 1846, S. 142.

[50]) Tatarinoff, Urk. S. 51, 53; Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 577 u. a. a. O.

einen Beutezug,[51]) wie gewöhnlich angenommen wird, sondern um einen Kriegszug. Zu diesem Zwecke bildete sich ein Corps von zirka 850 Mann, bestehend aus 600 Solothurnern und den kurz vorher angekommenen 150 Luzernern und 100 Lenzburgern.[52]) Als Führer werden genannt: Daniel Babenberg[53]) und der Fähnrich Ulrich Tegenscher, die beide schon seit Mitte Februar das solothurnische Corps an der Nordgrenze kommandierten,[54]) ferner Hans Kißling,[55]) Werner Saler,[56]) den Anshelm unrichtig als Basler bezeichnet, Peter Füeßli[57]) und Heinrich Meyer.[58]) Benedikt Hugi bewachte mit nur 12 Mann das Schloß Dornach; bloß 10 Mann schützten das Dorf gleichen Namens. Vor Tagesanbruch des 22. März 1499 traten die 850 Mann ihren Marsch an und gelangten über das Bruderholz und quer durch das Leimental nach Schönenbuch. Hier hofften sie noch ein wenig ausruhen zu können,[59]) um dann in der Morgenfrühe den Feind in dem nahen Häsingen mit ganzer Kraft zu überfallen und zu schlagen. Da wurden sie einiger Feinde gewahr, wähnten schon das feindliche Hauptkorps vor sich zu haben und rüsteten sich zur Gegenwehr. Doch die Feinde flohen. Es waren Nachzügler, die nun möglichst rasch das Hauptkorps zu erreichen suchten und es von dem Zug der Eidgenossen benachrichtigten. An ein Ausruhen war nun natürlich

---

51) Tatarinoff l. c. S. 108.

52) Tatarinoff, Urk. S. 51 ff. Hugi gibt die Zahl 840, Solothurn in seinem Bericht an Bern 900, an Freiburg 800 an.

53) Tatarinoff, S. 108, Anm. 3. Solothurnisches Wochenblatt 1846, S. 141 Leu, Lexikon II, 2.

54) Tatarinoff, Urk. S. 31.

55) Anshelm, Berner Chronik II, 153; Leu, Lexikon XI, 115.

56) Leu, Lexikon XVI, 28; Anshelm II, 153.

57) Leu, Lexikon VII, 463.

58) Leu, Lexikon XIII, 119; Ochs IV, 541 nennt ihn unrichtigerweise Heinrich Baumann.

59) Quellen l. c. XX, 578.

bei diesen nicht mehr zu denken. Sie setzten ihren Weg langsam fort und gelangten in der Morgenfrühe aûf die Höhe ob Häsingen.[60] Allein der Feind wurde hier nicht gefunden. Die Eidgenossen erfuhren, daß er wenige Stunden vorher gegen Südwesten aufgebrochen sei, um zum Hauptkorps zu stoßen. Auf einmal sahen sie hinter ihrem Rücken Rauch aufsteigen und eine unheimliche Röte zeigte sich in der Gegend von Dornach. Als sie gar noch die mit Hugi als Notsignale verabredeten Schüsse hörten, konnten sie keinen Augenblick im Zweifel sein, daß der Feind in ihr Land eingefallen war.[61] Die Führer traten zusammen und hielten Rat. Unterdessen eilten wenige von der Mannschaft ins Dorf Häsingen hinunter und erbeuteten einige hübsche Rosse. Die Hauptleute beschlossen, stracks umzukehren, „wider haruf ze züchen und ze besächen, ob si ir viend erilen möchtend".[62] Kaum hatten sie ihren Rückmarsch angetreten, als ihnen ein Bote des Niklaus Irmy, Wirts zum Raben in Basel,[63] Kunde über den Einfall des feindlichen Heeres, über dessen Stärke und Stellung brachte und sie dringend vor ihm warnte.[64] Irmy hat ohne Zweifel die Zahl der Feinde höher angegeben, als sie wirklich war. Übrigens haben noch andere Basler die rückkehrenden Schweizer über den Einfall informiert, sagt doch der Freiburger Chronist: „Kam inen ouch gewüsse warnung von unsren puntnossen von Basel, das si gut sorg

---

[60]) Etwa 8 km nordwestlich von Basel. Es beruht wohl auf einem Les- oder Druckfehler, wenn L. v. Ranke in Zur Kritik neuerer Geschichtsschreiber S. 119 von einem Einfall gegen Hüningen statt Häsingen spricht.

[61]) Brennwald in Helvetia Denkwürdigkeiten IV, 513; Quellen ꝛc. XX, 578.

[62]) Quellen ꝛc. XX, 578.

[63]) In der Äschenvorstadt, s. Theodor Zwinger, Methodus apodemica, S. 175.

[64]) Brennwald in Helvetia, Denkwürdigkeiten IV, 513; Anshelm, Berner Chronik II, 153.

haben sollten, wann die vind werend im feld ze roß und ze fuß ob den viertusend man stark".[65]) Es unterlag gar keinem Zweifel mehr, daß den Eidgenossen die Rückkehr durch eine drei- bis vierfache Übermacht abgeschnitten war. Ihre Lage war äußerst kritisch; sie fanden sich in Feindesland, überall bedroht von überlegenen Massen, in mehr oder weniger ebenem Gelände, das der Kavallerie, deren sie selbst ganz entbehrten, Gelegenheit zur Entfaltung bot und ihnen die erwünschten Vorteile des Gebirgskampfes, die sie sonst meisterlich auszunützen verstanden, versagte.

Es ist gewiß ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die beiden Heere gerade auf den gleichen Tag, ja beinahe auf die gleiche Stunde, einen Angriff festsetzten und ausführten.[66]) Friedrich Kappler hatte sein Fußvolk „vor tag"in zwei Kolonnen ob Reinach auf der Höhe des Bruderholzes aufgestellt, „daß er alle

[65]) Quellen rc. XX, 578.

[66]) Auf diese Gleichzeitigkeit des Angriffs sei hier ausdrücklich hingewiesen. Der Landvogt Hugi, der als Augenzeuge unbedingten Glauben verdient, berichtet (Tatarinoff Urk., S. 52): „Uff hüt Datum so haben die unseren unser vindt gesůcht frů am tag zu Hesingen und nit funden"; ferner (Tatarinoff, Urk., S. 51): „Da sind si vor tag kommen bie III tusind stark". Auch der Reimchronist (Anzeiger für Schweizer Geschichte 1890, S. 15) sagt:

„Baid tail hetten glich gallen,
Im leger ainander uber zu fallen;
Chain tail den andern im leger fand."

Wenn Willibald Pirckheimer behauptet (Thesaurus, Pirckheimeri bellum helveticum, S. 14): „Brisgeuenses et Sungeuenses junctis vicinis copias colligunt, ut Helvetiorum fines invadentes eos insigni aliqua afficerent clade", so ist diese Darstellung richtig, wenn er auch des Auszugs der Eidgenossen nicht erwähnt. Gerade diese Stelle führt v. Ranke (Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 119) gegen Pirckheimer ins Feld, um zu beweisen, daß dieser als testis auritus nicht zuverlässig sei; er schreibt nämlich: „Nach allen Berichten der Schweizer erfolgte die Schlacht am Bruderholz auf einen Einfall derselben gegen Hüningen; Pirckheimer leitet sie von einem Angriff der Schwaben her".

wite und d' Eidgenossen möcht überguggen". Hier war der Blick wirklich frei, keine Gefahr[67]) einer feindlichen Überrumpelung vorhanden und die Möglichkeit rascher Verwendung nach beiden Tälern, dem Birs- und Birsigtal gegeben. Einzelne Kontingente seines Heeres trafen erst im Verlaufe des Vormittags, ja dasjenige von Pfirt erst zu Beginn des Gefechts ein.[68]) Mit der Reiterei hielt Kappler die Birsbrücke bei Dornach besetzt. Einzelne kleinere Reiterkorps schwärmten auf Rekognoszierung herum.[69]) Eine Abteilung des Heeres rückte über die Birs und steckte das Dorf Dornach in Brand. Die zehn hier Wache haltenden Solothurner leisteten kräftigen Widerstand, namentlich von der steinernen Kirche und dem Pfarrhaus aus; ihnen hauptsächlich war es zu danken, daß die Hälfte des Dorfes, acht Häuser, gerettet wurde.[70]) Es ist selbstverständlich, daß diese zehn Mann gleichwohl nicht im stande gewesen wären, den feindlichen Vortrupp von weiterem Vordringen abzuhalten, wenn nicht die Kunde von der Rückkehr der Eidgenossen sie zur Umkehr nach Reinach

---

[67]) Anshelm, Berner Chronik II, 154.

[68]) Anshelm, Berner Chronik II, 155; es ist nicht ausgeschlossen, daß die Dreierordnung des deutschen Heeres erst unmittelbar vor dem Treffen gemacht wurde.

[69]) Helvetia, Denkwürdigkeiten IV, 513, Quellen rc. XX, 579.

[70]) E. Tatarinoff, Urk. S. 51 ff. Daß bei diesem Überfall auch Gempen und andere Dörfer in Flammen aufgingen, wie die Basler Chronik VI, 8 und nach dieser Wurstisen, Basler Chronik, S. 482 und Ochs IV, 541 berichten, ist unrichtig und beruht auf einer Verwechslung. Gempen wurde mit Nuglar am 14. Juli 1499 verbrannt. Solothurn berichtet darüber an Bern: „unser viend (hat) uns uf gestern die hüser, so noch zu Dornach ufrecht gestanden sind und darzu zwei dörfer, Nuglen und Gempen, zu grund verbrennt". Quellen rc. XX, 353. Wäre Gempen schon früher verbrannt worden, so würde dies gewiß hier angedeutet werden. Hochwald, von dem Wurstisen l. c. und Ochs IV, 541 behaupten, es sei damals auch verbrannt worden, erlitt dieses Schicksal erst am 14. Juni 1499. Witte, Zeitschrift rc. Oberrheins LIV, 10. Quellen rc. XX. 308.

bewogen hätte; „si iltend hindersich, wans geschrei kam, ein hüfle Swytzer wärid vorhanden, das inen für ein morgensuppen nit möcht entrinnen.“[71])

Unterdessen waren die Eidgenossen von Häsingen gegen Basel hinaufmarschiert und fanden sich nun bei St. Margarethen, westlich von der Stadt. Von den hier herumstreifenden feindlichen Reitern gelang es ihnen, einen niederzuwerfen und ihn über die Stellung seines Heeres auszuforschen.[72]) Aufs neue kamen ihnen Warnungen aus der Stadt zu, deren Bevölkerung für das Schicksal der kleinen Schar sehr besorgt war. Sie ließ sie bitten, nicht dem Feind in die Arme zu laufen, da sie von ihm erdrückt werden würde, sondern hinter ihren starken Mauern Schutz zu suchen.[73]) Es versteht sich wohl von selbst, daß ein solches Gesuch nicht von der Basler Regierung, die mit peinlicher Sorgfalt gerade in diesen Tagen über die Wahrung der Neutralität wachte,[74]) ausging, sondern der ureigensten Initiative des Volkes, d. i. einzelner entsprang, die sich ohne Zweifel über die Folgen, die ihr Schritt hätte haben können, wenn dem Gesuch entsprochen worden wäre, nicht genügend Rechenschaft gaben. Die eidgenössischen Hauptleute waren sich ihrer kritischen Lage vollkommen bewußt. Das Gefühl der furchtbaren Verantwortung ließ sie nicht allein entscheiden, ob man der Einladung Basels entsprechen oder gegen den Feind ziehen wolle. Sie hielten deshalb eine kleine Landsgemeinde mit ihren Truppen und gaben die Entscheidung ihnen anheim. „Do ward das mer: sitmal si ire viend hättid gesücht und funden, so wöltid si im namen Gots nit abwichen, sunder durch die mitte hindurch underston ze ziehen und da glüks erwarten.“[75]) Obgleich dieser mutige

[71]) Anshelm, Berner Chronik II, 154.

[72]) Quellen rc. XX, 579.

[73]) Helvetia, Denkwürdigkeiten IV, 513. Anshelm, Berner Chronik II, 154.

[74]) Rappoltsteinisches Urkundenbuch V, 522.

[75]) Anshelm, Berner Chronik II, 154.

Beschluß alle band, so stellten doch die Hauptleute jedem frei, mitzuziehen oder sich nach Basel zu retten. Es sollte keinem zum Schaden oder zur Schande gereichen, wenn er jetzt vorzöge, sich in der Stadt zu bergen. Aber auch nicht einer stand ab, alle wollten miteinander siegen oder sterben. „Al woltend mûtig und ritterlich mittenander gnesen oder sterben."[76]) Erinnert dieser wahrhaft heroische Vorgang, der uns von zwei zeitgenössischen glaubwürdigen Chronisten berichtet wird, nicht an die größten Heldenzüge der Weltgeschichte? Gewiß haben die Hauptleute hier auch den Schlachtplan entworfen. Hierauf bildeten die Schweizer die Geviertordnung, an die sich hinten die 30 Büchsenschützen anschlossen.

Doch nun müssen wir den Lauf der Handlung unterbrechen; denn die Berichte gehen über das eigentliche Gefecht bedeutend auseinander. Die einen führen die Eidgenossen nach dem Leimental und lassen hier das Gefecht sich abwickeln; andere verlegen es auf das Bruderholz, noch andere auf Margarethen, oder nach Reinach. Die einen lassen zuerst das Fußvolk, dann erst die Reiterei eingreifen; andere gerade umgekehrt. Die einen schreiben den Sieg der Schweizer einer Kriegslist, die andern lediglich ihrem wuchtigen Angriff und der Feigheit des feindlichen Fußvolkes zu. Versuchen wir, diesen Knäuel einander widersprechender Angaben zu entwirren und den Faden des wirklich historischen Verlaufs bloßzulegen. Vergegenwärtigen wir uns zuerst die Örtlichkeit! Das Bruderholz ist ein nur mäßig ansteigender Höhenzug zwischen Birs- und Birsigtal, der am Nordfuß des Pfeffinger Blauen ansetzt, sich gegen Basel senkt und mit der Kuppe zu St. Margarethen abschließt. An seinem Mantelsaum trägt er auf der Birsseite die Dörfer Reinach, Äsch und Pfeffingen, auf der Birsigseite Binningen, Bottmingen, Oberwil, Therwil und Ettingen. Sein

[76]) Anshelm, Berner Chronik II, 154.

welliger Rücken war früher ohne Zweifel wenig mehr als heute mit Wald bedeckt,[77]) während die beidseitigen meist steilen, zerschrundeten und darum weniger leicht kultivierbaren Abhänge wohl ganz bewaldet waren; das anstoßende Hole bezeichnet Beatus Rhenanus wenige Jahre später mit nunc prorsus sylvescens.[78]) Zwischen Reinach und Therwil hat eine sattelförmige Senkung einer Straßenanlage gerufen; am südlichen Ende des Bruderholzes zwischen Ettingen und Aesch zieht sich ein nahezu ebener Weg hin. Nordwärts der Straße Reinach-Therwil erhebt sich ziemlich steil eine aussichtsreiche Höhe,[79]) die sich weiter nach Norden wieder etwas senkt, um dann zum höchsten Punkte des Bruderholzes anzusteigen. Wenn auch die Quellen nicht genau angeben, wo das deutsche Fußvolk gestanden hat, so läßt sich doch mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß, während die Reiterei die Birsbrücke bei Dornach gesperrt hielt, der Vortrupp aber, der Dornach zum Teil eingeäschert, sich nach Reinach zurückgezogen hatte, die beiden Fußkolonnen auf der Höhe, die eine

[77]) Der Name Bruderholz deutet auf einen Wald, der einer geistlichen Stiftung oder geistlichen Brüdern gehörte. Daß es aber schon sehr früh nicht bloß Wald, sondern sogar ausgedehnte Äcker gab, geht zur Genüge aus den Urkundenbüchern hervor, so R. Wackernagel und R. Thommen, Basler Urkundenbuch III, 233 (anno 1298), wo von 35½ „jugera agrorum confinia bonis et agris Kunonis z. roten Turm“ die Rede ist, vgl. ferner ibidem III, 245. Boos, Urkundenbuch der Landschaft Basel, S. 125 und 285 und Trouillat, Monuments de l'histoire de l'ancien Evêché de Bâle IV, 549, 581.

Ob Reinach treffen wir sehr fruchtbares, z. T. mit alten Bäumen bestandenes Ackerland mit den Flurnamen Hinterlinden und Buch. Reicht auch der Reinacher Katasterplan nicht über 1761 zurück, so läßt die Fruchtbarkeit des Bodens und die unmittelbare Nähe des Dorfes darauf schließen, daß hier schon seit Jahrhunderten der Acker bebaut wird.

[78]) Beatus Rhenanus Rerum Germanicarum libri tres (Ausg. v. 1610), S. 267.

[79]) Auf dieser Höhe wurden zur Zeit der Manöver im Jahr 1893 Batterien aufgeworfen.

mehr gegen Therwil, die andere aber mehr gegen die Höhe des Bruderholzes standen. Die Deutschen versahen sich wohl keines Angriffs von Seite der Schweizer; sie erwarteten diese ohne Zweifel erst gegen Mittag oder Abend und freuten sich schon, wie sie ihnen dann die reiche Beute abjagen wollten, wenn sie etwa von Therwil her oder bei der Birsbrücke durchzubrechen suchten.

Wie wir oben gesehen, hatten die Schweizer nicht etwa bloß die Absicht, durchzubrechen, sondern sie wollten den Feind suchen, sich mit ihm im Kampfe messen und ihn, wenn möglich, schlagen. Daraus ergab sich für sie von selbst ein Aussinnen und sorgfältiges Vorbereiten aller Kampfmittel, welche die damalige bäuerliche Kriegstechnik ihnen an die Hand gab. Einen drei- bis vierfach überlegenen Gegner zu schlagen, schien nur dann möglich, wenn sich zur physischen Kraft und zum todverachtenden Mut die List gesellte, ein Mittel, dessen sich, wie uns Polyän und Frontin erzählen, die alten Griechen und Römer oft bedienten, über das aber auch die Schweizer in all ihren Kriegen reichlich verfügten. Die Eidgenossen mußten darauf bedacht sein, die kompakten Massen des deutschen Heeres aufzulösen, sie sich zerstreuen zu lassen, um dann die einzelnen Truppenteile zu überwältigen. Als geeignetstes Mittel empfahl sich dazu eine fingierte Flucht. Darauf hat bereits der bedeutende Humanist und Nürnberger Ratsherr Willibald Pirckheimer, der als Hauptmann des Truppenkontingents seiner Vaterstadt in seinem bellum helveticum über vieles als Augenzeuge berichtet, aufmerksam gemacht. Pirckheimer schreibt den Sieg der Eidgenossen ihrer List und tadellosen Disziplin zu. Er erzählt nämlich (in freier Übersetzung): „... Die Kaiserlichen drangen heftig auf sie ein. Dies bemerkend, ließ der helvetische Führer die Seinen auf einen nahen Hügel fliehen, jedoch unter Beibehaltung der geschlossenen Ordnung (ut connexis brachiis ordines nequaquam dissolverent). Die Helvetier

gehorchten unverzüglich und suchten in raschem Anlauf den Hügel zu erklimmen. Die Kaiserlichen, dies sehend, verfolgten sie mit viel Geschrei in wilder Unordnung (solutis ordinibus). Als der helvetische Führer sah, daß die Kaiserlichen ihm unvorsichtig folgten und daß die Seinen bereits einen Teil des Hügels erstiegen hatten, rief er ihnen mit mächtiger Stimme zu, daß sie sich umwenden und die zerstreuten Feinde angreifen sollten. Sie gehorchten, kehrten sich um und begannen wohlgeordnet wieder bergab zu steigen. Kräftig empfingen die Schweizer die Kaiserlichen, vergeblich versuchten diese ihre Reihen wieder herzustellen; die Helvetier drangen auf sie ein, und, vereinigt wie sie waren, griffen sie die Zerstreuten an, ließen sie sich nicht zusammenschließen, sondern drückten so sehr auf die Herumschweifenden, daß sich diese endlich alle zur Flucht wandten".[80]) So Pirckheimer. Allein die Historiker acceptierten seine Auffassung nicht. v. Ranke,[81]) O. Markwart,[82]) Wegele,[83]) v. Wyß[84]) bezeichnen seine Darstellung nur da als zuverlässig, wo er Selbsterlebtes erzählt. „Alles andere, was sich auf den Schweizerkrieg bezieht, kann nur als Sekundärquelle betrachtet werden, und ist als solche noch mit großer Behutsamkeit zu benützen".[85]) Auch E. Tatarinoff schrieb 1899 in seiner Festschrift, die beiläufig bemerkt, zu den besten, weil brauchbarsten literarischen Erscheinungen der letzten festreichen Jahre gehört: „Diese Schilderung (Pirckheimers) darf keinen Anspruch auf historische Glaubwürdigkeit erheben. Abgesehen davon, daß keine einzige andere Quelle damit in Einklang zu bringen ist, sehen wir nirgends

---

[80]) Mir zur Hand ist die Ausgabe W. Pirckheimers im Thesaurus historiæ Helveticæ. Bellum Helveticum, S. 14—15.

[81]) Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 120.

[82]) W. Pirckheimer als Geschichtschreiber, S. 172.

[83]) Geschichte der deutschen Historiographie, S. 121.

[84]) Geschichte der Historiographie der Schweiz, S. 169.

[85]) Markwart l. c., S. 172.

deutlicher den von Markwart hervorgehobenen Doktrinarismus des Nürnberger Patriziers, als im Bericht über das Treffen im Bruderholz."

Und doch hat sich nun ein Chronist gefunden, der die Angaben Pirckheimers bestätigt. Es ist der im allgemeinen sehr zuverlässige Freiburger Ludwig Sterner.[86]) Er erzählt: „Und do das die unsern sachen, zugen sie für, als wöllten sie abwichen, damit das die viend harin iltend und ir ordnung zerbrechen. Und so schnell die viend harinbrachen, kehrten die unsern ir ordnung umb gegen inen und wurfen ir weer under, desglich die viend und zusammen." Was so von zwei zeitgenössischen Chronisten, die zudem beide aktiv am Kriege teilgenommen haben, und von denen der eine dem kaiserlichen, der andere dem schweizerischen Lager angehörte, bezeugt ist, darf wohl nicht mehr in Zweifel gezogen werden. Übrigens ist schon dem scharfsichtigen Markwart nicht entgangen, daß mit der Schlacht bei Dornach eine Ausnahme zu machen sei, wenn er schreibt: „Verhältnismäßig noch am genauesten von allen Schlachtschilderungen Pirckheimers ist diejenige von Dornach, für welche er aus Etterlin nur ganz wenige Angaben entnimmt. Aber man sieht deutlich, daß er hier bessere Kunde hatte".[87]) Sollte sich Pirckheimer nicht auch für das Treffen auf dem Bruderholz nähere Kunde verschafft haben; hatte er doch dazu leichte und reichliche Gelegenheit, sowohl als Kommandierender der Besatzung des nahen Laufenburg, als auch während seiner Anwesenheit in Basel zur Zeit des Friedensschlusses? Läßt nicht der Umstand, daß er auch im Treffen auf dem Bruderholz vollständig von seinem Gewährsmann Etterlin S. 235 abweicht, darauf schließen, daß er sich darüber selbständig informiert hat?[88])

[86]) Quellen zur Schweizer-Geschichte XX, 577 ff., vgl. damit A. Büchis Einleitung ebendaselbst, B. XVIII ff.

[87]) Markwart, l. c., S. 158.

[88]) Wenn Pirckheimer die Disziplin der Schweizer, namentlich

Welchem Chronisten sollen wir nun hinsichtlich der Örtlichkeit des Gefechtes glauben? Wem anders als dem Landvogt Hugi auf Dornach; mußte er doch jeden Augenblick befürchten, daß sein Schloß erstürmt und er mit seinen 12 Mann getötet werde. Mit welcher Sehnsucht wird er der Rückkehr der Eidgenossen entgegengesehen, wie wird er und seine Mannschaft nach ihnen gespäht haben, als die Feinde bereits das nahe Dornach zur Hälfte eingeäschert hatten! Seinen Angaben dürfen wir in dem, was er selbst gesehen, unbedingt Glauben schenken. Seine Berichte an die Soloturner Regierung, teils schriftlich, teils mündlich durch den Läufer, geben uns zur Bestimmung der Örtlichkeit zwei Anhaltspunkte: Erstlich die Feinde gewahrten die Schweizer bei Reinach;[89]) „zugent si heruf gen Rinach, da die vyend lagen."[90]) Schweizer und Schwaben waren bei Reinach, wo wir das Schlachtfeld suchen müssen. Der zweite Anhaltspunkt liegt in den Worten Hugis: „da sind si (die Schweizer) in eir guten Aornig die fiegen den Berg uf angerisen riterlich

---

gegenüber der Disziplinlosigkeit des schwäbischen Heeres, wiederholt, besonders bei Schlachtenschilderungen, rühmend hervorhebt, so scheint er damit nur den damaligen allgemeinen Eindruck wiedergegeben zu haben. Dabei sind allerdings zwei Fälle wohl zu unterscheiden: die Zugs- und die Gefechtsdisziplin, der Schweizer auf dem Raubzug und der Schweizer vor und in dem Kampf. An Plünderungssucht und an daraus resultierender Disziplinlosigkeit hat er den Feind meistenteils noch überboten; galt es aber ein Treffen, eine Schlacht zu liefern, dann traf auch gewöhnlich zu, was Pirckheimer sagt: „diligentissime servabant disciplinam militarem". Dafür liefert der Schwabenkrieg die beweiskräftigsten Beispiele. Diese Gefechtsdisziplin war es ja hauptsächlich, der die Schweizer ihre Erfolge verdankten. Gerade der von Ranke (Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 119) gegen Pirckheimer angeführte Abschied der Tagsatzung vom 11. März 1499 (Abschiede &c. III, 599) betrifft die Beraubung der Kirchen, also die Zugs- und nicht die Gefechtsdisziplin.

[89]) Tatarinoff, Urk., S. 51.

[90]) Tatarinoff, l. c., S. 53.

und sind den ber uf glüfen," [91]) ferner: „sind si ritterlich den berg zu Rinach uff an die vyend gezogen." [92]) Dazu kommt als weiteres Moment, „daß die vyend dry huffen zu roß und fuß gemacht und die unsern umbzogen." Halten wir nun diese verschiedenen Momente, ausgedrückt durch die Worte: bei Reinach, Berghinauflaufen, verstellte Flucht und Umringen zusammen; ziehen wir ferner die durch Einfachheit und Schnelligkeit überraschende Kriegstechnik der Schweizer mit in Betracht, so läßt sich daraus folgender Gefechtsverlauf kombinieren. [93])

Die Eidgenossen zogen von Basel gegen Reinach zu; sie folgten dabei sehr wahrscheinlich der heutigen Gundeldingerstraße, dann noch eine Strecke weit der alten Reinacherstraße, sich stets „Rains halb" haltend, rückten dann in den Wald [94]) und kamen so, sich vom Feinde unbemerkt glaubend, vorwärts; zuletzt werden sie wohl den Fußweg benutzt haben, der heute beim Denkmal von der Oberwil-Reinacherstraße abzweigt und nach kurzer Strecke den Wald in weniger als halber Höhe, etwa 10 Minuten vor Reinach, verläßt, um bald darauf in das nach dem Dorfe führende Landsträßchen auszumünden. Kappler mochte unterdessen vom Heranrücken der Schweizer Kunde erhalten haben, konnte aber nicht wissen, ob sie oben oder unten hervorbrechen werden. Zu ihrem Empfange hielt er unten auf der Ebene die Reiterei, oben ohne Zweifel unweit des Waldrandes, das Fußvolk bereit; die eine Kolonne stand wohl weiter zurück. Sobald die kleine Truppe der Schweizer sich dem Waldrand näherte, erblickte sie unten zur Linken die Reiterei;

[91]) Tatarinoff, l. c., 51.

[92]) Tatarinoff, l. c., 53.

[93]) Daß die Schwaben den heimkehrenden Schweizern im sogenannten Schwabenloch beim Denkmal aufgelauert haben, läßt sich aus den angeführten Gründen, namentlich aber auch aus Rücksicht auf die Nichtverwendbarkeit der Reiterei und die Leichtigkeit des Umgehens nicht annehmen.

[94]) J. Lenz, l. c., S. 80: „rückten hüpschlich in den wallt".

zur Rechten oben wußte sie das Fußvolk; den Kampf mit der Reiterei zu suchen, war für sie, die keine Reiterei hatte, nicht ratsam; auf halber Höhe den Feind zu empfangen, war noch weniger ratsam, zumal derselbe als herabstürzender einen großen Vorzug gehabt hätte; deshalb wandte sie sich rechtsschräg aufwärts, um die dominierende Höhe ob der Reinach-Therwilerstraße zu erklimmen; dabei hatten sie einen doppelten Zweck: erstlich gewannen sie eine vortreffliche Gefechtsstellung; sodann mußte es dem Gegner scheinen, als ob sie vor ihm flöhen, wandten sie sich doch nicht direkt gegen ihn, sondern von ihm, wodurch sie ihn zum sorglosen Verfolgen reizten, was zur Auflösung seiner Ordnung führen mußte. Damit nun die Schweizer den Deutschen nicht entwischten, stürmten letztere in wilder Unordnung auf sie ein. Auf der Höhe angelangt, machten die Schweizer kehrt und empfingen die zerstreut herankommenden Feinde mit gewohnter wuchtiger Kraft. Ihr Angriff war so grimmig, furchtbar, so niederschmetternd, daß schon dadurch der Gegner wie gelähmt war. Während sie nun vorwärts drückten, kam den Bedrängten das übrige Fußvolk und bald auch die Reiterei zu Hilfe, und beide drohten, sie zu umziehen. Besonders die Reiterei schien ihnen recht gefährlich werden zu wollen, da sie wirklich ihnen in den Rücken fiel. Die Schweizer waren genötigt, nach zwei Fronten zu kämpfen.[95]) Doch das Fußvolk der Deutschen begann sehr wahrscheinlich schon zu weichen, bevor die Reiterei nur recht eingegriffen hatte. Es wurde von einer furchtbaren Panik ergriffen; der Schrecken saß jedem wie ein würgendes Gespenst im Nacken. Ihre Waffen wegwerfend, flohen die Fußknechte aus Leibeskräften davon. Um so tapferer

[95]) Sehr deutlich zeigen auch die Holzschnitte des zeitgenössischen Reimchronisten Niklaus Schradin, Blatt c. IV, auch reproduziert bei K. Dändliker, Geschichte der Schweiz II, 283 und des Chronisten Joh. Stumpf, Fol. 388, die doppelte Front, gegen welche die Eidgenossen kämpfen mußten.

hielt sich die Reiterei. Ihr hartnäckiger Widerstand hinderte die Schweizer an der wirksamen Verfolgung der fliehenden Fußtruppen. „Die reisigen bruchten sich treffenlich, damit das si dem fußvolk darvon mochten gehelfen; denn wo die rüter nit gewesen weren, so hätten die unsern ein solche that gethan, als man von so wenig lüten selten je gehört oder vernommen hat." [96]) Die Reiterei hielt mehr als zwei Stunden länger aus als das Fußvolk. Hugi, der schon um 11 Uhr vormittags einen doppelten Siegesbericht an seine Regierung ausfertigte, schickte damit den Boten doch erst nach ein Uhr, d. i. nach dem seitlichen Abweichen der Reiterei und der vollständigen Niederlage des deutschen Heeres ab. [97]) Das Fußvolk aber floh „hindersich". Es stürmte in seiner großen Mehrheit auf der Ostseite des Bruderholzes schräg abwärts und gelangte so nach jener 1 km entfernten Waldeslichtung, die heute noch im Volksmund den Namen „Schwabenloch" oder „Schwaderloch" trägt und sich nur wenige Schritte unterhalb des Denkmals befindet. Hier war es, wo man in den 1850er Jahren in einem hohlen Baum eine vollständige Rüstung und 1892 ein Lanzenstück gefunden hat. [98]) Wenn auch die Sage übertreibt,

---

[96]) Quellen, l. c. XX, 579.

[97]) Nach Basler Chroniken VI, 8 „also greyff der adel die Eydgnossen redlichen an und meinten, die fußknecht solten auch also gethon haben; aber die fußknecht gaben von stund an die flucht", könnte man meinen, die adelige Reiterei und nicht das Fußvolk habe den Kampf eröffnet. Daß dem nicht so ist, geht u. a. auch aus einer Stelle bei Witte, Zeitschrift rc. LIV, 87 hervor: Als nämlich die Deutschen kurze Zeit nachher wieder einen Einfall ins Soloturnische unternehmen wollten und die Reisigen drohten, jeden niederzustechen, der fliehen würde, erwiderten die Fußknechte, die Reisigen sollten vor ihnen dran, dann wollten sie ihnen nicht fehlen.

[98]) Laut gütiger Mitteilung des Herrn Dr. Niklaus Feigenwinter in Arlesheim; vgl. übrigens dessen Artikel in der Basler National-Zeitung vom 23. März 1899. Waffen wurden noch an mehreren andern

wenn sie den dortigen sogenannten Fleischbach von Blut fließen und davon den Namen herleiten läßt, so scheint mir doch die Annahme, daß gerade hier am meisten Deutsche gefallen seien, nicht grundlos, ja sogar sehr wahrscheinlich, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil hier der Fliehende genötigt war, wieder bergauf zu springen, was wohl viele von Anstrengung und Angst Erschöpfte, zu Tode Gehetzte kaum mehr vermochten und deshalb den Streichen der Verfolger erliegen mußten. Viel weiter werden die Sieger aus Rücksicht auf die noch mit der Reiterei Kämpfenden die Verfolgung nicht fortgesetzt haben, wenn auch ein Chronist sie „über das veld neben Basel niederjagen" läßt.[99])

Etliche flohen nach der Stadt, „und als man die nit yn wollt lassen, sprungent ihr etlich in den Stadtgraben von forcht; der mehr Theil doch nebenthin; ihr ließent sich viel unter Basel über Rhin führen, daß sie sicher wärint; es fluchent auch ihrer viel uf Rhinfelden und Seckingen zu, deren sich etlich ze todt luffent, etlich ze todt trunkent."[100]) Niklaus Schradin höhnt:[101])

„Habent mitt gottes hilff nitt verr von Basel
Verruckt dem pfawenswantz syn vasel,
So zier mit einer flucht genomen an die hand,
Deß glich kum erhort ist jn keinem land.
Ettlich hand sich mit louffen gefloch̄en ze tod,
Ettlich hand sich vor hitz getruncken ze tod, . . .

Stellen des Bruderholzes gefunden: Im „Schwabenloch" wurde 1899 das von Xaver Feigenwinter gedichtete „Festspiel zur 400-jährigen Erinnerungsfeier des Kampfes am Bruderholz" aufgeführt.

[99]) Quellen rc. XX, 579. Auch hier hat Pirckheimer Recht, wenn er schreibt: „Helvetii, timentes ne rursus victoria e manibus eorum extorqueretur, a persequutione longiori se cohibuere".

[100]) Brennwald in Helvetia Denkwürdigkeiten IV, 513. Die nach Rheinfelden Geflohenen ließen ihren Zorn in Marterung der unschuldigen Einwohner, in Fluchen und Schimpfen aus. J. Lenz, S. 81.

[101]) Geschichtsfreund IV, 23 ff.

Und so vfft oder dick ich doran gedenck
So muß einer lachen solicher schwengk
Sunder dem sin golter nit wirt geflochet oder geletzt
Und einer also flüchet, den man hat vff gesetzt.
Sy ließent hutt, schuch, waffen vnd anders fallen
So hatt man erschlagen ob LXXX man vß jn allen
Und sy gon Basel an die grendel geiagt.
Von forchten warent sy so gantz verzagt.
Wer der weg jn die hell offen gestanden,
Sy werend gelouffen zu deß tüffels handen.
Mit luffen sind sy der eidgenossen meister zu dem zil
Dann keiner jr streichen erwarten wil.]
Mitt fliechen hettend sy gewonnen das geld.
Doch zu strit behieltent die eidgenossen das veld."

So hatten denn die Eidgenossen einen glänzenden Sieg davongetragen.[102])

---

[102]) Wie in so manchen Schlachten, so scheint übrigens auch hier der Zufall mitgespielt zu haben. Nach Anshelm, Berner Chronik II, 155 hatten die Landsknechte, welche am frühen Morgen das Dorf Dornach geplündert und angezündet, daselbst einem fremden Metzger 20 eben im Dorf gekaufte Rinder geraubt und ihn selbst, mit einer Weide gebunden, aufs Bruderholz hinaufgeführt. Als dann das Gefecht anging, bat er um Freilassung, damit er sich auch am Kampfe gegen die Schweizer beteiligen könne. Es wurde ihm nicht gewährt. Eben sah man eine Truppe mit einem rot und weißen Fähnlein — es soll dasjenige von Pfirt, welcher Ort aber heute eine andere Fahne führt, gewesen sein — heranmarschieren. Der Metzger gab sie für Soloturner aus, die allerdings auch eine rot-weiße Fahne führen. Er zerriß seine Bande, floh und schrie: „Die Schweizer kommen! Flieht, flieht, liebe Landsknechte!" Er entrann nach Basel; die Eidgenossen stellten ihm nachher die 20 Rinder wieder zu. Ich lasse diese Episode in ihrem historischen Wert oder Unwert ganz auf sich beruhen. Das ist sicher und darin sind die Chronisten übereinstimmend, daß der wuchtige Angriff der Schweizer den Anlaß zur Flucht gab. „Und do die viend sachen den grimmen angriff, müt und mannheit der unsern, nam das fußvolk die flucht und ließend ir werinen vallen" (Quellen ꝛc. XX, 579). Bei solchem Angriff bedurfte es keines, wenn auch nicht verräte-

Sie zählten keinen einzigen Toten, wohl aber einen schwer verwundeten, von einer Kugel getroffenen Luzerner, der bald darauf starb.[103]) Unter den Beutestücken fand sich eine Fahne mit der Inschrift: „Tribs, so gahts" und dem Bild einer Geißel.[104]) Vom gegnerischen Heer bedeckten 89 Tote [105]) das Schlachtfeld; unter ihnen werden besonders genannt: der Junker Hans Ulrich Meyer, der Junker Konrad von Hercken, der Ritter Konrad von Ampringen, der von der Kugel aus einer Handbüchse tödlich getroffen wurde und am Sonntag darauf zu Basel starb,[106]) Hans Rosenblatt u. a. Der Oberanführer Friedrich Kappler und ein Graf von Tierstein waren verwundet; [107]) doch

rischen, doch heimtückischen Fluchtrufs, um den Gegner zum Weichen zu bringen. Zaghaften mag er immerhin einen willkommenen Vorwand zur Flucht geboten haben. Diese Episode ist es ohne Zweifel, die Chr. Wurstisen, Basler Chronik, S. 482 und nach diesem auch Ochs, l. c. IV, 543 zu der unrichtigen Behauptung verleitet hat, das Fähnlein von Pfirt habe von allen zuerst die Flucht ergriffen, während doch angenommen werden muß, die Pfirter seien noch ziemlich entfernt gewesen, als der Metzger, sie für Solothurner ausgebend, sich mit den Umstehenden zur Flucht gewandt habe.

[103]) Fr. Haffners Solothurner Schawplatz II, 404 bezeichnet ihn unrichtig als Welschen. Ungelter bei Klüpfel, Bibliothek XIV, 309 spricht von etlichen Umgekommenen auf eidgenössischer Seite, wird aber durch den übereinstimmenden Bericht sämtlicher schweizerischen Quellen widerlegt.

[104]) Anshelm, Berner Chronik II, 154.

[105]) So der Freiburger Chronist, Quellen ꝛc. XX, 579, der ausdrücklich beifügt: „doch erstachend si der vienden, als man gewüß seit, achtzig und nün man, so uf der walstatt beliben". Übrigens variiert die Zahl betreffs des Verlustes des deutschen Heeres. Hugi 600 (der es übrigens um 11 Uhr morgens noch nicht wissen konnte), Brennwald 600, Lenz 800, Anshelm 150, Ungelter 100, Basler Chronik 80, Etterlin 80.

[106]) Aug. Bernoulli, Basler Chroniken VI, 8.

[107]) Daß Fr. Kappler „übel" verwundet worden, wie Anshelm, Berner Chronik, II, 154 behauptet, ist nicht wohl anzunehmen, da wir

genasen sie bald wieder. Noch am gleichen Tag traf vom Hauptlager zu Altkirch ein Schreiben in Basel ein, worin um ein ehrliches Begräbnis für die Gefallenen gebeten wurde.[108]) Die Stadt entsprach dem Gesuch; sie schickte am folgenden Tage Wagen und Karren auf das Schlachtfeld, führte die Toten zusammen, begrub sie z. T. zu St. Jakob, z. T. „in ein der Stadt besonder Haus". Ulrich Meyer und Konrad von Hercken wurden im Kloster Klingental bestattet.[109]) Wenn auch der Verlust der Deutschen nicht groß war, so machte ihre Niederlage doch einen tiefen Eindruck und wurde von der besiegten Partei als eine große Schmach empfunden. Der Landvogt berichtete dem Hofmeister der Königin Bianca, daß 3—4000 Schweizer genügen würden, Schlösser und Städte (wohl des ganzen Suntgaus und Breisgaus) zu gewinnen. Fr. Kappler wünschte seine Feldhauptmannsstelle niederzulegen, da zudem der Adel in Altkirch auseinandergeritten war und der Mangel an Geld sich fühlbar machte.[110])

Der Sieg konnte seine Wirkung auf Basel nicht verfehlen. Aufs neue hatte sich die Stadt überzeugen können, wie kräftig und mächtig der Schweizer Arm war, wie furchtbar dem Feinde, wie schutzbringend dem Freunde. Eben mochte die Regierung die Instruktionen für ihre Boten auf den Colmarertag festsetzen, der am 25. März, also nur drei Tage später, abgehalten werden und wo der definitive Entscheid über die Stellungnahme der „Niedern Vereinigung" in diesem Kriege fallen sollte. Angesichts des Sieges der Eidgenossen auf dem Bruderholz und der dadurch ihnen noch geneigter gewordenen Stimmung der Basler Bürgerschaft, durfte ihre Regierung den Boden der Neutralität nicht

---

ihn bald darauf wieder in voller Tätigkeit erblicken. Witte, Zeitschrift 2c. LIII, 98. Stumpf, Chronik, 388.

[108]) Basler Staatsarchiv, Politisches K 2, S. 3, auch Ochs IV, 544 ff.

[109]) Witte, Zeitschrift 2c. Oberrheins LIV, 84.

[110]) Ulmann, Kaiser Maximilian I., Bd. I, 735 (nach einer Akte im Wienerarchiv).

verlassen. Während am 25. März alle übrigen Glieder der „Niedern Vereinigung" sich für das Reich erklärten und bald auch das Schwert für den Kaiser führten, blieben die Stadt Basel und sein Bischof neutral [111]) und bewahrten dadurch ihr Gebiet vor allzu großer Verwüstung.[112]) Man darf keck behaupten, daß das Treffen auf dem Bruderholz für die politische Stellung Basels entscheidender war als die Schlacht bei Dornach.

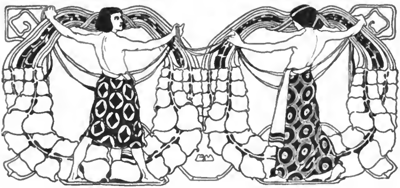
* * *

Wenn ich zum Schluß das Facit meiner Forschungen ziehe, so glaube ich dargetan zu haben, 1. daß der Zug der Schweizer am 22. März 1499 kein Beutezug war, sondern daß sie mit der Absicht auszogen, den Feind zu suchen und zu schlagen; 2. daß das deutsche Heer durch die Verhältnisse zu einer Aktion gezwungen war; 3. daß der Einfall beider Heere in feindliches Gebiet gleichzeitig erfolgte; 4. daß das Gefecht ob Reinach seinen Anfang nahm und daß die Schweizer das gegnerische Fußvolk durch eine verstellte Flucht deroutierten und durch ihren wuchtigen Angriff nach kurzem Kampfe zum Weichen brachten; 5. daß in historiographischer Hinsicht das Urteil über Pirckheimer gegenüber v. Ranke u. a. dahin zu berichtigen ist, daß er nicht bloß als **testis oculatus**, sondern für einzelne Partien auch als **testis auritus** Glauben verdient.

---

111) Basler Staatsarchiv, Politisches K 2, S. 411 ff. Hans Frey, Beiträge **X**, 332.

112) Nach vorliegender Darstellung ist die Bezeichnung Treffen a u f dem Bruderholz die richtige, während a m Bruderholz zur Not noch angeht, hingegen i m Bruderholz zu verwerfen, weil eine solche Bezeichnung als Schlachtort einen Wald voraussetzt, wo ein Kampf mit Reiterei unmöglich wäre.



Prinz Achmed und sein Testament.

Von Rudolf Wackernagel.

In die Reihe der merkwürdigen Figuren, die sich nach den napoleonischen Kriegen in Basel blicken ließen, — durch die ungeheure Woge der Ereignisse aus ihrem alten Standorte gehoben und hier vorbeigetragen — gehört auch Achmed Bey de Soliman, Prinz von Egypten. An und für sich ist er ohne sonderliche Bedeutung; aber er kann als Zeuge einer Zeit gelten, in der auch das Ungewohnteste und Fremdeste kaum mehr überraschte und den Baslern ein verjagter Mameluckenfürst in ihrer Mitte nicht mehr viel zu denken gab, jedenfalls eine ebenso mögliche Erscheinung war wie ein entthronter König von Schweden.

Achmed zeigt sich uns zu Basel im März 1818. Er scheint schon vorher ein zeitlang hier gelebt zu haben; doch finden sich keinerlei Angaben, auch nicht in amtlichen Schriften, über die Zeit seiner Herkunft, die Dauer seines Aufenthaltes, Art und Umstände seines Lebens in Basel.

Um so mehr vernehmen wir über seine früheren Erlebnisse. Freilich nur von ihm selbst, und wir sind hier nicht im Stande, die Richtigkeit dieser Mitteilungen genügend zu prüfen.

Vor uns liegt eine gedruckte »Notice sur Ahmed, Bey de Solyman, prince Mameluck réfugié en France«, die am 16. Dezember 1814 dem König Ludwig XVIII., der königlichen Familie und den Kammern vorgelegt wurde.[1]) Wir entnehmen dieser Denkschrift, daß zur Zeit der Ankunft Bonapartes in Egypten, Juli 1798, Achmed Vertreter des Mameluckenbeys Solymans des Großen in einer Provinz Oberegyptens war, in der Schlacht bei den Pyramiden mitkämpfte, dann aber die Unterwerfung der Mamelucken unter die Franzosen nicht annahm, sondern mit seinem Anhange den Krieg auf eigene Faust fortsetzte, und zwar während der ganzen Dauer der französischen Invasion. Nach der Kapitulation von Kairo und Alexandrien 1800 und dem Abzug der Franzosen weilte Achmed, der inzwischen nach dem Tode Solymans selbst Bey geworden war, mit andern Mameluckenbeys in Kairo, bis die Gefahr, durch die Türken verräterisch überfallen und massakriert zu werden, sie alle zur Flucht nach Oberegypten zwang. Was nun in der Erzählung Achmeds folgt, sind Kämpfe wechselvollster Art zwischen den Mamelucken und den Türken, sind Verschwörungen, Rebellionen, Verrätereien, Intriguen der Engländer. Zuletzt muß Achmed, der sich von Mehemed-Ali hat gewinnen lassen und sich wieder in Kairo befindet, vor einem nächtlichen Überfall der Janitscharen aus seinem Palaste fliehen. Er gelangt verkleidet nach Rosette, findet hier Aufnahme beim englischen Konsul Petrucci, muß aber auch hier vor den Türken flüchten. Er begibt sich nach Alexandrien, findet hier Schutz beim französischen Konsul und kann auf einem griechischen Kaufmannsschiff entrinnen; 1806 betritt er in Marseille französischen Boden.

Soweit das Memorial Achmeds über seine früheren Schicksale. Er verschweigt aber, daß er schon in Egypten den Franzosen diente, speziell dem General Menou, Klebers Nachfolger, und

[1]) Wir verdanken die Nachweisung dieser Schrift sowie Mitteilung sonstiger Angaben über Achmed Herrn Dr. J. Schneider.

daß dieser es war, der ihn später zu Napoleon brachte. Auch scheint er in der Tat der Mameluckengarde des Kaisers angehört zu haben, was er freilich in seiner Denkschrift abzuleugnen versucht.

In dieser spricht er nur von seinem Stilleben in Paris, seinen Studien, seiner treuen Ergebenheit im Dienste Fouchés; spätere Berichte aber lassen erkennen, daß schon in diesen Jahren ihn Niemand ernst und Niemand für einen Helden nahm, aber beinahe Jeder für einen Abenteurer, einen Mystifikateur und Saltimbanque. Daneben galt er als Günstling Talleyrands, qui l'employa pour l'amusement de sa femme, und in den Zirkeln des kaiserlichen Hofes trug er den Spitznamen «tueur de turcs» und «menteur de l'émir».

Nach der Rückkehr der Bourbonen erwuchs auch für ihn die Nötigung zu einem Wechsel der Rolle. Jetzt gab er sich für den unschuldig Leidenden, den von Napoleon Bedrückten. «Louis XVIII a connu le malheur, avant qu'une juste providence le rendît aux voenx de tous ses sujets, et il ne souffrira point qu'un prince infortuné, victime de la plns détestable perfidie, languisse dans le besoin au milieu de sa conr.» Alle die neuen Machthaber belästigte er nun mit Suppliken, er bat um Anstellung, um Orden, vor allem um Geld. Bis sein Maß erfüllt war. «Chassé de Paris il continna le même jeu en province et à l'étranger. On le tronve en 1818 à Strasbourg, à Nancy, à Bâle, même à Hambourg et à Munich», schreibt unser Gewährsmann.

Auf solchen Irrfahrten kam er nun auch nach Basel. Wann dies geschah, wissen wir wie gesagt nicht.

Am 6. März 1818, Vormittags zwischen 10 und 11 Uhr, befand sich Prinz Achmed in seiner Wohnung zu Basel, im Hause des Herrn Faesch-Spindler, Nr. 219 hinter dem schwarzen Pfahl (heute Petersgasse Nr. 26), in einem Zimmer des ersten Stockes. Er war erst 41 Jahre alt, aber in dieser Stunde

doch damit beschäftigt, sein Testament zu machen. Denn er hatte die Absicht weiterzureisen, und die Möglichkeit von Gefahren bestimmte ihn zu einer letztwilligen Ordnung seiner Angelegenheiten. Er diktierte seine Verfügungen einem Schreiber in der ihm geläufigen französischen Sprache, und erklärte feierlich, «que ces articles contiennent mon testament, que j'entends de faire selon les lois et coutumes de cette ville, et j'ordonne qu'ils doivent être exécutés ponctuellement après mon décès.»

Er verfügte folgendes:

Den pauvres honteux der Stadt Basel vermachte er eine jährliche Rente von 242,000 Franken, mit der Bestimmung, daß dieser Betrag durch fünf Administratoren, die Herren Pfarrer J. J. Faesch zu St. Theodor, Pfarrer J. J. Wick zu St. Peter, Notar J. J. Faesch, Niclaus Faesch-Spindler und Notar J. F. Streckeisen, verwaltet werden und für die Mühe jedem der Administratoren ein jährliches Honorar von 2000 Franken gezahlt werden solle.

Der Stadt Basel vermachte er eine jährliche Rente von 175,000 Franken zum Unterhalt einer Garnison von 300 Mann mit den erforderlichen Offizieren.

Dem cabinet de monnoyes et médailles der Familie Faesch vermachte er eine jährliche Rente von 8700 Franken, mit dem Vorbehalt, daß im Falle des Übergehens dieses Kabinets an die Universität dieses Legat an die nächsten Verwandten des Herrn Niclaus Faesch-Spindler fallen solle.

Weiter vermachte er einer Reihe von Einzelpersonen jährliche Renten, nämlich: Johann Jakob Faesch dem Notar 5000 Fr., Johann Rudolf Faesch dem Zuckerbäcker 1000 Fr., Friedrich Faesch dem Bierbrauer 2000 Fr., Margarethe Flick geb. Faesch 5000 Fr. und ihrem Ehemann Samuel Flick dem Buchhändler 2300 Fr., Anna Syffert geb. Faesch in Pruntrut 3000 Fr., Judith Faesch geschiedener Landolt 5000 Fr., Heinrich Wenk-Brandmüller 5000 Fr., Isaak Pack-Burckhardt 3000 Fr., Joh.

Ludw. Imhoff-Burckhardt 2000 Fr., Samuel Braun-Spindler 6000 Fr., Joachim Weitnauer-Spindler 6000 Fr., Bruckner-Eckenstein 3000 Fr., Franz Geßler-Burckhardt 3000 Fr., Leonhard Geßler-Vest 3000 Fr., Geßler-Merian 2000 Fr., Professor Lucas Legrand 3000 Fr., Major Konrad Müller 4000 Fr., Polizeidirektor Wieland 2000 Fr., Staatsschreiber Braun 5000 Fr. und Achilles Lotz-Hosch 2000 Fr.

Als Haupterben endlich bestellte er seinen Gastfreund und Hausherrn Nicolaus Faesch-Spindler und verpflichtete sich, diesem eigenhändig schriftlich mitzuteilen, „comme il peut toucher les fonds nécéssaires pour pouvoir acquitter les legs et dispositions cy-dessus nommées, et je me réserve de l'éclaircir plus amplement sur l'éxécution de ma dernière volonté, auquel écrit je me réfère."

Es folgte sodann die Unterzeichnung durch den Testator in arabischer und französischer Sprache, die Besiegelung mit dem großen Siegel Achmeds, das Einschließen und Überschreiben, sämtliches in den Formen des Basler Rechts, in Gegenwart des Notarius Streckeisen und des Gerichtsamtmanns Emanuel Schilling, welch' letzterem der Mameluck den Auftrag erteilte, das also verschlossene Testament löblichem Zivilgerichte der mehrern Stadt zu übergeben, „um in dero Gerichtsschreiberey wohl verwahret und sodann bey künftighin eintreffender officieller Nachricht von seinem erfolgten Absterben eröfnet und publicirt zu werden."

Der seltsame Testator war bei diesem ganzen Actus, wie der Herr Gerichtsamtmann ausdrücklich bezeugt, „bey gesund gehend und stehendem Leib, auch guten Sinnen und Verstand." Er nannte sich „Ahmed Bey de Solymau, prince d'Egypte, chevalier de l'ordre du grand Croissant et pacha à deux queues, grand dignitaire et chef des pélerins de la Meque et Médine, natif de Teflis en Géorgie, en Europe connu sous le nom de Stephan Antoine Bey de Sogomoni," und unter dem

Klingklang dieser Titulatur, im Glanze der Reichtümer, über die er soeben verfügt hatte — die von ihm ausgesetzten Legate allein nannten jährliche Renten im Gesamtbetrage von nahezu 600,000 Franken! — verließ er nun Basel.

Jedenfalls hatten ihm einst eben dieser Wohlklang und dieser Glanz hier gute Aufnahme verschafft; vielleicht dürfen wir aber auch an persönliche Eigenschaften besserer Art glauben, die ihn Bekanntschaft und Zutrauen konnten gewinnen lassen. Denn ohne Zweifel waren die höchst würdigen Herren, die hier als Zeugen, als Erben, als Administratoren auftreten, die nächsten und besten Basler Bekannten dieses Prinzen aus 1001 Nacht gewesen, und als er sie jetzt verließ — wie es scheint bei noch unversehrter Reputation —, bereitete er ihnen zum Abschied das Vergnügen seines Testamentes. Es ist kaum daran zu denken, daß er ihnen nicht Kenntnis von den Verfügungen habe zukommen lassen; vielleicht mußte sich sogar der eine oder andere auf dieses Testament hin so zu Zahlungen an den Fremdling verstehen.

Achmed verließ also sein Zimmer hinter dem schwarzen Pfahl; wenige Monate später finden wir ihn mitten in der großen und größten Welt, am Kongresse zu Aachen. „Le Congrès ressemble de plus en plus à celui de Vienne. . . . Beaucoup de diplomates, beaucoup d'hommes d'état — — une foule d'aventuriers de toute espèce et de tous les pays. . . . Parmi ceux-ci il y a naturellement notre Sergi Bobrikow qui semble très lié avec le fameux Bei Ahmed Soliman »le fils du ciel et du paradis« le fameux saltimbanque qui a fait couler tant de larmes au baron D.“ . . . . schrieb am 14. Oktober 1818 Graf Soltykow aus Aachen an die Baronin Wenden. Noch am 2. November konnte der „Courrier du congrès“ melden: „L'empereur Alexandre de Russie a reçu en audience Ahmed ibu Soliman, bey egyptien, ancien mamelouck de Bonaparte,“ aber schon am 20. November erzählte Soltykow:

„Le bey Ahmed-Soliman a été expulsé des états de S. M. le roi de Prusse à cause d'un incident qu'il a soulevé chez le prince T. pendant la soirée d'avant-hier; il parait décidément, que cet individu est un fou ou un coquin de tout premier ordre."

Für einen großen Spitzbuben scheint er doch zumeist gegolten zu haben. Denn ein Jahr nach diesen Aachener Erlebnissen konnte Hauptmann Demons dem Obersten Salomon Bleuler folgendes Erbauliche aus Straßburg berichten (3. Oktober 1819):

„Gestern hatten wir wieder ein herrliches Spektakel. Der ägyptische Lügenprinz und -protz war wieder einmal da, diesmal ohne seinen Protektor aus dem Norden, dem er wohl überdrüssig geworden sein dürfte. Denn wenn Gustav in Worten auch freigebig ist, so hält er doch mit den Louisdors und Carolinen zurück. Der prächtig gemuzte orientalische „Mystificateur" hoffte den General Rapp oder so jemand noch hier zu finden — wohl um die Renten von seinen Legaten sich geben zu lassen —; aber er mußte recht still abst . . . . .; er fiel gerade dem rechten, unserm alten Duvast in die Finger, der ihm vor ein paar Jahren, da der Araber noch als Pfau in den Pariser Schauspielhäusern sich spreizte, in einer Anwandlung seiner Gutmütigkeit seine ganze Fortune zum Depot gab. Duvast rief die Wache und ließ den Mystificateur geradeaus, ohne auf sein Flennen zu hören, vor den Juge bringen. Nun wird er wohl für die nächste Saison ausgespielt haben." . . . „Vielleicht hilft ihm der alte Talleyrand im Angedenken an die früheren schönen Tage in Valençay wieder heraus."

Also auch hier eine Anspielung auf Legate vielleicht als Hinweis auf eine irgendwo durch Achmed praktizierte Wiederholung des Basler Testamentsscherzes; zu beachten ist aber auch sein Verkehr mit „Gustav, dem Protektor aus dem Norden", d. h. mit Oberst Gustavson, einst König Gustav IV.

von Schweden, den er wohl in Basel, wo sie nahe beieinander wohnten, kennen gelernt hatte.

Das letzte, das wir über Achmed erfahren, ist, daß er eine Supplik an den Zar Alexander richtete. Obwohl er ihm die Namen fils de dieu, maître de l'univers, coeur du paradis gab, erhielt er nicht einmal einen Bescheid, und als er sodann bei Metternich vorstellig wurde, wiederum mit dem schon allenthalben vorgebrachten Begehren, ihm zum Wiederantritt seiner Herrschaft in Egypten zu verhelfen, antwortete der Minister mit Ausweisung des Supplikanten aus den österreichischen Staaten. «Il s'en alla en Italie et de là, à ce qu'il paraît, en Espagne ou en Angleterre.»

Damit verschwindet Achmed aus unseren Augen.

Und sein Testament?

Dieses ruhte wohlverschlossen in der Kasse des Basler Zivilgerichts bis zum 3. November 1885, an welchem Tage es durch den Gerichtsschreiber eröffnet wurde, „da anzunehmen ist, daß der Testator nicht mehr am Leben ist." Und am 4. Juli 1903 wurde es, da es nur noch historischen Wert besitze, durch die Zivilgerichtsschreiberei dem Staatsarchiv zur weitern Verwahrung übergeben.

Zu einer Exequierung des Testaments hatte es nie kommen können, weil der Tod des Testators nicht nachgewiesen wurde und weil er entgegen seinem Versprechen nie mitteilte, wo seine Kapitalien zu erheben seien. In beteiligten Kreisen ging angeblich das Gerücht, das Geld sei irgendwo in Egypten vergraben.

Beschreibung einer Badereise, die der Schultheiß von Liestal, Joh. David Hebdenstreit, anno 1775 mit seiner Frau nach Leuk gethan. (War damals 53 Jahre alt.[1])

Herausgegeben von L. Freivogel.

Einleitung.

Sobald die Sommerwende herangekommen, sucht man heutzutage Karten und Reisebücher hervor, macht Reisepläne und rüstet sich auf eine Schweizerreise. Bald ist es das Hochgebirge mit seiner großartigen Eis- und Gletscherwelt und seinen gewaltigen Bergriesen, bald das Hügelland oder die Voralpen mit ihren herrlichen Seen und sonnigen Weiden, das uns anzieht. Aber wer immer kann, ergreift den Wanderstab, um wenigstens für einige Tage die gewöhnliche Arbeit beiseite zu legen. Von dieser immer noch wachsenden Reiselust zeugt die stets steigende Zahl der Gasthöfe und Klubhütten und der Bau von Eisenbahnen auf fast unzugängliche Berggipfel.

Wie haben sich doch die Ansichten geändert. Dieselben Berge, Pässe und Gletscher, die unter Gefährdung ihres Lebens Tausende besteigen und betreten, wurden früher als schrecklich

und scheußlich bezeichnet, und die schöne Aussicht schätzte die Großzahl der Reisenden nicht höher als etwa eine hungrige Schülerschar, der nichts über die Befriedigung ihres Magens geht. 1518 bestiegen noch die vier Humanisten Watt, Mykonius, Xylotektus und Grebel den Pilatus und erwähnten in ihrer Beschreibung der Aussicht mit keiner Silbe. Die Worte unseres allemannischen Dichters:

„O wie wechsle Berg und Tal,
Land und Wasser überal“

waren diesen Leuten noch völlig unverständlich. Sehr viel zur Aufklärung taten Konrad Geßner (1516—65), „der mit der Begeisterung eines Propheten auf die Herrlichkeit unserer Alpenwelt hinweist“, Ägidius Tschudi (1502—72), der einen großen Teil der Schweiz bereiste und beschrieb, Sebastian Münster (1489—1552), der Verfasser der Kosmographie, Johannes Stumpf (1500—1566), dessen großes Werk: „Gemeiner loblicher Eydgenoschafft, Stetten, Landen und Völkern chronikwürdiger Taten Beschreibung“, 1546 in 15 Büchern erschien, und vor allem Hallers „Alpen“ 1732. Aber es brauchte Zeit, bis die Ideen dieses herrlichen Buches überall durchdrangen. Wenigstens in der nachfolgenden Reisebeschreibung ist noch nicht viel von der Begeisterung des großen Berners zu verspüren.

So war es auch nicht das landschaftliche Interesse, das den Liestaler Schultheißen und so viele andere nach Baden im Wallis oder dem Leukerbad zog, sondern die Heilquellen, die sich schon damals eines hohen Rufes erfreuten. Es mag daher wünschenswert erscheinen, einiges über Geschichte, Lage und Einrichtung dieses Kurortes zu erfahren. Die Literatur ist ziemlich reich. Diejenigen Werke, die von mir benutzt wurden, sind folgende:

Das Lexikon von Leu und Holzhalb, Zürich 1747—95.
Gustav Peyer, Geschichte des Reisens.
Sebastian Münster's Kosmographie.

Eine Reise über die Gemmi 1591 (Andreas Ryff) im Basler Taschenbuch 1862.
Scheuchzer, Itinera alpina, Iter quartum, 1705.
Xaver Naterer, M. D., Beschreibung des Leukerbads 1769.
Goethes Briefe aus der Schweiz (3. Reise 1779).
Furrer, Geschichte von Wallis 1850—52.
Grillet, Loèche-Bains 1866.
Les Bains de Louèche et le Passage de la Gemmi par H. T. 1877.
Bächtold, Kleine Schriften (aus dem Wallis) 1889.

Die ältere Geschichte des Leukerbads ist wegen des Untergangs vieler wertvollen Urkunden in Dunkel gehüllt. Doch weisen die zahlreichen Funde von Gräbern, Spangen und Münzen und die Zugehörigkeit zu Leuk-Stadt (Leuga) auf die Römer hin. Später bedeckte sich die Gegend mit einem undurchdringlichen Walde. Erst gegen Ende des 11. Jahrhunderts wurde der Ort wahrscheinlich von Jägern wieder aufgefunden und spärlich besiedelt. Eines der ältesten Gebäude war ein Turm hinter dem Armenbade. Er wurde einem Edeln, namens Mans, zugeschrieben, dessen Gattin nach der Geburt eines Knäbleins durch die Thermen geheilt worden war. Später erscheinen die Freiherren von Raron, Vidames von Leuk, und andere Edle als Besitzer der Herrschaftsrechte und Quellen. 1477 erwarb einen Teil derselben der Bischof Walther von Supersax. Sein Nachfolger, Jost von Silinen, errichtete eine Anzahl Wasserbehälter, Gasthöfe und andere Häuser und begann 1484 den Bau der Pfarrkirche. Darauf ließ der Kardinal Schinner neben der Lorenzquelle ein prächtiges Gasthaus aus gehauenen Steinen und ein Lustschloß erstellen. So entwickelte sich das Dorf rasch. Da erfolgte am 4. Januar 1719, abends 8 Uhr, ein gewaltiger Lawinensturz, der alle Gebäude schräg rechts von der Kirche wegrasierte und 55 Menschen tötete. Die wenigen, die am Leben blieben, jammerten nach den Ihrigen und suchten sie in

den ungeheuren Schneemassen auf. Einen Jüngling fand man acht Tage darauf im Keller des Weißen Hauses noch am Leben; er starb aber 8 Tage später infolge von Erkältung und Quetschung. Der Pfarrer Johannes Blaschin war unermüdlich in der Leistung geistlicher und leiblicher Hilfe. Neue Lawinenstürze erfolgten 1756 und 1767. Gegen diese suchte man sich durch große Quermauern zu schützen. 1826 wurden sie auf eine Länge von 270 Meter ausgedehnt, und 1876 entstanden neue weiter oben. „So ist gegen die Naturgewalten alles getan, was menschliche Kraft vermag."

Ein wesentliches Moment in der Entwicklung der Ortschaft war die Vervollkommnung der Zufahrtsstraßen. „Denn Baden ist", wie Leu 1757 schreibt, „eingeschlossen gegen Aufgang von hohen, unwandelbaren Gletschern, gegen Mittag von einem hohen, unersteiglichen Berg, gegen Abend von dicken und finstern Wäldern, durch welche die Dala in die Tiefe abläuft, und gegen Mitternacht von dem hohen Gemmiberg." Dazu herrscht hier ein langer, überaus strenger Winter, der nach Grillet manchmal schon im Oktober beginnt und bis in den Mai dauert. Während 7 Monaten ist alles unter dem Schnee begraben, der oft eine Höhe von 5—6 Fuß erreicht. Die Wege sind nicht mehr zu begehen, und der Thermometer sinkt bis — 18° R. Die Winde blasen mit außerordentlicher Heftigkeit. Im Schneesturm kann man kaum einige Schritte sehen. Doch im Frühling ist alles bald umgewandelt. Das Land bedeckt sich mit einem Teppich von Blumen; die Herden kehren auf die Berge zurück, und die Gäste rücken ein.

Vom Rhonetal aus benützte man seit der Mitte des 18. Jahrhunderts mit Vorliebe den Weg gegen Varen und Siders. Goethe, der ihn am 9. November 1797 begangen hat, schreibt darüber folgendes: „Von Seiters stiegen wir heute früh drei Stunden lang einen Berg herauf, nachdem wir vorher große Verwüstungen der Bergwasser unterwegs angetroffen hatten.

Es reißt ein solcher schnell entstehender Strom auf Stunden weit alles zusammen, überführt mit Steinen und Kies Felder, Wiesen, Gärten, die dann nach und nach kümmerlich, wenn es allenfalls möglich ist, von den Leuten wieder hergestellt und nach ein paar Generationen vielleicht wieder verschüttet werden. Wir hatten einen grauen Tag mit abwechselnden Sonnenblicken. Es ist nicht zu beschreiben, wie mannigfaltig auch hier das Wallis wieder wird; mit jedem Augenblick biegt und verändert sich die Landschaft. Es scheint alles sehr nah beisammen zu liegen, und man ist doch durch große Schluchten und Berge getrennt. Wir hatten bisher noch meist das offene Wallistal rechts neben uns gehabt, als sich auf einmal ein schöner Anblick ins Gebirg vor uns auftat."

„Wir sahen, als wir um eine Ecke herumkamen und bei einem Heiligenstock ausruhten, unter uns am Ende einer schönen grünen Matte, die an einem ungeheuren Felsschlund herging, das Dorf Inden mit einer weißen Kirche ganz am Hange des Felsens in der Mitte der Landschaft liegen. Über der Schlucht drüben gingen wieder Matten und Tannenwälder aufwärts; gleich hinter dem Dorfe stieg eine große Kluft von Felsen in die Höhe. Die Berge von der linken Seite schlossen sich bis zu uns an; die von der rechten setzten auch ihre Rücken weiter fort, so daß das Dörfchen mit seiner weißen Kirche gleichsam wie ein Brennpunkt von so und so viel zusammenlaufenden Felsen und Klüften dastand. Der Weg nach Inden ist in die steile Felswand gehauen, die dieses Amphitheater von der linken Seite, im Hingehen gerechnet, einschließt. Es ist kein gefährlicher, aber doch sehr fürchterlich aussehender Weg. Er geht auf den Lagen einer schroffen Felswand hinunter, an der rechten Seite mit einer geringen Planke von dem Abgrund gesondert. Ein Kerl, der mit einem Maulesel neben uns hinabstieg, faßte sein Tier, wenn es an gefährliche Stellen kam, beim Schweife, um ihm einige Hilfe zu geben, wenn es gar zu steil vor sich

hinunter in den Felsen hinein mußte. Endlich kamen wir in Inden an, und da unser Bote wohl bekannt war, so fiel es uns leicht, von einer willigen Frau ein gutes Glas roten Wein und Brot zu erhalten, da sie eigentlich in dieser Gegend keine Wirtshäuser haben. Nun ging es die hohe Schlucht hinter Inden hinauf, wo wir denn bald den so schrecklich beschriebenen Gemmiberg vor uns sahen und das Leukerbad an seinem Fuß, zwischen anderen hohen, unwegsamen und mit Schnee bedeckten Gebirgen, gleichsam wie in einer hohlen Hand liegen fanden. Es war gegen drei, als wir ankamen; unser Führer schaffte uns bald Quartier" 2c. 2c.

Die schroffe Felswand, von der in dieser Beschreibung die Rede ist, heißt jetzt die Leitern von Varens (nicht zu verwechseln mit denen von Albinen bei Inden, welche die Eingeborenen heute noch sogar bei Nacht mit schweren Lasten begehen), weil früher der Auf- und Abstieg nur mittelst Leitern erfolgte. Der Weg wurde erst 1739 durch den Tiroler Bartholeme Kronniger längs der Felswand hinunter erstellt. Unwillkürlich denken wir an Schillers Worte aus dem Berglied:

„Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben;
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen Dir ewig Verderben,
Und willst Du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken."

Wie behaglich ist doch dagegen die heutige Straße, die von Leuk-Stadt ausgeht. Sie wurde nach der Erbauung der großen Dalabrücke bei Inden, eines Werkes des Ingenieurs Torrenté, 1850 dem Verkehr übergeben. Seitdem ist auch im Leukerbad neues Leben eingezogen.

Über die Gemmi darf ich mich wohl nach dem ausführlichen Artikel im Geographischen Lexikon kurz fassen. Der Name erscheint zuerst in einer Urkunde von 1252 in der Form „Curmilz", das wohl auf das lateinische culmen (Gipfel) zurückzuführen ist.

Doch ist Gemmi kaum davon herzuleiten. Neben das lateinische Wort muß sich ein deutsches eingedrängt haben, über dessen Bedeutung allerdings noch gestritten wird. Das Idiotikon erklärt es als den Spielplatz oder den zur Vornahme gewisser Jugendspiele abgegrenzten Bezirk, welcher von den Spielenden nicht überschritten werden darf. Dann hätten wir an die Landesgrenze zwischen Bern und Wallis zu denken. Andere bringen es mit mhd. gamen, Spiel, zusammen, so daß wir es mit einem Spielplatz oder einer Alp im Süden des Passes zu tun hätten, wo Älplerfeste stattfanden. Gemma (frz. gemme, Edelstein) vermag sich neben curmilz kaum zu behaupten, und die Ableitungen von gemitus (Seufzen) und gemini (Zwillinge) werden wohl heute von niemand mehr im Ernst aufrecht gehalten. Schon aus den ältesten Verträgen geht hervor, daß die Grenze gegen Bern von jeher bis gegen die Spielmatte vorgeschoben war. Das Zollrecht, das in frühern Zeiten Leuk-Stadt ausgeübt hatte, erhielt 1686 die Gemeinde Leukerbad gegen die Verpflichtung, den Paß zu unterhalten und die Hälfte des Ertrages an diese ihre Muttergemeinde abzuliefern. Der Weg erklomm, wie aus Ryffs und Scheuchzers Beschreibung und Zeichnung hervorgeht, zuerst den Clavinenberg, bog dann links um und führte über eine Brücke, die im Winter und zu Kriegszeiten aufgezogen wurde, auf die andere Seite der Schlucht. Hier wurde zugleich der Zoll erhoben. Erst 1736—41 wurde der neue Weg gebaut und zwar auf Kosten einiger vornehmen Leuker Familien, besonders Ballet und Matter, die dafür den Genuß des Gemmizolls bis 1824 erhielten. 1743 entstand auch das alte Wirtshaus zu Schwarenbach, das erst 1839 von Franz Julier von Varen durch ein neues ersetzt wurde. Dieser war auch 1824 durch eine Summe, die er der Stadt Leuk bezahlt hatte, in den Besitz des Gemmizolls gekommen.

Was nun die warmen Quellen betrifft, so sprudeln mehr als 20 an verschiedenen Stellen zur Erde heraus, und noch

lange nicht alle werden zu Heilzwecken verwendet. Scheuchzer spricht hauptsächlich von 5.

Die wichtigste ist die St. Lorenzquelle, die auf dem Dorfplatze entspringt. Sie liefert allein so viel Wasser als alle andern zusammen und hat eine beständige Temperatur von 51,25° C. Seit Jahrhunderten ist der Strudel durch einen Stein gedeckt, der in neuerer Zeit nur zweimal zur Analyse des Wassers weggenommen wurde. Von da wird es heute zum Alten Bad, Werrabad, Zürcherbad, Schröpfbad und Neuen Bad geleitet. Alle stehen auf dem Dorfplatz links von der Dala. Das Alte Bad, das 1769 Naterer das Gemeine Bad nennt, nimmt die nördliche Ecke ein. Es war zu Münsters Zeit ein einziges, großes Becken, in freier Luft, allen Winden ausgesetzt. Später zerfiel es in 4, dann wieder in 3 Abteilungen (2 für Frauen und 1 für Männer), die dasselbe Dach hatten, getragen von 4 Holzpfeilern. In die gesonderte 4. Abteilung floß das 1569 entdeckte Goldbrünnlein, eine mit der großen Quelle in Verbindung stehende Therme. Rings um die Piscinen, wo heute wieder gemeinsam gebadet wird, laufen Korridore mit Lehnen, so daß man von hier aus das Badeleben beobachten kann. — Das Werra- oder Junkerbad, eine Schöpfung des Kardinals Schinner, zweimal von den Lawinen zerstört und zweimal wieder aufgebaut, hat nur 2, aber größere und schönere Piscinen und besondere Ankleideräume für die beiden Geschlechter. — Das sogenannte Zürcherbad, früher das Absteigequartier der Zürcher, ist zum Armenbad geworden und hat nur 2 Piscinen. Ein Teil wird das Schröpfbad genannt, wegen des hier seit Jahrhunderten geübten Schröpfens. — Das Große oder Neue Bad entstand, wie sein Name besagt, erst in neuerer Zeit. Es liegt dem Werrabad gegenüber und besitzt 15 große Piscinen und 15 kleinere.

Geht man um das Hôtel des Alpes herum, so gelangt man an einem Abhang gegen die Dala hinunter zu einer dritten Therme, der Quelle des Fußbades, auch etwa Kleine Quelle

genannt. Dieses Bad scheint früher häufig besucht worden zu sein, und dieses meint wohl Scheuchzer, wenn er sagt: „Hic (im Junkerbad), quum lavandi taedium obrepserit, caelo sereno juvenes procaces, veneres salaces in pratum descendere lusus choreerumque gratia solent. Spectatum veniunt, veniunt spectentur ut ipsae.[2]) Jetzt kommen die armen Leute dahin, um ihre mit Geschwüren und Beulen behafteten Füße in das fließende Wasser zu halten.

Ungefähr 200 Schritte weiter oben entspringt links von der Dala die sogenannte Armenquelle (früher waren es 3), auch Quelle der Aussätzigen oder Güllе genannt, mit einer konstanten Temperatur von 41,5 ° C. Hier stand das älteste Bad, das verlassen wurde, als man sich bei geringerer Lawinengefahr um die St. Lorenzquelle zu konzentrieren begann. Es wurde darum den Armen oder „Aussätzigen" überlassen, wie man etwa diese Leute wegen ihrer Abgesondertheit hieß. Güll bedeutet so viel als Skrofel, Drüsengeschwulst. Ein Teil dieses Wassers gehört jetzt dem Werrabad, ein Teil dem Besitzer des Hotels Bellevue.

Ganz hinten am Dalabach, hinter dem alten Turm des Mans, befinden sich die sogenannten Heilquellen, mit einer Temperatur von 48,75 ° C, denen man besondere Heilkraft zuschrieb. Daher pflegte man sich nach einer Badekur noch einen Tag hieherzubegeben. Viele kamen allerdings, wie Scheuchzer sagt, aus andern Gründen (sub specie lavandi alia agentes). Denn es befand sich da ein Gasthaus, das nicht im besten Rufe stand. Jetzt speist ein Teil dieses Heilwassers die Piscinen des großen Hotels des Alpes.

Bis 1800 war unter den Gasthöfen das Weiße Haus das bedeutendste. Da vereinigte sich die vornehme Welt. Doch im Plane des Büchleins von Naterer sind noch die Häuser von Plassi, Maier, Julier, Loretan, Ballet angegeben, und Hebdenstreit nennt noch andere. Die Zahl der Badegäste wird von Grillet für das 18. Jahrhundert zu tief, nämlich auf kaum

40—50 geschätzt, da Hebbenstreit von 60 Gedecken nur in seinem Gasthause spricht. Heute sind es 500.

Das Wasser der Thermen ist hell, geruchlos und schmeckt etwas bitter. Es soll arsenikartig sein und wird besonders wegen Hautausschlägen, Gicht, Lähmung, Rheumatismus und Frauenkrankheiten aufgesucht. Naterer bespricht in seinem oben genannten Buche nicht weniger als 45 Fälle, die die Heilkraft dieses wunderbaren Wassers zeigen sollen. Es war schon früher, wie jetzt noch, eine Kur von 3—4 Wochen vorgeschrieben. Man begann mit Wassertrinken, Laxieren und einstündigem Bad und stieg in den folgenden Tagen bis zu 7—8 Stunden. Dabei blieb man etwa 8 Tage, ging dann wieder hinunter und endete mit Laxieren. Nach einiger Zeit zeigt sich ein roter Ausschlag, la poussée, der etwa eine Woche anhält und dann wieder verschwindet. Die Art des Badens hat aufs trefflichste Bächtold in dem oben genannten Aufsatz geschildert. Daß man jedoch in der „guten, alten Zeit" noch etwas freier war, bezeugen nicht nur die Bemerkungen Scheuchzers, sondern auch das Badeleben an andern Orten.

Von Schultheiß Hebbenstreit nun, der 1775 mit seiner Frau die Leukerreise unternahm, sind nach seinen eigenen Aufzeichnungen noch die Personalien vorhanden. Da sie meine Studien über diesen Mann (Basler Jahrbuch 1903, Seite 143 ff.) in einigen Punkten ergänzen und erweitern können, so lasse ich sie hier in extenso folgen. Sie lauten:

Personalien des Johann David Hebbenstreit, genannt La Roche, Schultheißen zu Liestal 1722 bis 1807.

Im Jahre 1722, den 13. Juni, bin ich, Johann David Hebbenstreit, genannt La Roche, an das Licht der Welt geboren und einige Tage darauf zu St. Peter getauft worden. Meine christlichen Eltern waren Joh. Friedrich David Hebbenstreit, genannt La Roche, des Großen Rats und gewesener Oberst

der Landmiliz, und Frau Maria Magdalena Brandmüller. Da ich meine liebe Mutter*) schon in meiner zarten Kindheit verlor, so erhielt ich von meinem geliebten Vater und von seiner zweiten Ehegattin, Frau Susanna Krugin, eine christliche und meinem Alter angemessene Erziehung.

Nachdem ich die verschiedenen Klassen unsers Gymnasiums durchlaufen, wurde ich im Jahre 1736 zu den öffentlichen Lektionen befördert, erhielt im Jahre 1739 die Magisterwürde und widmete mich hierauf insbesondere der Rechtsgelehrsamkeit. Um auch zugleich die französische Sprache zu erlernen, hielt ich mich bei 2 Jahren in Lausanne bei dem berühmten Herrn Professor Ruchat auf und setzte bei meiner Rückkehr ins Vaterland meine juristischen Studien bei Herrn Professor Iselin fort, worauf ich dann im Jahre 1743 pro Licentia examiniert und admittiert worden bin. Auf einer Reise nach Frankreich im folgenden Jahre erhielt ich die Nachricht, daß ich von meiner väterlichen Obrigkeit zu einem Schultheißen auf Liestal gewählt worden, worauf ich, um diesem Ruf Folge zu leisten, meine Rückreise beschleunigte und dann auch den 13. Juli des gleichen Jahres in den Stand der heiligen Ehe eintrat mit A. Maria Stupanus, einer Tochter des Herrn David Stupanus, des Handelsmannes und des Großen Rates, und Frau A. Maria Zäslin, mit welcher geliebten Ehegattin ich in einer vergnügten Eheverbindung 11 Kinder, nämlich 6 Söhne und 5 Töchter erzeugt, von welchen noch 3 Söhne und 4 Töchter am Leben sind. 2 Söhne und 2 Töchter sehe ich wohl verheiratet und erlebte zu meiner Freude 12 Großkinder und von einem glücklich verheirateten Großsohn 4 Urenkel. Von den 10 Großsöhnen sind mir drei und von den 2 Großtöchtern 1 in die Ewigkeit vorangegangen. Über den hinterlassenen Kindern, Enkeln und Urenkeln wolle der große Gott mit seiner Gnade und Barmherzigkeit kräftig walten.

*) Sie stürzte sich aus Schwermut in den Rhein.

In meinen mehr als 50jährigen Amtsverrichtungen habe ich jeweilen zum Zweck gehabt, was mir an Einsicht abging, durch Fleiß und Umsicht zu ersetzen und so viel möglich alles zum Vergnügen meiner hohen Obrigkeit und zum Besten meiner werten Amtsangehörigen unter Gottes Hilfe zu besorgen.

Da mir im Juni 1789 meine geliebte Ehefrau durch den Tod zu meinem großen Leidwesen entrissen worden, so sah ich mich hingegen durch den täglichen Umgang und durch die treue Verpflegung und Hilfe meiner geliebten Kinder und Großkinder bestens erleichtert und unterstützt, was ihnen Gott vergelten wolle. Meine Gesundheitsumstände waren in meinen jüngern Jahren nicht die stärksten; allein der gnädige Gott befestigte solche durch seine Güte bei herannahendem Alter außer dem Gesicht, an welchem sich durch Anstrengung des erforderlichen vielen Schreibens immer mehr eine Schwäche einstellte, und welche nur wenig davon überließ.

Ansonst erkenne ich mich vor meinem Gott als ein großer Sünder, der ich bloß durch das blutige Versöhnungsopfer unsers teuersten Heilandes Jesu Christi von Sünden gereinigt worden und die Vergebung derselben aus unendlicher göttlicher Gnade finden kann.

Soweit der eigene Aufsatz des Verewigten. Diesen Äußerungen ist noch beizufügen, daß er bei zunehmenden Altersbeschwerden und Gesichtsschwäche seines Geistes Gegenwart immer beibehielt und nie aufhörte, ein demütiger und gläubiger Christ, ein wohlwollender Freund und Verwandter und besonders ein liebreicher und gutdenkender Vater zu sein. Seit einem Jahre hat seine Entkräftung sehr zugenommen, ließ aber den Seinigen immer noch viele Hoffnung, bis letzten Freitag, (21. Aug.) morgens früh, schnell sein letzter Kampf begann, der schon nach 7 Uhr seinem zeitlichen Leben ein Ende machte, in einem Alter von 85 Jahren, 2 Monaten und 7 Tagen."

Dazu seien mir noch folgende Bemerkungen gestattet: Die Familie La Roche stammte laut den freundlichen Mitteilungen der Herren Architekt und Pfarrer La Roche nicht aus Huldrichshausen, das nicht existiert, sondern aus Hildrizhausen bei Böblingen, südwestlich von Stuttgart, und hieß damals Hebenstreit. In meinem Stammbaum ist noch die fünfte Tochter Marie Salome (1755—1831) nachzutragen. Von den Söhnen waren verheiratet 1. der Kaufhausbeamte und Dichter David[3]) (1745 bis 1817) mit Salome Huber (1741—1778); 2. Johann Bernhard (1754—1790) mit Anna Katharina Hosch (1742—1816) und 3. Pfarrer Andreas (1757—1817) mit A. Maria Eckenstein (1758—1839). Der mittlere Sohn, der schon 1790 gestorben war, wird nicht mitgerechnet. Von den Töchtern war Antoinette Katharina mit dem Pfarrer und Professor Achilles Wirz, (1745—1778), der ebenfalls Dichter[4]) war, verheiratet. Welches die zweite verheiratete Tochter war, ist mir unbekannt. Von den 12 Großkindern stammten 3 von David und 9 von Pfarrer Andreas. Der glücklich verheiratete Enkel war ein Sohn Davids, nämlich der spätere Kriminalrichter und Handelsmann Johann Jakob La Roche (1774—1856), 1800 verehelicht mit A. Katharina Vischer und Vater des nachmaligen Postdirektors Benedikt La Roche (1802—1876). Der Schultheiß wohnte in seinen letzten Jahren nach der Packischen Chronik Neue Vorstadt 264, vor 1862 260 A, seither Nr. 14. Die Beerdigung fand am 23. August 1807 zu St. Peter statt.

Den Reisebericht selbst bringe ich, wenige Verstöße abgerechnet, unverändert zum Abdruck. Nur erlaube ich mir, jeweilen die einfachere Orthographie öfters wiederkehrender Wörter auszuwählen und zum bessern Verständnis die Interpunktion nach den neuern Grundsätzen umzuändern. Die nötigen Erläuterungen finden sich unter den Anmerkungen.

Die Beschreibung der Badereise.

Sie lautet:

Den 21ten July 1775 sind meine Frau und ich unter Göttlicher Begleitung von Liestall in unserer Chaisen in das Leucker Baad verreiset und zwar morgens nach 5 Uhr.

Der Lauserwürt gab uns zu den unsrigen annoch 2 Pferde, so auf dem alten Marckt, nebst Einem Reitpferd für den Andreas,[5]) so uns biß Waldenburg begleiten wolte.

Wir kamen also glücklich biß Waldenburg an, wo wir aber beym Löwen kein Mietpferd bekommen konten, also des Lausenwürts seine nach einem kleinen Füeterlin biß den Hauenstein[6]) hinauf nehmen mußten. Daselbst nahmen wir von Andreas Abscheid und contiuierten unsre Reiß über Langenbruck den Berg herunter gehn Balstall,[7]) woselbst wir bey dem Würthshauß zum Rößlin abstiegen. Biß zu dem Mittag Essen besahen wir die Kirchen und den gantzen Flecken. NB. man ißt im Würthshauß zum Löwen besser, und die Leuth sind höflicher. Wir sind für unsere Pferd, ehe sie recht ausgeruhet, zu früh verreiset und in großer Hitze gefahren.

Nach dem Mittag Essen verreißten wir durch die Klauß, Wietlißpach, Attißwyl nacher Solothurn,[8]) wo wir im Würthshaus zur Kronen, so gantz neu gebauet, einkehrten. Wir sind schon vor den 6 Uhren angekommen, da wir denn die neue St. Urß Kirchen besichtiget und außenher als innen prächtig erfunden. Wir besahen auch die semtlichen Zimmer an dem Hof, wo der französische H. Bottschafter residieret, so aber damalen auf Parys verreiset ware. Daselbst zeigte man uns eine Tapete, worauf Henri IV. in Lebensgröße zu Pferd ware.

Wir giengen auch auf die Promenaden, die Brücken der Aaren und ehnethalb denselben von einem Ort zum andern, umb die schönen Lusthäuser zu betrachten, so wir ersthin ab denen Ramparts von ferne gesehen hatten. Von alten Bekannten sahen wir niemand als H. Jungrath alt Stadt Major

15*

Bys. Fr. Jungräthin Wallier ware nicht in der Statt und kame erst des Abends zurück mit H. J. R. Zeltner, ihrem Tochtermann. Beim Nachtessen hatten wir keine Compagnie, so der Merckung verdiente.

22ten July. Des folgenden Samstags Morgens verreißten wir früh mit 2 Pferden Vorspahn, so wir biß Lohn auf die Anhöche nahmen, und kamen biß Frau Brunnen,[9]) wo meinen Pferden Brot geben ließe, und sodann gehn Bern,[10]) wo wir die Einkehr zur Kronen bei einem H. Brenner, so zu Basel ehedessen Keller war, nahmen. Wir giengen nach der Ankunft spazieren, um den Neuen Music Saal und Neuen Bücher Saal zu besichtigen, welcher letztere noch nicht ausgefertigt ware, aber nach der Magnificentz lobl. Stands Berns eine prächtige Einrichtung erhalten. Die Inscriptio ware: Patriae et Musis Sacrum.

Wir aßen in kleiner Compagnie zu Mittag, worzu den Jungen Heinemann, so sich damals in Bern bei H. Oper. Hartmann aufhielte, einladete.

Nach dem Mittagessen kam mir der Knecht sagen, daß meine Pferd gantz nicht fressen wollen, habe anfänglich glaubt, es sei vor Müede; er sehe aber, daß es mehr seyn müsse. Ich befahlen ihme, acht zu haben, nachdeme sie selbst besichtiget, und wenn es nicht besser werde, einen PferdeDr. zu holen, worauf mit meiner Frau vor das Thor in die Enge, wo man gegen der Aaren siehet und schöne, grüene Bäng sind, gespazieret. Als wir nach einigen Stunden zurückkehrten und nach den Pferden fragte, sagte mir der Knecht, er habe mit dem einten zum H. Dr. auf den Berg gegangen, der ihm zu Ader gelassen und einen Kühl Trank gegeben; es seye wieder besser mit beyden, da sie wieder zu fressen anfangen. Ich sahe wohl ein, daß bei sobewanten Sachen meine Pferd nicht konnte weiter nehmen, sondern nebst dem Knecht zu Bern lassen mußte, machte also den Accord mit einem Voiturier, mich folgenden Sontag bis

Kandelsteg zu führen, und weilen solches eine Traite von 15 Stunden, so versprach ihme 6 RThlr.[11])

Wir giengen selbigen Sonnabend zu Bern in der Haubt Kirchen in die Bättstunde, woselbst man vor angehendem Gebätte taufte, worbey die Weibs Bilder nach der alten Moden weiße Tüchlein um den Kopf hatten, und auß der Kirchen spazierten wir wieder auf der Platten Formen, wo man gegen die Halden schöne Gebäude, terrassen und Gärten sehen konte.

Des Nachts spiesen wir mit H. Prof. Deggeler von Schaffhausen, so Pensionaires haltet und mit seiner Jfr. Tochter, vom Dr. Michelin kommend, nacher Lausanne reißte, umb Eines daselbst sich aufhaltenden reichen Holländers Sohn für in seine Pension abzuholen. Heynemann war wieder bey uns.

23ten. Den folgenden Sontag reißten wir mit 2 Lehnpferden in aller Früeh zum Thor hinauß, darzu wir einen Schein vorweisen mußten, und waren noch 2 Gefärth, so den nemmlichen Weg machten, gegen dem Baad Weyßenburg[12]) und Hornickel.[13]) Der Weg war zimlich bergicht. Wir kamen bei Münsingen,[14]) wo H. Gen. Steiger ein schönes Lustschloß, Oberriedt,[15]) wo die HH. Fischer eine Herrschaft, Rümligen,[16]) woselbst die HH. Frisching ein schönes Schloß besitzen, durch biß in die Statt Thun,[17]) woselbst man im Eingang das Würthshauß antrift, da der Postillion den Pferden ein Füeterlin geben ließ. Indessen spazierten wir zum Schloß, so bey der Kirchen in der Höche sich befindet. Ein H. Schultheiß Steiger residierte hierauf, woselbst eine prächtige Außsicht über den gantzen Thuner-See und gegen den Schneebergen war. Wir giengen eine finstere und schmale Stegen wieder hinunter in die Statt, welche in der Mitte sehr enge Gassen hatte, da die Häuser Außladungen hatten, so sehr unartig sind und finster machen.

Worauf wir wieder einsaßen und bei dem schönen Gut, Quadt[18]) genannt, so den Herren Fischer von Bern gehöret, aber damals H. Oberst Erlachs Sohn von Riegisperg in Be-

stand hatte, vorbey reißten, welches Schloß Riegisperg auf der rechten Seite ehnet einem Berg gelassen wird. Wir kamen bey einem Hof und Würthshauß vorbey, so dem H. Erlach von Spieß gehöret und von dannen durch einige Ort biß Mühlenen,[19]) woselbst in einem neuen Würthshauß, so eben auch bedeuten Herren von Spieß zustuhnde, zu Mittag spiesen. An selbigem Ort befindet sich Ein von Quader aufgeführter 4-Eckigter Thurn, worin das Gelt für den Ersten Außzug samt Munition und Pulver, alles auf den Fahl hin, parat gehalten wird.

Nach dem Mittagessen verreißten wir wieder gegen den Schneebergen, woselbst wir Interlacken[20]) rechts ließen, und kamen über Frutigen, wo eine Castlaney außenher dem Dorf auf einem Hügel liegt, (ware ein H. Berseth[21]) Castlan allda) gegen dem Thal, wo der Kandel Fluß durchlauffet, endlich bey dem Kandelsteg, einem sehr schlechten Ort an.[21a])

Das Würthshaus ware sehr gering. Die Leute vom Ort lauften alle in den, unterm Hauß befindlichen Keller zu einem Riebloch[21b]) hinein und waren alle truncken, vorwendend, der alte Würth sei gestorben und verdorben; jetz habe ihnen der neue Würth den Einstand gegeben.

Alß nun wolte die Pferd auf den folgenden Morgen nach 5 Uhr bestellen, bekame eine kahle Antwort, auf welche mich nicht verlassen konte; deßhalben den Landsfendrich[22]) vom Ort kommen ließe, um mich bey deme für 4 Pferd, 2 für uns und 2 zu Bagagen, zu verwenden.[23]) Er gab mir aber in Antwort, daß sich solches folgenden Morgens schon finden werde, weilen diesen Abend alles getruncken habe. Ich erwiederte, daß diese Richtigkeit den Abend noch verlange, maßen wir des Morgens früh über den Berg zu verreisen willens, auch vermuthe, daß weilen um ihr Ort kein Ackerbau, hingegen lauter Weyden, so werden sie wohl viel Pferd halten. Er gab mir aber in Antwort ein, die 2 Pferd, so der verstorbene Würth gehabt, seyen

von dem H. Kastelan von Frutigen mit Arrest belegt, daß man selbige nicht brauchen dörfe, mußte also mit der Bestellung nolens, volens biß folgenden Morgens es anstehen lassen.

Wir trafen da schlechte Bauren Zimmer an, ohne Schloß, nur hölzerne Rigel habend, und schlechte Better. Die ganze Nacht brühlten die im Keller befindliche, vom Wein betäubte volle Zapfen, wormit die in dem unter dem Schlafgemach befindlichen Stahl durch das Geschrey erschreckte c. v. Kuh[24]) ihr Brühlen vereinigte; die auf dem Heustock neben unserer Diehlwand liegenden Pferdehändler, so in Italien zu reysen willens, sich auch von Zeit zu Zeit hören ließen, daß wir also wenig ruhen konten.

Alß wir nun des folgenden Morgens verreisen wolten, so ware nur ein Pferd vorhanden und hatten an dem Orth keines mehr erfragen können, worauf zimmlich entrüstet sagte, der Hoche Stand Bern wolle doch, daß man an dieser Reiß nicht aufgehalten werde. Endlich trate derjenige, so zu Wurbach[25]) auf der Tauben im Zollhauß wohnte, hervor und sagte, er habe 2 Pferd, wolle das Einte zur Bagage der 2 Coffren und das andere zum reiten geben; man müsse ihme aber das Bagage Pferd wegen der starcken Last für doppelt, auch ihne und den Mann bezahlen, so um des Friedenswillen eingienge; nahm also das schlechtere Reitpferd für mich und gab meiner Frauen das andere, packte die Bagage auf das 3. Pferd und reißte also mit 4 Persohnen gegen dem Berg, allwo wir 2-stund tach gäch allezeit hinaufreiten und uns den schlimmen, sage ermüdeten Pferden, so sich nicht lencken lassen, sondern meistens zu äußerst in den schmalen Fußtritten giengen, überlassen mußten. Endlich kamen wir hinauf, wo aber weit höchere Berge zu beyden seiten und den Tauben See von Einer Stunden lang erblickten. Es waren da lauter Felsenstücke und sehr geringe Weyden, wo Weyber und Kinder in miserablen Baraquen den Sommer durch wohnten und dem c. v. Vieh,

sage Geißen und Schaafen, hüteten und die miserabel in Kleidern waren. Obenher diesem See linckerhands über zerstückerte Felsen Blatten, mußten unsere Pferd uns führen, daß so eines gestolpert, wir in die Tiefe des Sees heruntergefallen, und welches noch das Fürchterlichste war, giengen die Pferd wieder allezeit zu außerst. Wir kamen auch an einen Ort, wo eine Schnee Lauwen herunter greifen.[26]) Daselbst mußten die 2 Mannen zuerst sichere Tritte suchen, hernach Eines nach dem andern holen, da sie dann der Einte das Pferd beim Gebiß, der andere beim Schweif nahmen und uns also mit dem Pferd wie durchtrugen, darmit man nicht[26a]) in die Tieffe des Schnees versenket werden möchte. Endlich kamen wir an eine solche abragende gäche, daß wir abzusteigen begehrten und dann zu dem Zollhauß, Wurbach genannt, wo die Pferde außruhen und gefüetert, wir aber den Mannen rothen Wein zu trincken, Brot und Käß zu essen geben konten. Wir nahmen auch rothen Wein und Brot; anderes konten wir nicht haben.

Nachdeme wir außgeruhet an diesem Ort, so an dem Bord der Anhöche gegen einen kleinen, untenher befindlichen See lag, setzten wir uns wieder auf die Pferd und mußten Hügel von Felsen auf und niederreiten, ohne daß wir einigen ordenlichen Weg, sowie auf dem vorherigen Felsen Reiß wahrnehmen konten, biß wir endlich zu außerst an den steilen Gemmiberg, der doch kleiner alß seine nebenstehende Felsenberg ware, kamen, und darbey eine alte Hütten ware. Da begaben wir uns von den Pferden, so wir zurücksanten. Es ware zu oberst an der Gemmi, alß[26b]) auf dem Spiß des höchsten Berges, von wo man in eine Ewigkeit von Tiefe gerad heruntersehen konte, ohne Einen Weg zum Herunterkommen wahrzunehmen. Wir ließen uns jedes durch einen Mann durch die in den rauen Felsen gehauene enge Weglin führen und stelten den Mann auf der seiten gegen die Precipices. Dieser Weg oder Fußtritt gieng um den steylen Felsen en sicsacq,

und an den Spitzen war er oft so eng, daß kümmerlich eine Persohn allein gehen konte. Also hatten wir 2 stund herunterzusteigen und waren wir froh, alß wir nur wieder ein Bäumlein oder grün Stüdelin gewahr wurden. Endlich kamen wir zu dem Fueß des Berges, wo geringe Matten und liederliche Heuhäußlin waren, durch welchen Weg wir zu dem Flecken, in Baden genannt, anrückten und völlig, wie auch über eine Bruck, darunter die Dahle, Ein anlauffend starckes Bergwasser, durchlauffte, bis zu außerst kamen, wo die Badhäuser stehen. Wir nahmen das Losament bey H. Haubtmann Möschler, da wir dann in dem schönen Hauß, so in Mauren stehet und der **Md^me la Capitaine de Plassi**[27]) zugehört, auf dem 3ten Boden Ein geraumiges Zimmer erhielten, wo wir 2 Better hatten und von denen Wäntelen und anderm Unzyfer frey blieben.

Da die Würthschaft des Maire Juilliet, Tochtermann des Möschlers zu des Letztern geschlagen und man bey Einander aß, so trafen wir eine Tafel von 60 Couverts an.

Des folgenden Morgens fiengen wir nach dem Anrathen H. Dr. Natterers, so uns eine Visite machte und dene anfragte, ob H. Prof. Ramspeck[28]) ihm nicht unsertwegen geschrieben, dessen er sich nicht gleich zu erinnern wußte und nach seinem aufgeweckten gutmütigen Caracter sehr höflich war, schon an, das Wasser bey der Quelle, so gleich auf dem Platz vor unserm Hauß sich befindet, zu trincken und zwischen hin zu spatzieren, des nachmittags aber zu baden; da wir denn erst nach dem 4ten Tag laxierten. Ich stieg im trincken biß 8 und 9 schoppengläser und blieb darbey biß zur Abreiß, indeme aus Forcht, mich zu erjasten, nur 6 bis 7 mal badete.

Wir giengen, so viel es das Regenwetter erlaubte, spatzieren, sowohl bei Trinckung des Wassers als nachmittag, obwohlen fast keine Ebne, sondern nur ab und aufzusteigen ware; doch weilen alle Orthen fast Felsen, so ware es gleich wieder trocken. Dann wir hatten viel Regenwetter.

Ich hatte die Ehre, sonderlich Bekantschaft zu machen mit H. Zunftmeister Hauser[29]) und H. Stocker[30]) von Zürich. Es waren neben diesen Herren des H. Hausers Fr. E. Liebste, 2 Ifrn. Scheuchzer[31]) von Zürich, Ein H. von Werdt[32]), Frau Steiger und 2 Töchterlin, Fr. Beuther[33]) und Ifr. Zehrleder[34]) von Bern; H. Haubtmann Roggenstihl[35]) und H. Stattmajor Grimm[36]) von Sollothurn; Ein Igfr. Vögelin und H. Pfarer von Corsier von Freyburg, H. Pfr. Panchaud[37]), H. Chatelain Huguenin (?)[38]) und Frau, so Eine Tribolet war von einem H. Pfr. zu Trachselwald Tochter, H. Conseill. Osset, M^r le Capt. Dappel und seine Frau Mueter von Vevay[39]), Mons^r et Md^me Rosié von dar, M^r le Cons. Rochemont[40]) und M^r Rigaud[41]) samt Ihren Frauen von Genff; Md^me Meron (?)[42]) von Neufchatel, M^r Thaler de Bischoffzell, M^r Haselaer d'Hollande und M^r Roqua von Genff. Auß dem Wallliser Land M^r le Marchal et Comte de Courten[43]) und Md^me; Md^me la Lieut. Collonelle de Courten, Fr. Capt. de Courten; H. Burgermr. von Sion[44]); H. Staats Secret. Schinner aus dem Flecken Leuck[45]), ... M^r le Vidame de Monthéy[46]), M^r le Chatelain de St. Moris de Luci[47]), Mons^r et Md^me de Luci, de Kalbermatten[48]), de Kartery[49]), Lorentzy, Md^me de Plassy, de Torezany[50]), du Fayi[51]), M^r Gautier, un François qui etoit chez M^r le Chatelain de St. Moris, le Pere Melboeme[52]), H. Dr. Natterer und Madame, so mir nur einfiehlen.

Bei H. Loretan[53]) ein M^r Ballon, Peintre de Neuchatel, M^r Sutter, Eisenhändler, M^r Konitz und Schwentzer, Metzger und Beck von Bern, M^lle Stäbler, eines Weibes Tochter, Eine Fr. Rh. Ulrich vom Canton Schweitz, le Pere Narcisse Capucin, Krankenwarter.

Bey Brunner, Einem andern Würth, ware Madame la Comtesse de Champagne, die ihre Bedienung mitgebracht.

Auch kame, selbige heimzusuchen, H. Dr. Langhanß[54]) von Bern mit seinem Bruder, so ein Confiturier ware, welcher diese

Comtesse, alß sie vom Dr. Michelin kränklich nach Bern kame, in der Cur hatte und sie in dieses Bad gesant.

Wir giengen Einige Mahl gegen und zu den alten Quellen auf dem Berg, so man Güllen nennet, die auch heiß heraußquilten, und wo die armen unter dem Himmel sich zu baden pflegten. Es stund ein Kreytz darbey, stoßt nache gegen dem Bord des Dahlee Flusses.

Einmahl giengen mit H. Meron, der seine Frau heimzusuchen kam, gegen den Leitern, so an einem Felsen biß 8 hiengen, daran die Walliser grad hinauf auf den Berg stiegen. Wenn man die 4te auf ist, muß man wohl 10 schritt am Felsen nach kriechen, biß man zur 5ten komt. Es ist ein halßbrechender Weg dahin, da man an einem gächen Berg auf den Felsenstücken zuoberst durchgräßmen muß. H. Meron stieg 3 Leitern hinauf. Ich hatte aber keine Lust darzu, indem ich wünschte, nur den ernstlich gäch erstiegenen Berg wieder hinunter zu seyn. H. Meron that mir alle Beyhülfe.

Die meisten Compagnie, welche 14 Tag vor uns angekommen, verreißten auch 14 Tag vor uns und blieben zuletzt nur die Jfrn. Scheuchzer und Jfr. Zerleder. Noch Einige Tag vor unserer Abreiß kam H. Brigadier und Oberst von Sonnenberg [55]) von Lucern an, der in unsrem Würthshauß allein blieb.

Bey H. Lauretan, dem andern Würth, blieben die geringern Berner.

Wir verreißten also den 22ten Aug. an Einem Dienstag zu Pferd biß Siders, so auch ein beschwerlicher und gefährlicher Weg, sonderlich an Einigen Orten bey den so genanten Galerien und kamen über Inden, Varen, Salques [56]) auf Siders, so 4 stund von Leucken oder Loeche in Baden liget. Der Flecken Leuck ligt auch 4 stund von Baden (so auch ein sehr böser Weg) an dem Rhodan. Es ist Syders ein Flecken, wo der H. Marchal und die andern Herren von Courten Ihre Paläst und schöne Gärten haben. Wir besahen die Letzten vor dem

Mittag Essen und fanden selbige schön und anmuthig, wie auch die Kirchen mit Gemählden und Courtischen Waapen wohl ausgeziert ware.

Nach dem Mittag Essen mußten wir noch biß 3 Uhr warten, ehe der Voiturier von Vevay kame, mit deme der Accord uns biß Basel zu führen um 5 Nldor gemacht.[57]) Er hieß Abram Grand. Wir verreißten gegen 4 Uhr und kamen über St. Leonhard nach 7 Uhren zu Sion au Lion Dor an. Sion oder Sitten ist eine ordenliche Statt, hat Eine schöne, breite Gassen, wo gedachtes Würthshauß in der Mitte stehet. Der Bischof hat sein Schloß auf Einem Berg oder Felsen, ist zimmlich alt, und hat Ein anderes Schloß auf der andern Wand des Felsen gegen dem Rhodan, wo der Bischof im Sommer residiere. Auß der Statt kan man eine Gaß hinauf über Eine Bruck zu dem Schloß kommen. Der Lands Haubtman, der Bischof, Lands Venner und Staatschreiber haben den Höchsten Gewalt.

Zu Sitten ist Ein Rath, nnd das Rathhaus stehet an der vorgemelten großen Gassen. Auch wohnet daselbst in Einem geräumigen Hauß ein französischer Resident. Sie haben in dieser Statt schlechtes Wasser und sind die Brünnen gantz hoch, daß man nicht darob trincken solle. Vor dem Thor haben Sie ein großen Spittahl. H. Dr. Natterer kam uns gehn Ein Visiten machen und wolte nicht bey uns bleiben, vorgebend, Er und seine Frau Gel. seyen auf Ein Nacht Essen vor dem Thor eingeladen. Er gab mir Einen Brief mit für H. Prof. Ramspeck.

Wir wahren wohl in dem Würthshauß, ließen uns das Zimmer hinten außgeben, wo alles gejypset und 3 Better, so nur auf langen Stühlen ohne Bettstatt waren, weilen sonst im gantzen Land die Wantzen in den Bettern herum roulieren.

Des Morgens früeh giengen wir vor der Abreiß in die Cathedral Kirchen, wo die H. Chorherren schon die Meß sungen. Es ware noch gantz finster, daß wir Sie kaum wahrnehmen, sondern nur hörten und sich bewegen sahen.[58])

Wir verreißten und kamen über St. Peter, Arden ꝛc. auf Martinach, so man St. Martin auch nennet; ware ein altes Stättlin, worin 2 Würthshäuser sind. Wir logierten in dem, so kein Tafaire hatte gegen dem Hotel des H. Prevot de St. Bernhard über, welches nicht nur ein schön Gebäud, sondern auch Pferd hielte. Wir besahen auch die Kirche, so ein Collegial ist, weilen auch schon Bischöfe alhier residierten. Vor und nach dem Essen, so nicht viel sagen wolte, giengen wir in dem Ort und Gegenden spatzieren. Es ist auch Ein Passage dadurch auf den Berg St. Bernhard, dahin Einige Fremde, so man für Engelländer ansache, ihren Weg nahmen. Übrigens ist an diesem Ort wie durchgehends schlechtes Bachwasser, alß wie mit Eschen oder Seiffen vermischet, davon die Leuth trincken müssen, so Ihnen große Kröpf verursachet.[59])

Nachmittag verreißten wir von dar und kamen bey einer Bruck vorbey, worunter Ein auß dem Winckel der Felsen herabrollendes Wasser durchlaufte und Ein so starcker Wind daher kam, daß der Kutschner darüber passierend auf dem Bock den Hut abnahm und wie betend vor sich hielte. Dieser Bach vereinigt sich mit dem Rhodan. Bald hernach kamen wir zu dem Wasser Fahl, Pisse Vache genant, wo das Wasser von den höchsten Felsen Gipflen so starck und schnell herunter spritzt, daß Es untenher wie Schaum wieder auf spritzet, also daß wenn man Morgens um 9 oder 10 Uhr dadurch passieret, wenn die Sonnen dahin scheinet, solche Einen Regenbogen im Zirckel formieret. Es sind an selbigen Halden viele gute Kastanienbäume, so zwischen den Felsen heraußwaxen.[60])

Von dar kamen wir gehn St. Maurice, so der außerste Ort in dem Walliser Land ist, wo zu außerst an Einer Bruck Ein Schloß, wo der Walliser Gouverneur wohnet. Wir machten daselbst bey Mr Gautier, der eben mit Mr Dufay vor dem Würthshauß stuend und bey seinem H. Chatelain de Luzi, welcher letztere noch auf dem Bett lag, Eine Visiten. St. Maurice

ist ein ordenlicher Ort und in einer nach Maßgab der Lage des gantzen Landes noch zimlich anmuthigen Gegend, so wie ein Paß, wo sich die Berge zur Wehr legen, außsiehet. Hat eine lange, doch etwas enge Gassen.[61])

Wenn man hernach diese Bruck über den Rhodan passieret, kommt man gleich zu einem großen Thor und Hauß, wo der Bernische Waapen, ein Bär, angemahlet. Sobald man solche passieret, kommt man in ein Land, wie das Ländlin Gosen gegen dem zurückgelegten Walliser Land, wo man auch Matten, Beundten, Bäume und fruchtbringendes Land findet, wie auch der Rhodan, der sich durch das gantze Walliser Land die schädlichsten Debordement, so weit die Ebne zwischen den Bergen gehet, machet, in ein Bett richtig durch die hoche Verordnung L. Stand Berns gebracht ist.[62]) Wir kamen auf dar auf Bex, wo ein schön Pfarrhauß und ein Saltzbergwerch ist. Von dar giengen wir noch biß Aigle, so ein artiger Ort und wo ein gutes an einem anmuthigen Ort ligendes Würthshauß ist, wo man schöne Spaziergäng darbey hat. Wir waren daselbst wohl bewürthet. Der Würth aber ware auf dem Weg vom Leuckerbad auf der Ruckreyß gestorben an zurückgeschlagenem Podagra. Des folgenden Morgens gieng bey der Abreiß die Würthin mit uns in das Salz Laboratorium, wo auß einem dahin fließenden Salzbach, dessen Wasser durch Machinen in die Höche gebracht wird und in Känlen durch untenher befindliche Dornwellen wieder heruntergelassen wird, das Salz abgesondert und hernach untenher in Keßlen gebracht wird, woselbst der Direktor eine Wohnung hat. Zu Aigle hat der Gubernator ein Schloß auf einer Anhöche außenher Aigle.

Von dannen kommen wir gehn Roche, wo wider ein Gubernament ist, und H. Dießbach, ein H. von Liebistorf, ist Salzdirector, hat daselbst eine schöne Wohnung, und H. von Werdt, Bruder von dem, so zu Leuck war, ist Buchhalter.[63]) Von dort kamen wir gehn Villeneuse; so ein alte Statt am

Genfer See, wo H. Luternau[64]) Spitahlarzte ist, woselbst viel Saltz am See eingeschiffet wird.

Weiters kamen wir gehn Chillion, ein Schloß am Genfer See, wo ehedessen der H. Landvogt von Vevay residiert, ist aber jetz nur ein Korn und Salzhauß. Von dannen bei einigen schönen Landsitzen vorbey, kamen wir gehn Vevay, wo eben beym Würthshauß der Goldenen Kronen H. Capt. D'Apple bey unserer Ankunft unser wartete und uns einlud zum Mittag Essen. Wir giengen in sein Hauß und fanden alle Zimmer ohngemein schön meubliert. Er und Seine Frau Mamma zeigten unß die Stadt, die Kirchen auf dem Berg außenher der Statt, so H. D'Apple als Maisonneur[65]) reparieren ließ, wie auch die überauß anmuthigen und kostbahren Gärten der Madame Tanval und des H. Grenier, so Eine schöne Außsicht gegen dem Genffer See hatten. In Einem dieser Gärten fragte mich Md^me^ Dapple, ob keine Nouvellen von Basel bey kurzem erhalten, und alß ich solches bejahete, fragte Sie mich weiters, und alß nichts wußte, sagte Sie[66]) mir, Es habe ein großer Desastre unsere Statt betroffen, que l'arsenal avoit brulé, so mich in der That sehr erschrecket. Nach dem Mittag Essen, bey deme wir kostbahr regaliert waren, machten wir noch Eine Visiten bei Md^me^ de Long und Ihrer Tochter, welche die Mutter und Schwester der Fr. Thessalonicher Rychnerin[67]) ware. Nach beschehener Beurlaubung verreißten wir von Vevay und kamen über Lutry, Culy ꝛc. biß Puly, woselbst uns in dem Ort selbsten das entsetzlichste Donner Wetter mit Einem Schlag Regen überfiel. Der Kutschner sprang vom Bock und ließ uns in der Kutschen dem Wetter außgestelt, so eine Halbe stund währete und darüber die dunkle Nacht einfiel, daß wir unter beständigem Regenwetter biß gehn Losannen kamen, woselbst wir au Lion Dor kein Logi mehr bekamen, sondern inß Würthshß zur Kronen gewiesen wurden, wo es auch alle Müeh brauchte, biß wir Ein Zimmer bekamen und eine gute Nachtmahlzeit genossen.

Des Morgens früeh führte meine Frau in der Statt herum und auch auf den Montpenon gegen Genff, Eine Promenade, deren Außsicht gegen dem See gehet, woselbst wir H. Müeh in Caffée Hauß vorbey passieren sahen, der unß die nähern Umstände von dem Brand erzehlte. Ich zeigte Ihro auch die La Cité, die Große Kirchen und auch das Schloß und machten dem H. Prof. Chavannes, der das Hauß bewohnte, wo 1739 bey H. Prof. Ruchat sel. an der Kost ware, eine Visite, legten auch unsere Commission bey Mlle Zerleder ab.[68]) Darauf dejeunierten wir und verreißten gegen 9 Uhr gegen Yverdon. Ein Weg, so keine Chaussée war und kamen gehn Goumoens[69]), Ein Ort dans le Baillage commun d'Orbe, wo Ein Sgr de Gomoens Ein Schloß hatte, und woselbst wir in des großen Hallers Würthshauß zu Mittag spiesen, von dannen wir bey Regenwetter wieder verreißten und im Baad bey Yverdon[70]) des Abends ankamen, woselbst wir eben H. Major Doxat, der daselbst die Cur machte, wie auch H. und Frau Ryhiner v. Thessalonich und H. Rhh. von Werdt von Toffen[71]) antrafen, die aber erst gegen Nacht aus der Statt kamen aus denen Visiten. Letzterer H. Rhh. erkannte uns, da wir Ihne vor 28 Jahren bey H. Marq. de Prié[72]), Kayserlichem Ambass. zu sehen und mit Ihm zu speisen die Ehre hatten. Man hatte nicht sonderlich viel Gerichte aufgetragen.

Des folgenden Morgens verreißten wir von dar durch die Stadt Yverdon gegen dem Neuenburgischen, woselbst wir bey dem schönen Schloß Vaux Marcû vorbei passierten, so ein H. von Bern (Büren)[73]) besitzet, vorher aber Ein freyburgisches Schloß auf der seiten liegen ließen[74]) und kamen zum Mittag Essen nacher St. Aubin zu Mdme Barbier,[75]) besahen Ein anmuthig Lustgut und verreißten gegen Corcelle, über Boudry und an den Berg hinauf und stiegen zu Corcelle vor dem Pfarrhauß ab, wo uns der Venedig[76]) entgegen kam, auch von H. Pfr. und Fr. Bergeon[77]) sehr höflich empfangen und auf-

genommen wurden. Es ware eben Samstag Abend, keine gelegene Zeit für den H. Pfarer, sonderlich weil Er folgenden Tag die Comunion zu geben, 2 mahl zu predigen und noch zu katechisieren hatte. Die Kirchen Ältesten von der entlegenen Gemeind aßen am Sonntag mit uns zu Mittag. Der H. Pfarer hatte von der ersten Frau 3 Töchtern, welche erwaxen waren. Auf den Abend giengen wir gehn Neufchatel mit H. Pfr. und Einer Tochter, Bened. und Albrecht Müller, Mr. de Peru[78]) sein Pallast zu sehen, der magnifique und an Meublen den schönen Häusern in Basel nichts nachließ. Wir wurden sehr wohl bewürthet bey dem H. Pfr. und fanden, daß unser Sohn in allen Stücken wohl versorget und gelehret wurde, darfür wir Mr. und Mdme Bergeon unsere Dankbarkeit bezeugten.

Des folgenden Montag Morgens verreißten wir, hielten uns zu Neufchatel noch auf, in Vorhaben, Etwas einzukaufen, so wir aber nicht fanden, kamen über St. Blaise und andere Ort, weilen unser Kutschner den Weg dardurch nicht wußte, biß auf Neuville an See.[79]) Zum größten Glück ware kein Schif mehr vorhanden, so uns mit Kutschen und Pferd über den See führen konte. Wir kehrten also wieder bis Landeron zurück und kamen bey St. Johannes Insel[80]) über Eine Bruck gegen Serlier oder Erlach, wo an beiden Orten Bernische Herren Landvögt waren. Zu Schultz[81]) hatten wir, während man den Pferden Ein Füeterlin gab, Brot und Wein bekommen, giengen hierauf biß Biel, woselbst wir ein Abend Essen von Einem Hecht im W. Kreutz genossen, verreißten und kamen bey aller Nacht gehn Langnau,[82]) wo wir schlechte Chuten[83]) hatten, verreißten des Morgens frühe und fuhren um die Statt Sollothurn herum und kamen gehn Wietlispach, wo wir bey dem Würthshauß bey dem Untern Thor zu Mittag spiesen. Es passierte eben der Herzog von Würtemberg[84]) mit seiner Maitressen, von Bern her kommend, durch. Nachmittag verreißten

wir und kamen biß Waldenburg, wolten biß Liestal; allein sein Einit Pferd ward krank; daher mußte von dem Postreiter eines um 1 Gulden, so ich bezahlte, entlehnen zu dem gesunden und fahrten annoch auf selbigen Abend biß Liestal, wo wir Gott sei höchlich gedancket, wiederum glücklich bey den Unsrigen ankamen. [85])

Anmerkungen.

[1]) Das Original samt Abschrift und die Personalien des Schultheißen Johann David und des Obersten Johann Friedrich David Hebdenstreit (in Abschrift) sind mir in zuvorkommendster Weise von den Herren Architekt Emanuel und Pfarrer Friedrich La Roche zur Benützung übergeben worden. Die Überschrift findet sich im Original nicht.

[2]) Wenn ihnen hier das Baden verleidet ist, gehen bei schönem Wetter ausgelassene Jünglinge und geile Jungfrauen auf eine Matte hinunter, zu Spiel und Tanz. Sie kommen zum Schauen und kommen, sich beschauen zu lassen.

[3]) Vgl. Bächtold, Literatur der Schweiz, S. 518 ff, Anhang S. 169 f.

[4]) Vgl. Bächtold a. a. O. S. 510, Anhang S. 169.

[5]) Andreas, das neunte Kind des Schultheißen wurde am Weihnachtstage des Jahres 1757 zu Liestal getauft. Später wurde er Pfarrer zu Wolfisheim i. E., zu St. Peter in Basel und zu Chur und starb daselbst am 18. Mai 1817 mit Hinterlassung von neun Kindern. Diese waren 1. Johann David (1783—1809), Pfarrer zu St. Margareten, 2. Joh. Kaspar (1784—1802), Kaufmann, 3. Simon Emanuel (1786—1861), Pfarrer zu St. Peter, Erziehungsrat und Präsident der Missionsgesellschaft, 4. Andreas (1787—1865), Oberschreiber, 5. Johann Karl (1788—1806), Kaufmann, 6. Daniel (1790—1842), S. M. C., Rektor des Gymnasiums und Mitglied der Universitätskuratel, 7. Niklaus Emanuel (1792—1802), 8. Eleonore Elisabeth (1794—1848), vermählt mit Johann Ludwig Falkner, Dr. med. (1787—1832), 9. Benedikt (1796—1821), S. M. C., Missionar in Indien. Von diesen pflanzte allein Simon Emanuel den Stamm weiter, vgl. den gedruckten Stammbaum der Familie La Roche. —

[6]) Vgl. über den Obern Hauenstein die treffliche Arbeit von Dr. Burckhardt-Biedermann im I. Band der Basler Zeitschrift für

Geschichte und Altertumskunde S. 1—51 und 151—201. Die Straße wurde in den Jahren 1738—44 korrigiert.

7) Über Balsthal, Amt und Dorf, vgl. die beiden Artikel im Geographischen Lexikon I S. 131 ff.

8) Die Stadt Solothurn hatte damals 2 hölzerne Brücken und drei Tore, das Eich-, Gurzel- und Wassertor. Die Schanzen, die nach Holzhalb 1667 mit Statuen und Lindenbäumen geschmückt wurden, hatten 11 Bastionen. Vor der Stadt lagen 22 Lusthäuser. Die neue Ursuskirche wurde 1763—73 von Matteo Cajetano und seinem Neffen Paolo Antonio Pisoni aus Ascona bei Locarno gebaut. Am 25. März 1762 stürzte der alte Turm ein, nachdem sich kaum der Turmwächter hatte flüchten können (vgl. Dändliker III 98, Herrliberger III 1773, Bauwerke der Schweiz, herausgegeben vom Architektenverein).

Nach Edouard Rott, „historie de la Représentation diplomatique de le France auprès des cantons suisses, de leurs alliés et de leurs confédérés" hatte der französische Gesandte seit 1530 seinen Sitz in Solothurn. Vom 10. Juli 1775 bis 22. April 1777 residierte da Jean Gravier, Herr von Vergennes (Basl. Jahrb. 1902 S. 164 Z. 12 v. unten ist 1771 in 1777 zu verbessern).

Das Regiment in der Stadt hatten der Große und der Kleine Rat. Dieser bestand aus den beiden Schultheißen, dem alten und dem neuen, 11 Alt- und 22 Jungräten, den Abgeordneten der 11 Zünfte: Wirte, Pfister, Schiffleute, Schmiede, Weber, Schuhmacher, Schneider, Metzger, Bauleute, Gerber, Zimmerleute. Starb ein Altrat, so rückte ein Jungrat nach. Den Großen Rat bildeten die 66 Sechser der 11 Zünfte und der Kleinrat, weshalb er auch die 100 genannt wurde. Von den Landvogteien wurden 4, nämlich Bucheggberg, Kriegsstätten, Läbern und Flumenthal, von der Stadt aus verwaltet, während in den 7 andern: Falkenstein, Bechburg, Gösgen, Olten, Dornach, Thierstein und Gilgenberg die Landvögte selbst in besonderen Schlössern wohnten. Sie wechselten gewöhnlich alle 2, in Bucheggberg allein alle 3 Jahre.

Die Familien Bys, Wallier und Zeltner gehörten zu den bedeutendsten der Stadt. Schon 1368 sprechen die Urkunden von einem Richard Biso. Die Wallier, ursprünglich Vallier, stammten aus Landeron und setzten sich dann in Cressier fest. Von da wandte sich Jean Vannier nach Solothurn und wurde 1525 ins Bürgerrecht aufgenommen. Von den Zeltner unterscheidet man ein ausgestorbenes und ein neues Geschlecht. Dieses leitet seinen Ursprung von Urs Zeltner ab, der 1669 in die Stadt kam. (Leu und Holzhalb).

⁹) Fraubrunnen verdankt seinen Namen der Stiftung des Frauenklosters **Fons beatae Mariae**, Cisterzienser-Ordens, durch die Grafen Hartmann den Älteren und Jüngeren von Kyburg 1246. Der Ort ist durch den Sieg der Berner über die Gugler 1375 und den der Franzosen über die Berner am 5. Mai 1798 berühmt geworden. Seit der Reformation residierte hier ein bernischer Landvogt (vgl. Leu, Mülinen, Heimatkunde und Geogr. Lexikon).

¹⁰) Das alte Bern, das zur Zeit dieser Reise von der Heiliggeistkirche bis zur Nideckbrücke reichte, hatte nach der Zählung von 1764 eine Bevölkerung von 13681 Seelen. Es besaß 4 Tore, das obere oder Christoffeltor, das Golattenmattgaßtor, das untere Tor und das Marzillitor auf der Seite beim Zeitglockenturm. Bis zum Jahre 1764 war der Bärengraben oberhalb des Käfigturms gewesen; damals aber wurde er ausgefüllt und ein schöner Platz für die Viehmärkte geschaffen. Die Bären aber wurden an den Eingang der Engepromenade gebracht. Der Bau des Münsters wurde 1421 von Matthäus Ensinger begonnen; der achteckige Turm aber erhielt erst 1890—96 unter Leitung von Prof. Beyer aus Ulm seine Vollendung. Der Musiksaal, seit 1799 Theater, entstand 1768. Der Büchersaal ist die noch heute bestehende Stadtbibliothek.

An der Spitze der Republik standen der Große und der Kleine Rat. Jener, auch der Rat der 200 genannt, sollte nicht mehr als 299 und nicht weniger als 200 Mitglieder zählen. Der Kleine Rat hatte 24 Mitglieder, 16 aus den 4 Zünften Pfistern, Schmieden, Metzgern und Gerbern und je eines aus den übrigen 8 Zünften: Distelzwang, Schuhmachern, Webern, Kaufleuten, Möhren, Zimmerleuten, Affen und Schiffleuten.

Die obersten Ämter hatten die beiden Schultheißen, seit 1584 wechselnd, der deutsche uud welsche Seckelmeister (letzterer seit 1536) und die 4 Venner. Diese, ursprünglich die Hauptleute der 4 Stadtquartiere, dann die Vertreter der 4 Hauptzünfte, waren zugleich die Verwalter der sogenannten inneren Ämter oder Landgerichte: Seftigen (Pfistern), Sternenberg (Schmieden), Konolfingen (Metzgern) und Zollikofen (Gerbern). Ebenso wurden Rüeggisberg vom Verwalter des Stiftes Bern und Sumiswald und Könitz, frühere Besitzungen des Deutschordens, von zwei andern Amtsleuten der Stadt regiert. In den Grafschaften Thun, Burgdorf und Büren und der Stadt Unterseen waren bernische Schultheißen. Mit diesen sind nicht die Vorsteher der freien Städte Aarau, Lenzburg, Zofingen und Brugg zu verwechseln, neben denen

bernische Landvögte residierten. Ober- und Niedersimmental und Frutigen hatten Kastlane, Aigle einen Gouverneur und Hasle einen Amtmann aus dem Tal. Aarburg stand unter dem Kommandanten der Festung. Sonst sprach man auch in Kanton Bern von Ober- oder Landvögten. Wer eine solche Landvogtei erlangen wollte, mußte 4 Jahre Großrat und verheiratet sein. Dieselben wurden nach dem Ertrag in 5 Klassen eingeteilt. Wer eine der ersten Klassen verwaltet hatte, konnte sich außer der fünften um keine mehr bewerben. Für die zweite Klasse mußte man 8 und für die dritte 6 Jahre lang warten. Die vierte Klasse blieb den schon gewesenen Landvögten vorbehalten.

Die 5 Klassen der Landvogteien oder der verwandten Ämter waren folgende: I. Klasse: Burgdorf, Bipp, Aarwangen, Lenzburg, Wangen, Schenkenberg, Königsfelden, Thorberg, das Stift zu Bern, Lausanne, Romainmottier, die Salzdirektion von La Roche.

II. Klasse: Thun, Bonmont (bei Nyon), Interlaken, Aarburg, Frienisberg, Fraubrunnen, Könitz, Sumiswald, Moudon, Yverdon, Nyon, Peterlingen.

III. Klasse: Büren, Wimmis, Aigle, Trachselwald, Landshut, Aarberg, Nidau, Erlach, Laupen, Signau, Saanen, Brandis (Emmental), Stift Zofingen, St. Johannsen, Gottstatt (bei Nidau), Buchsee, Kasteln, Wifflinsburg, Grandson (mit Freiburg), Oron, Morges, Chillon (mit Vevey), Aubonne und das Kommissariat in England.

IV. Klasse: Unterseen, Zweisimmen, Frutigen, Oberhofen, Biberstein, Schwarzenburg (mit Freiburg), Echallens (mit Freiburg), Murten (mit Freiburg), Bauherr von Bürgern, Mushafenschaffner, Salzdirektor vom Großen Rat, Kornherr und Baden.

V. Klasse: Die übrigen mit den zwei (Zürich und Glarus), 7, 8 und 11 Orten gemeinsam regierten Vogteien im Thurgau, den obern und untern freien Ämtern, Sargans, Rheintal, Lugano, Locarno, Mendrisio und Maiental (vgl. Leu und Holzhalb, Mülinen, Berns Geschichte, Herrliberger, Geogr. Lexikon).

[11]) Der Neutaler galt damals gewöhnlich 40 Batzen. 240 Batzen waren also 20 ℔ d. h. wohl nach heutigem Wert 50 Fr., vgl. Basler Jahrbuch 1899 S. 234 f.

[12]) Das Bad Weißenburg wurde von Hans Jakob Ritter, Med. Dr. im Jahre 1694 eingerichtet und 1695 auch beschrieben. Einen fernern Bericht „von dem hinter Weißenburg gelegenen heilsamen Trink- und Badewasser“ verfaßte 1725 Wolfg. Christen (vgl. Leu 19. 1764, Mülinen, Heimatkunde I S. 76 f.).

[13]) Das Bad Gurnigel (Gornigel, Hornigel) hat 2 Schwefelquellen, „Stöckbrünnlein" und „Schwarzbrünnlein". Jene erscheint urkundlich zuerst 1561; diese wurde 1728 durch einen Bauer aus dem Dorfe Wattenwyl entdeckt. Im Jahr 1591 wurde das erste Wirtschaftsgebäude errichtet. Damals gehörte es Reinhard von Wattenwyl, der es auf seine Nachkommen vererbte. Nach dem Tode Bernhards von Wattenwyl, Herrn von Burgistein, (1717) erhielt es sein Tochtermann Georg Thormann und dann dessen Schwiegersohn Gottfried von Grafenried († 1761). Seine Söhne verkauften es 1770 an David Albrecht Zehender, in dessen Familie es bis 1839 verblieb (vgl. Mülinen, Heimatkunde II S. 163 ff., Leu 9, 1754, Geogr. Lexikon).

[14]) Das Dorf Münsingen, im bernischen Landgericht und jetzigen Amtsbezirk Konolfingen, hatte schon in alten Zeiten zwei Burgen. Die eine gehörte den Edlen von Münsingen, die 1284 der Stadt Bern in Niklaus einen Schultheißen schenkten. Die andere hatten die Sennen von Münsingen, deren Geschlecht mit Elisabeth Senno erlosch, der Erbin von Buchegg, Münsingen und Dießbach, die mit Hemmann von Bechburg verheiratet war. Beide verkauften 1377 Schloß und Herrschaft Münsingen mit allen Rechten an Ulrich von Buch, Johann von Buch und Peter Riesso, Bürger von Bern, jedem zu einem Drittel. 1386 erwarb Johann von Büren einen Drittel; das Uebrige aber ging an die Familie Stein über. Den Büren'schen Anteil besaß später der Eroberer der Waadt, Hans Franz Nägeli, dessen Schwiegersohn Johann Steiger durch Ankauf der zwei anderen Drittel die ganze Herrschaft wieder vereinigte. Das eine der beiden Schlösser (die alten waren zerstört) ließ 1550 Nägeli und das andere 1572 Johannes Steiger erbauen. Darauf wurde des Schultheißen jüngerer Sohn Georg (1575—1610) teils durch Erbschaft, teils durch Kauf Herr der Herrschaften Münsigen und Wichtrach. Nach dem Tode seines Sohnes Albrecht, Herrn zu Münsingen und Wichtrach († 1651), wurden die beiden Schlösser, die mit ihren Lauben aneinander stießen, von verschiedenen Familien bewohnt. Im Jahre 1774 starb die Wichtracher Linie mit Albrecht aus, und es erbte der Enkel seiner Schwester Margareta, Isaak Albrecht Steiger, geboren 1743, † 1796. Die Herrschaft Münsingen bildete außer dem Dorfe die Ortschaften Tägertschi, Ursellen und Ämlingen.

Mit dieser Familie Steiger, die einen halben weißen Steinbock im Wappen führte und adelig war, ist eine ebenfalls adelige mit einem halben schwarzen Steinbock im gelben Feld nicht zu verwechseln. Es

ist diejenige, welcher der berühmte Schultheiß Niklaus Friedrich Steiger angehörte. Er wurde als Sohn von Niklaus Siegmund (1702—43) 1729 in Montricher im Waadtlande geboren, war 1755 Schultheiß des äußeren Standes, einer Korporation von einigen hundert regimentsfähigen Bürgern, welche noch nicht Mitglieder des Großen Rates waren, kam 1764 in den Großen Rat und wurde 1772 Schultheiß von Thun. Dagegen trat er schon 1774 in den täglichen Rat ein, so daß er zur Zeit der Reise nicht mehr in Thun weilte, sodern seine Stelle nahm Karl Albrecht Frisching ein (vgl. Mülinen, Heimatkunde III, S. 213 ff., Leu und Holzhalb die Artikel Münsingen und Steiger).

[15]) Oberried, ein stattlicher Landsitz bei Belp, konnte noch nicht lange im Besitze der Familie Fischer sein; denn Gottlieb Fischer, geb. 1736, war der erste, der sich diesen Beinamen beilegte. Dieses Geschlecht leitete sich von Crispianus ab, der 1528 zu Bern in den täglichen Rat trat und bei Einnahme der Waadt einer der Kriegsräte war. 1683 kaufte Beat Fischer die Herrschaft Reichenbach und errichtete da 1688 ein Schloß und eine Bierbrauerei (Mülinen & Leu).

[16]) Rümligen, Schloß und Dörfchen am südöstlichen Abhang des Längenbergs in der Pfarrei Thurnen, bildete bis 1798 eine Herrschaft mit Gerichtsbarkeit über die 4 Dörfer Nieder- und Ober-Rümlingen, Hasle und Hermiswyl. Es war einst der Stammsitz der Edeln von Rümligen, die zuerst 1076 urkundlich erscheinen. Sie erloschen 1427 und ihre Erben und Nachfolger, die von Sommerau-Rümligen 1579. Darauf war Rümligen rasch nach einander im Besitze der Familien Schütz, Zeender, Wyß, Müller, Glanzmann und Kuhn und ging 1634 an Johann Rudolf von Erlach, Herrn von Riggisberg, Champvent und La Motte (1586—1643) über. Sein Großsohn, Hans Rudolf von Erlach † 1711, verkaufte Rümligen 1680 wieder an Ferdinand von Wattenwyl (1640—1700), und von dessen Erben erwarb es 1709 Samuel Frisching (1638—1721), der 1712 die Schlacht von Vilmergen gewann und 1715—21 Schultheiß von Bern war. Das Geschlecht, das zuerst in Niedersimmental, Diemtigen, Oey und Hüsern angesessen war, ging früh nach Bern und spaltete sich seit dem 17. Jahrhundert in zwei Zweige, einen ältern, welcher von 1718—98 die Herschaft Wyl (Schloßwyl bei Worb) besaß, und den jüngern in Rümligen. Des Schultheißen Sohn Rudolf Emanuel (1698—1780) hinterließ nur eine Tochter Margareta, seit 1746 vermählt mit Rudolf Frisching von der Wyler Linie, so daß diese nach seinem Tode die Herrschaft erhielt. (Mülinen & Leu).

17) Damals ist zwischen der Stadt und der Grafschaft oder der Landvogtei Thun zu unterscheiden. Jene hatte einen eigenen Kleinen Rat, bestehend aus 12 Mitgliedern (2 Vennern und 10 Räten) und einen Großen Rat aus 72 Mitgliedern (60 Großräten und den 12 Kleinräten), präsidiert vom obrigkeitlichen Schultheißen. Zur Grafschaft Thun gehörten die Dörfer und Dörflein aus den Kirchgemeinden Thun, Amsoldingen, Sigriswyl, Schwarzenegg, Steffisburg und Thierachern. (Mülinen und Leu).

18) Gwatt, Dörfchen mit Wirtshaus in der Gemeinde Einigen in der damaligen Freiherrschaft Spiez.

Das bernische Geschlecht von Erlach, das seinen Namen dem Städtchen Erlach oder Cerlier am Bielersee verdankte, war ursprünglich ein Dienstmannengeschlecht der Grafen von Welschneuenburg-Nidau. Sie waren mehrere Generationen hindurch Vögte, advocati oder castellani der dortigen Burg und besaßen im Städtchen ein „Säßhaus". Von diesem Geschlecht war zuerst Bürger von Bern jener Ulrich von Erlach, der nach der Ueberlieferung die Berner in der Schlacht am Donnerbühl (1298) führte. Seinem Sohne Rudolf wird der Laupensieg zugeschrieben. Von Rudolfs Bruder Burkhard leitete sich das spätere Geschlecht ab.

Als im Jahre 1474 die Berner das Städtchen Erlach einnahmen, war Rudolf von Erlach (1449—1507) Vogt von Wilhelm von Chalons, Herrn von Oranien. Er wurde 1479 Schultheiß von Bern und leistete eben so Bedeutendes im Felde als durch seine diplomatische Tätigkeit. Seine Söhne Johannes und Diebold pflanzten darauf das Geschlecht in 2 Linien fort. Johannes (1474—1539) war Herr von Spiez, Riggisberg und Jegisdorf.

Spiez, das in alten Zeiten den Freien von Strättlingen gehört hatte, war 1338 an das ritterliche Haus Bubenberg übergegangen und 1516 an Johann von Erlach gekommen.

Die Herrschaft Riggisberg, nach einander im Besitze der Edlen von Riggisberg, Burgistein und Wichtrach, gelangte 1378 an Walther von Erlach, den Gemahl der Elisabeth von Wichtrach, und blieb dem Hause Erlach bis 1799.

Die Herrschaft Jegisdorf war 1321 von Petermann von Krauchthal an seinen Schwiegersohn Burkhard von Erlach, den Bruder des Siegers von Laupen, übergegangen und gehörte 272 Jahre lang verschiedenen Linien des Hauses Erlach, bis sie 1593 von Ulrich von Bonstetten erkauft wurde. Dieser war auch Herr zu Mattstetten und Ur-

tenen, Besitzungen, welche mit Hindelbank und Bäriswyl später wieder in der Hand des Hieronymus von Erlach (1667—1748) vereinigt wurden. Jegisdorf, das man auch wieder erworben, wurde 1758 mit Scheunen an Anton Ludwig von Stürler abgetreten. Des Hieronymus Urenkel, Karl Ludwig von Erlach, war 1798 der unglückliche Anführer der Berner im Grauholz.

Der in der Reisebeschreibung genannte Oberst Erlach war Abraham von Erlach, Freiherr von Riggisberg (1716—82), der 1761 Feldmarschall und 1762 Oberst des Regiments Jenner geworden war. (Mülinen & Leu).

19) Dörfchen mit Gasthaus vor Reichenbach an der Kander.

20) Hebdenstreit verwechselt wohl Seite und Ufer; denn Interlaken liegt östlich von der Kander.

21) Regimentsfähiges Geschlecht der Stadt Bern, das sich lange Zeit in Tschugg bei Erlach aufhielt, welches sie von den Grafen von Welschneuenburg zu Lehen bekommen hatten. Ein Zweig wandte sich nach Savoyen und nannte sich hier Oursier. Die damals lebenden Berset leiteten sich von Imer ab, der in der Mitte des 16. Jahrhunderts wieder nach Bern kam. Sein vierter Nachkomme war Samuel, der Sohn des Venners Beat Ludwig. Er wurde 1706 geboren, erhielt 1736 die Spitalschreiberstelle, trat 1745 in den Großen Rat, wurde 1758 Landvogt von Signau und 1770 Kastellan von Frutigen und gab 1785 alle seine Aemter auf. (Leu III, 1759, Holzhalb I 1786).

21a) Um den Satz einigermaßen verständlich zu machen, habe ich ihn umgestellt und ein „und" gestrichen. „Ankamen" befindet sich im Original am Ende.

21b) Riebloch = Rübloch. So werden die Gruben genannt, in welche man im Herbst die Rüben wirft, um sie vor Erfrieren zu schützen. Vgl. Schweiz. Idiotikon. Bd. 3, Artikel Loch: Chalt wie i^n^ me^n^ Rüebloch.

22) Wohl ein Militärbeamter mit Obliegenheiten, wie sie heute die Kreiskommandanten und Sektionschefs haben.

23) „zu verwenden" ist von mir zur Vervollständigung des Satzes hinzugefügt.

24) Im Original steht Kuh irrtümlich zweimal. c. v. (cum venia) bedeutet mit Verlaub.

25) Es ist dies Schwarenbach, wovon oben Seite 220 gesprochen worden.

26) gleich geriefelt, gefallen. Die Formen des alten Zeitworts lauteten risen, rise (Gegenwart), reis (Vergangenheit Einzahl), risen (Vergangenheit Mehrzahl), gerisen (Partizip der Vergangenheit).

[26a]) „nicht" steht nicht im Original.

[26b]) Hier habe ich „wann man" gestrichen.

[27]) Die Familie Plassi oder Plaschi war eine der angesehensten im Zehnten Leuk, da hier verschiedene Glieder die Stelle eines Zehntenmeiers oder Kastellans d. h. Präsidenten des Zehntenrats und Zehntengerichts einnahmen, nämlich 1629 Niklaus, 1712 Stephan und 1726 des letztern Sohn Johann Josephus. Ferner war 1702 Stephan Zehntenhauptmann und um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein anderer Stephan Domherr zu Sitten und Supervigilans, d. h. Dekan über die Pfarrer des Visper Zehntens. (Leu 10. 1756).

[28]) Jakob Christoph Ramspek, geboren am 6. September 1722, war der Sohn von Jakob Christoph Ramspek, der seit 1740 Pfarrer zu Läufelfingen und 1747 zu St. Elisabethen in Basel war. Derselbe studierte vornehmlich Medizin und Botanik und bereicherte seine Kenntnisse durch zahlreiche Reisen nach Berlin, Göttingen, Paris und der Schweiz. In Göttingen befreundete er sich mit dem großen Haller und begleitete ihn auf einer zehntägigen Reise auf den Brocken. Nachdem er schon 1761 Rector Magnificus gewesen, erhielt er 1766 die Stelle eines Gymnasiarcha oder Rektors des Gymnasiums. Aber trotzdem betrieb er noch fernerhin eine starke medizinische Praxis. Es war keine Persönlichkeit, die Lehrern und Schülern imponierte, und die Behörden ermüdete er durch seine Supplikationen. Er starb ledig am 28. November 1797. (Vergl. Holzhalb V, 1791; Burckhardt, Geschichte des Gymnasiums; Geßler, Jahrbuch 1903, S. 172 ff.)

[29]) Daniel Hauser war von 1772—93 Zunftmeister zur Waag. Die übrigen 12 Zünfte waren die Konstaffel, Safran (Krämer), Meisen (Weinleuten), Schmieden (z. goldenen Horn), Weggen (Pfister und Müller), Gerber (zum roten Löwen), Widder (Metzger), Schuhmacher, Zimmerleute (zum Roten Adler), Schneider (zum Schaf), Schiffleute (zum goldenen Anker), Kämbel oder Kamel. — Ein Konrad Hauser war schon 1339 Zunftmeister geworden (Leu).

[30]) Das Geschlecht der Stocker stammte aus Schaffhausen und wurde 1528 von dort durch Alexander, Sohn des Seckelmeisters Hans Kaspar Stocker in Schaffhausen, nach Zürich verpflanzt. Sein Sohn Martin ist der Stammvater des zürcherischen Zweiges. Zu Hebdenstreits Zeit lebten mehrere, die sich politisch betätigten. Doch geht aus dem Zusammenhang nicht hervor, wen er in Leuk getroffen.

[31]) Das damalige zürcherische Geschlecht Scheuchzer leitete sich von Rudolf ab, der 1542 Ratsredner wurde. Sein fünfter Nachkomme war

der berühmte Naturforscher und Schriftsteller Hans Jakob Scheuchzer 1672—1733, dem wir die erste Naturgeschichte der Schweiz verdanken. Von 1702—11 unternahm er 9 Reisen durch die Schweiz, deren Resultate er in den Itinera Alpina niedergelegt hat. (Leu, Dändliker III, S. 65.)

[32]) Oder „von Werth", ein Geschlecht der Stadt Bern, das uns in Peter schon 1216 bezeugt ist. Die Spätern leiteten sich von Leonhard, Peter und Niklaus ab, den Söhnen von Peter von Werdt, der 1540 Landvogt von Fraubrunnen war. Ein Zweig nannte sich von Toffen, einem Schloß und Dörflein bei Belp, das ihnen um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts durch Erbschaft zugefallen war. (Leu und Holzhalb.)

[33]) Ueber das Geschlecht Beuther ist bei Leu nichts zu finden.

[34]) Vom Geschlechte Zehrleder in Bern nennt Holzhalb, Band 6, nur 2 Vertreter, Rudolf † 1775, Pfarrer zu Yverdon, dann Helfer zum Heiligen Geist und seit 1773 am Münster in Bern, und Ludwig 1727—92, 1768 Dragonerhauptmann und 1785 Großrat.

[35]) Das Geschlecht Roggenstihl war 1597 von Joseph R. von Riedlingen in Schwaben (Württemberg, östlich von Sigmaringen) nach Solothurn verpflanzt worden. Hebdenstreit meint wohl Johann Jost Anton, der im Regimente Boccard in Frankreich Hauptmann und 1765 Ritter des St. Ludwigs Ordens wurde, und dem 1788 die Stelle eines Stadthauptmanns übertragen wurde. (Leu und Holzhalb).

[36]) Das Geschlecht Grimm wurde 1525 von Rudolf G. von Zürich nach Solothurn verpflanzt. Seine beiden Söhne Hans und Ludwig waren die Stammväter von 2 Zweigen. Der 6. Nachkomme von Hans war Johann Karl Felix, der seinen französischen Kriegsdienst als Leutnant quittierte, 1758 Stadthauptmann, 1765 Jungrat, 1771 Stadtmajor, 1779 Vogt zu Flumenthal, 1780 Altrat, 1783 Seckelmeister, 1784 Kornmeister und 1786 Gesandter nach Frauenfeld wurde. Der Stadtmajor kommandierte wie in Basel die Bürgerwacht. Unter ihm standen der Stadthauptmann und 2 Stadtleutnante. (Leu und Holzhalb.)

[37]) Wegen Corsier hat sich wohl Hebdenstreit geirrt; denn ein solcher Ortsname wird aus dem Kanton Freiburg nicht bezeugt; wohl aber ist Corsier ein Dörfchen bei Vevey im Waadtlande. Das Flüßchen Veveyse, das zwischen den beiden Ortschaften fließt, bildete die Grenze der Aemter Lausanne und Vevey und früher diejenige der Bistümer Lausanne und Sitten. — Das Geschlecht Panchaud kam in verschiedenen Orten des Waadtlandes, in Lausanne, Moudon und

Echallens vor. Woher dieser Pfarrer stammte, ist natürlich schwer zu sagen.

[38]) Der Name ist so verschrieben, daß ich ihn nicht zu bestimmen wage. Außer Huguenin, die z. B. in Vallangin heimisch waren, ließe sich an Hugonin denken, ein Geschlecht, das sich in Vevey vorfand. Chatelains hießen im Waadtland auch die Vorsteher der Gerichtskammern. Das bernische Geschlecht Tribolet stammte von Rudolf Tribolet von Gäls bei Erlach, dessen Vorfahren einst aus Burgund gekommen, und der 1503 Mitglied des Großen Rates in Bern wurde. Die Söhne seines Sohnes, Jakob und Georg, waren die Stammväter der beiden Zweige. Von einem Pfarrer Tribolet von Trachselwald dagegen melden Leu und Holzhalb nichts. Vielleicht war es Jakob T., der 1725 Pfarrer zu Frauenkappelen (bei Laupen), 1737 solcher zu Mandach (Aargau), 1744 Dekan des Brugger Kapitels und 1755 Pfarrer zu Lengnau war, wo er 1761 starb.

[39]) D'Apples war nach Leu auch ein Geschlecht in Lausanne, aus dem verschiedene Gelehrte hervorgegangen sind. Apples ist ein Dorf bei Morges, an der Kreuzung der beiden Eisenbahnlinien Morges-L'Isle und Morges-Bière.

[40]) Das Geschlecht der Rochemond in Genf scheint sich noch nicht lange politisch betätigt zu haben, da Leu und Holzhalb nur Namen aus dem 18. Jahrhundert kennen. In Leuk war damals wohl Amy R., der 1764 Auditeur, 1769 Mitglied des Kleinen Rates, 1775 Staatsschreiber, während der Interimsregierung 1782 suspendiert, am 13. Juli dieses Jahres wieder eingesetzt und 1783 Scholiarcha wurde.

[41]) Von dem Geschlechte Rigaud in Genf nennt Holzhalb nur Peter Anton, der 1782 Großrat, im gleichen Jahr Auditeur, dann Kastellan zu Jussy, 1787 Kleinrat und 1789 Syndic wurde. Wahrscheinlich aber war er nicht der einzige Träger dieses Namens in der Rhonestadt.

[42]) Ein Geschlecht Meuron, allerdings mit abweichender Orthographie, blühte nach Leu und Holzhalb im 17. und 18. Jahrhundert in Neuenburg, und es gingen aus demselben bedeutende Prediger, Gelehrte und Offiziere hervor.

[43]) Das angesehene Geschlecht von Courten soll im 11. Jahrhundert von Italien nach Brig gekommen sein und verbreitete sich von da auch nach andern Zehnten. Besonders große Bedeutung erlangten sie in den Zehnten Siders und Sitten. Oefters hatten sie die Stelle eines Landeshauptmanns inne. Sie besaßen auch in Frankreich ein

eigenes Regiment, weshalb mehrere aus dieser Familie zur Würde eines Feldmarschalls emporstiegen. — Der Marschall und Graf von Courten, von welchem Hebdenstreit spricht, war Anton Pankraz Ignaz von Courten, Sohn des Landeshauptmanns Eugenius. Geboren 1710, trat er 1743 als Hauptmann ins Regiment Courten, wurde 1745 Aidemajor, 1766 Oberst des Regiments und Komtur (Ordensritter) des St. Ludwigordens, 1769 in den Grafenstand erhoben, 1770 Feldmarschall und 1784 Generalleutnant. Petrus Hildebrand von Courten, Sohn des Hauptmanns Hildebrand, 1712 geboren, war 1719 als Kadett in das Regiment Courten getreten. Darauf wurde er 1754 Oberstleutnant und 1760 Oberst durch Kommission. Den Dienst gab er 1767 auf. Den Hauptmannsrang hatten damals mehrere aus dieser Familie.

44) Der Bürgermeister von Sitten war der Präsident des aus 24 Mitgliedern bestehenden Rats und der Gemeinde Sitten. Von 1774—76 hatte diese Stelle Franz Emanuel Berberin inne. (Leu und Holzhalb.)

45) Das altadelige Geschlecht Schinner stammte aus dem Zehnten Goms. Besonders berühmt ist der Bischof und Kardinal Matthäus Schinner (1456—1522), dessen Geburtshaus jetzt noch in Mühlebach zu sehen ist.

46) Die Vidames (Vicedomini oder Kastvögte) de Monteys waren ein altadeliges Geschlecht in Sitten, welches nach dem Aussterben des adeligen Geschlechtes Chevronne in der Mitte des 15. Jahrhunderts die Stelle eines Seneschalls von Sitten und Vicedominus zu Martinach, Ardon und Leytron durch Heirat an sich gebracht hatte und vererbte. Als Seneschalls trugen sie dem Bischof bei Feierlichkeiten das Schwert vor und warteten ihm bei der Tafel auf. Dafür hatten sie das Recht, stets bei ihm zu speisen.

Da sich mehrere Verwandte in diese Würde teilten, so ist nicht zu bestimmen, wen Hebdenstreit meint. (Leu und Holzhalb.)

47) Das Unterwallis war von 1475 an ein Untertanenland der 7 Zehnten des Oberwallis: Goms (comitatus), Brig, Visp, Raron, Leuk, Siders, Sitten, und des Bischofs von Sitten. Es zerfiel militärisch in die drei Bannergebiete St. Maurice, Entremont und Monthey, politisch aber in die 4 Landvogteien Monthey, St. Maurice, Nendaz, Bouveret und die geistlichen Herrschaften Martigny und St. Maurice. Die vier ersten besetzten die 7 Zehnten des Oberwallis gemeinsam mit dem Bischof durch Beamte, die alle 2 Jahre wechselten. In Monthey und St. Maurice

hießen sie Landvögte, in Nendaz Großmeier und in Bouveret Kastlane. Martinach, das der Bischof als Rechtsnachfolger des Bischofs von Octodurum inne hatte, wurde durch einen bischöflichen Großkastlan und das Bagnetal mit Servan bei Martigny durch einen solchen des Stiftes St. Maurice verwaltet. Die letztere Stelle nun war wohl damals durch einen aus der Familie de Luci (unten heißt sie Luzy) besetzt, über die ich nichts Weiteres gefunden habe. Außer Martinach besaß der Bischof, dem der Titel eines Grafen von Wallis zukam, nach Ayent (bei St. Leonhard oberhalb Sitten), Airain oder Eringertal, Saveiry (Saviese am Fuß des Sanetschpasses), Einfischtal, St. Peter mit Ardon und Vieschertal mit St. Nikolaus und regierte die 4 ersten durch Großkastlane, St. Peter mit Ardon durch einen Großmeier und das Vieschertal durch einen Ammann. Der Stadt Sitten gehörten die Herrschaften Bremis (Bramois), Gradetsch (Granges) und Salins und setzte da besondere Kastlane. Heute zerfällt das Unterwallis in die Bezirke Hérens oder Ering, Conthey (Gundis), Martigny, Entremont, St. Maurice und Monthey. (Leu, Holzhalb, Furrer.)

48) Das Geschlecht von Kalbmatter, Kalbermatter oder Kalbermatten war besonders in den Zehnten Visp, Raron und Sitten verbreitet. Sie erlangten die höchsten Staatsstellen und zeichneten sich als Offiziere in fremden Kriegsdiensten aus. Ihren Namen trug ein Regiment in sardinischen Diensten. In Martigny besaßen sie einen prächtigen Palast. (Leu, Holzhalb, Furrer.)

49) Es sind dies die Quartery, ein adeliges Geschlecht in St. Maurice, das schon im 12. Jahrhundert eine angesehene Stellung am savoyischen Hofe einnahm. Später besaßen sie eine Kompagnie im Regiment Kalbermatten. Im 18. Jahrhundert lebten verschiedene bedeutende Angehörige dieser Familie.

50) Die Torezani sind vielleicht identisch mit den Torrente, einem angesehenen Geschlecht im Zehnten Sitten.

51) Das Geschlecht Dufay war im Zehnten Visp heimisch. Angehörige desselben waren z. B. Franz, 1714 Landvogt von St. Maurice, und sein Sohn Ludwig, 1747 Landvogt von Monthey. (Leu u. Holzhalb.)

52) Das Geschlecht Melbaum war im 18. Jahrhundert eines der angesehensten im Zehnten Brig, da Johann Stephan 1717, 1723, 1729 und 1735 und sein Sohn Johann Peter 1743 Kastlan dieses Zehntens war. Pater Augustinus, geboren 1720, diente zuerst im französischen Regiment Courten und trat dann 1751 als Witwer in den Franziskanerorden ein. Als solcher war er eine Zeit lang am Oettingen-

Wallersteinischen Hofe (bei Nördlingen), kam 1757 in den Konvent nach Luzern, wurde Almosenier beim spanischen Gesandten Mahony und weilte viele Jahre entweder als Beichtvater bei verschiedenen Landvögten in Locarno oder bei der sardinischen Garnison im Val d'Ossola. Endlich erhielt er die Stelle eines Vicarius in Offenburg und dann zu Freiburg i. B. (Leu und Holzhalb.)

53) Ein Geschlecht im Zehnten Leuk (vergleiche Loreti oder Loriti in Glarus). 1758 war Johann Joseph Loretan Meier des Zehntens.

54) Eine bekannte, damals regimentsfähige Berner Familie. Gemeint ist an unserer Stelle Daniel L., der 1745 zu Göttingen Dr. med. und 1754 Stadtphysikus von Bern wurde. Er war auch Verfasser verschiedener medizinischer Schriften. (Leu und Holzhalb.)

55) Die Herren von Sonnenberg, einst Edelknechte der Grafen von Habsburg, wurden 1380 in das luzernische Bürgerrecht aufgenommen. Später trat ein großer Teil ihrer Söhne in französische Kriegsdienste. Unter ihnen zeichnete sich besonders Jakob Thüring aus. Geboren im Jahr 1718, bekam er schon 1736 seines Vaters Kompagnie, durfte sie aber erst 1742 führen. Darauf beteiligte er sich an den Feldzügen von 1744—48 und am siebenjährigen Krieg. 1770 bekam er das Regiment Pfyffer, das früher Reding geheißen, und avancierte zum Brigadier und 1781 zum Feldmarschall. Darauf kehrte er in die Heimat zurück und wurde 1786 Venner und Statthalter. (Leu und Holzhalb.)

56) Salgetsch.

57) „kame" fehlt im Text. Der Louisdor wurde zu 160 Batzen ausgegeben, so daß also 5 L. 6⅔ ß (à 12 Batzen) d. h. 150—200 Fr. nach heutigem Geldwerte betrugen. (Vgl. Basler Jahrbuch 1899 S. 235.)

58) Die Verfassung des Wallis spiegelt im Kleinen das lockere Staatengebilde der schweizerischen Eidgenossenschaft, da die 7 Zehnten des Oberwallis der Centralregierung gegenüber ziemlich selbstherrlich auftraten. Jeder Zehnten hatte nämlich einen Zehntenrat (Zehntenmeier, Pannerherr, Zehntenhauptmann, die alten Kastlane und ein oder zwei Vertreter jeder Gemeinde) und ein Zehntengericht für Zivil- und Strafsachen, bestehend aus 12 Richtern und dem auch den Zehntenrat präsidierenden Zehntenmeier oder Kastlan. Die militärische Leitung besorgten ein Pannerherr und ein Zehntenhauptmann.

Jeder Zehnten sandte 4 Vertreter, nämlich den Zehntenmeier, den Pannerherr, den Zehntenhauptmann und einen alten Gerichtsmann in den Landrat, dem auch der Landeshauptmann und der Bischof angehörten; auch wurde bei Wahlen und wichtigen Verhandlungen 2

Chorherren der Zutritt gewährt. Der Landrat versammelte sich jährlich zweimal, im Mai und Dezember, im Schlosse Majoria, wählte den Landeshauptmann, den Landesstatthalter, den Landschreiber, den Landesseckelmeister und die Landvögte, machte Gesetze und Beschlüsse, prüfte die Landvogteirechnungen und erledigte die aus den Landvogteien kommenden Appellationen. Für die Zivilsachen der Zehnten (die Strafsachen waren inappellabel) war der Landrat die 3. Instanz, da zuerst entweder an den Bischof oder den Landeshauptmann appelliert wurde. War das Letztere der Fall, so präsidierte bei solchen Appellationen der Bischof den Landrat und gab bei Stimmengleichheit den Stichentscheid. Waren zwischen den Landratssitzungen wichtige Geschäfte zu erledigen, so berief der Landeshauptmann aus jedem Zehnten einen Deputierten, gewöhnlich den Pannerherrn, und diese behandelten dieselben im Beisein des Bischofs, oft auch zweier Chorherren, im Schlosse Majoria.

Die Vorberatung der Geschäfte wies man an den sogenannten Kleinen Rat. Es waren dies die Deputierten eines Zehntens, den der Landeshauptmann nach freiem Ermessen bezeichnete, vermehrt durch je einen Abgeordneten der übrigen Zehnten. Sie gaben auch bei Stimmengleichheit im Landrat die Entscheidung oder die Entsprengnus. Bei Bischofswahlen entschieden sie zwischen den 4 Vorschlägen des Domkapitels (24 Chorherren, von denen 12 in Sitten), worauf der Landrat die eigentliche Wahl vornahm. Diese wurde dann vom Papst für 2800 Gulden bestätigt. Dem neugewählten Bischof übergab der Landeshauptmann das Schwert als Zeichen der Gewalt und den Schlüssel des Schlosses Majoria.

Dieses lag unmittelbar hinter der Stadt in der Einsenkung zwischen den Schlössern Tourbillon und Valeria und hatte bis zum Jahre 1372 den Meier beherergt. Es fiel am 24. Mai 1788 mit dem ebenfalls bischöflichen Schloß Tourbillon (Sommerwohnung) dem großen Brande zum Opfer, der auch 230 Häuser der Stadt einäscherte.

Valeria, schon der Sitz eines römischen Statthalters, diente 6 Chorherren zur Wohnung und hatte die älteste Kirche von Sitten. Das Rathaus in der Stadt war für den Stadt- und Zehntenrat bestimmt.

Einen beständigen französischen Residenten hatte wohl Sitten nicht. Der erste, den Frankreich absandte, war Guillaume Pommier 1472. Leider ist die oben (Anm. 8) citierte Arbeit von Rott nicht über das Jahr 1604 hinausgekommen. (Leu, Holzhalb, Furrer.)

[59]) Martinach war vom Ende des 4. bis zum Ende des 6. Jahrhunderts der Sitz des Bischofs im Wallis. Der erste, Theodulus oder

Theodor, wird für das Jahr 381 bezeugt. (Dierauer I, S. 11 u. 25.) Später war hier eine Propstei des Augustinerklosters auf dem St. Bernhard, und es versah den Gottesdienst ein Prior mit einigen Hilfsgeistlichen, die im Pfarrhofe wohnten. Wegen dieser klösterlichen Vereinigung von Priestern und nicht, weil da einmal ein Bischof residiert hatte, kann von einer Kollegialkirche gesprochen werden. (Vergleiche Furrer und oben Note 47.)

60) Die Brücke, welche die Reisenden zuerst passierten, führte über den Trient. Pissevache ist ein Wasserfall der Sallenche, die am Dent du Midi entspringt. Im Text habe ich „vorbey" hinzugefügt und zwischen „auf — spritzet" „wie Regen" weggelassen.

61) Gouverneur, d. h. wohl Landvogt von St. Maurice, war von 1775—77 Joseph von Riedmatten aus dem Zehnten Goms. Leider fügt Furrer, dem ich diese Notiz verdanke, in seiner Geschichte des Wallis nicht auch eine Tabelle der Kastlane von St. Maurice bei, so daß das oben (Anm. 47) über die Familie Luci Gesagte Vermutung bleibt. Hinter „Visiten" habe ich im Text ein den Sinn entstellendes „abstatteten" gestrichen.

62) Die 1862 beschlossene und von 1865—86 vollzogene Rhonekorrektion belief sich auf 12,106,000 Fr. und war durch die Ueberschwemmungen von 1855, 1857 und 1860 veranlaßt worden. (Furrers Volkswirtschaftslexikon.)

63) Die bernische Herrschaft Aigle oder Aelen, die seit 1534 in den völligen Besitz des Standes gekommen, zerfiel in die 4 Kreise Aigle, Ollon, Bex und Ormonts und wurde durch einen Gouverneur verwaltet. 1775 war es Philipp von Büren. In Aigle wohnte auch ein Salzfaktor, um die Spedition des Salzes zu besorgen. Die großen Salzmagazine befanden sich in Roche, wo seit 1731 ein Salzdirektor amtete. Im Jahre 1758 war es der große Haller, seit 1770 Hieronymus Gottlieb von Diesbach, (geboren 1723, Großrat 1764) aus demjenigen Zweig der berühmten Berner Familie, dem seit 1607 das Fideikommiß zu Liebisdorf (Gemeinde Gurmels östlich von Murten im Kanton Freiburg) zukam. (Leu und Holzhalb.) Ueber Anlage und Geschichte des Salzbergwerks von Bex siehe den Artikel im Geographischen Lexikon der Schweiz. Im Text habe ich nach „Laboratorium, wo" ein „man" und nach „heruntergelassen wird" ein „wodurch" weggelassen, dagegen nach „so ein artiger Ort und" ein „wo" eingeschoben.

64) Das edle Geschlecht von Luternau, das schon zu den Lehenleuten des burgundischen Königs Rudolf I. gehörte, stammte von der

gleichnamigen Burg in der Pfarrei Büttisholz im Kanton Luzern. Später waren sie besonders im untern und obern Aargau begütert und besaßen z. B. die Herrschaften Liebegg, Kasteln, Schöftland, Wynigen, Grimmenstein, Madiswil, Melchnau, Bleienbach, Besitzungen, die sie im 15. und 16. Jahrhundert an Bern verkauften. 1429 traten sie in das Bürgerrecht dieser Stadt. Ein Zweig wandte sich nach Solothurn. Im 18. Jahrhundert waren sie noch besonders Herren von Belp. Ueber den hier genannten Arzt erfahre ich nichts. (Leu und Holzhalb.)

[65]) Obrigkeitlicher Bauherr. (Holzhalb.)

[66]) Von mir hinzugefügt.

[67]) Achilles Ryhiner, Kaufmann in Basel, heiratete am 6. April 1767 Katharina Elisabeth Delon von Vevey, die nach ihrer frühern Heimat diesen Beinamen erhielt. (Civilst. Jahrb. 1900. Ital. Reise v. Ach. Ryhiner.)

[68]) La Cité ist der älteste Bestandteil von Lausanne. Im Schlosse wohnte seit 1536 der bernische Landvogt. 1775—81 war es Beat Ludwig Niklaus Jenner. Er hatte aber in der Stadt nur über die Akademie und die Studenten zu richten. Denn dieselbe besaß die hohe und niedere Gerichtsbarkeit, Bürgermeister, 5 Bannerets (Venner) und 3 Räte, den der 200, den der 60 und den Kleinen Rat. Dem 60er Rat kamen die Appellationen bis zu 2000 ℔ zu. Bei höhern Summen war die Welsche Appellationskammer in Bern die oberste Instanz. — „eine Visite" ist von mir hinzugefügt.

[69]) Siehe im Geographischen Lexikon die beiden Artikel Goumoens La Ville und Goumoens Le Jux.

[70]) Die reiche Quelle warmen Mineralwassers im Bade Yverdon (im Südosten der Stadt), das schon 1318 erwähnt wird, galt als besonders heilkräftig für Brustbeschwerden, Rheumatismen und Hautkrankheiten. Deshalb ließ die Berner Regierung gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts ein neues, bequemes Badhaus errichten. (Herrliberger.)

[71]) s. Anmerk. 32.

[72]) Johann Anton Turinetti, Marchese de Priè, war von 1741—46 österreichischer Botschafter in Basel. (Eidgenössische Abschiede.)

[73]) Die Herrschaft Vauxmarcus war 1675 mit hohen und niedern Gerichten an David von Büren, den Schwiegersohn des Ulrich von Bonstetten, übergegangen und darauf seiner Familie verblieben. (Leu.)

[74]) Hebdenstreit meint wohl Grandson, das gemeine Herrschaft von Bern und Freiburg war.

[75]) Es war dies eine Basler Familie, die nach Leu 1689 und 1707 auch im Kleinen Rate vertreten war.

76) Es war dies der jüngste Sohn. Siehe oben Anmerkung 5.

77) Jean Michel Bergeon war 1693 fürstneuenburgischer Gesandter, als das Burgrecht mit der Stadt Bern erneuert wurde.

78) Es war dies nach dem „Schweizerischen Archiv für Heraldik 1889“ Pierre-Alexandre du Peyron, der 1729 zu Surinam geboren und 1748 ins Bürgerrecht von Neuenburg aufgenommen wurde. Er galt als Edelmann und führte das Wappen der Familie du Peyroux im Departement de le Somme. 1794 starb er ohne Nachkommenschaft.

79) Nach Blösch, Geschichte der Stadt Biel und ihres Pannergebietes 1855 und 1856 wurde die Straße von Neuenstadt nach Biel 1834—38 gebaut, nachdem sie schon 1824 durch den Stadtschreiber Moser angeregt worden. Damals war der Plan an dem Widerstand der Rebenbesitzer von Twann und Ligerz gescheitert. Warum die Verspätung Hebbenstreits ein Glück war, ist nicht recht klar.

80) Die Benediktinerabtei St. Johannsen, circa 1100 von Ulrich von Fenis gegründet, war 1529 an die Stadt Bern abgetreten und in eine Landvogtei umgewandelt worden. Als solche bestand sie bis 1798 und wurde dann 1803 mit dem Amt Erlach vereinigt. 1883 wurde das Klostergebäude, das bis zur Juragewässerkorrektion (1870) auf einer Insel der Zihl lag, in eine Strafanstalt umgebaut. (Mülinen.)

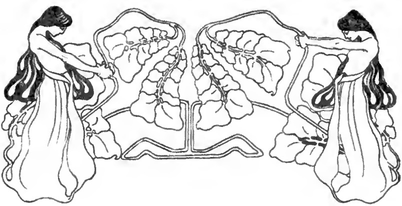
81) Wahrscheinlich Sutz eine Stunde vor Biel.

82) Lengnau.

83) Dieses Wort gehört zum mhd. „kûte“ Grube, Loch. Lexer. Noch jetzt wird es in der Bedeutung „Bett“ gebraucht, z. B.: „Mach dich in din Chute“. Idiotikon.

84) Es war dies der durch Schiller bekannte Herzog Karl Eugen 1744—93. Vergl. Weber 12 S. 953 ff.

85) Vor „mir ankamen“ habe ich „in Liestal“ gestrichen.



Die Entwicklung der Basler Malerei im XVI. Jahrhundert.*)

Von Paul Ganz.

Basels Eintritt in den Schweizerbund fällt zeitlich ungefähr mit dem Beginn des Aufblühens der einheimischen Kunst zusammen. So zufällig die Tatsache an sich ist, so bedeutsam wurde sie für die Entwicklung der schweizerischen Malerei. Denn wenn auch Basel durch seine vorherrschende Stellung als geistiges Zentrum am Oberrhein schon im XV. Jahrhundert einen starken Einfluß auf die Schweiz ausgeübt hatte, so verstärkte der engere Anschluß als politisches Glied der Eidgenossenschaft das Verhältnis in solchem Maße, daß die lokale Kunstentwicklung von ausschlaggebender Bedeutung wurde und allein ein vollständiges Bild von den Stilwandlungen unserer nationalen Kunst zu geben vermag. Die Einflüsse der süddeutschen Kunst über Zürich und Bern nahmen ab; Basel fiel vermöge seiner günstigen Vorbedingungen, des regen Geistes-

*) Vortrag, gehalten in der historisch-antiquarischen Gesellschaft.

lebens an der Universität, des materiellen Wohlstandes und eines weitgeknüpften Handels, die Hauptaufgabe zur Lösung des neuen Kunstbedürfnisses zu, und von hier aus spannen sich die Fäden über die ganze Schweiz, welche die verschiedenen Entwicklungsphasen der Malerei den übrigen Schweizerstädten vermitteln und die einzelnen Lokalschulen untereinander verbinden.

Für das XV. Jahrhundert sind in Basel mehr als 40 Maler und gegen 20 Glasmaler nachweisbar; die Lehrverhältnisse waren staatlich geordnet und unter staatlicher Kontrolle, ein Beweis für die Bedeutung und den Umfang des Gewerbes. In Konrad Witz von Rottwil hat Basel einen Meister beherbergt, der durch die plastische Darstellung und die Farbenpracht seiner Gemälde bahnbrechend wirkte und dem Realismus der alten Niederländer nicht nur im Figürlichen sondern auch in der Landschaft durch Verwendung von Veduten gleich kommt. Er ist der Vorläufer der realistischen Schweizerschule, aber sein Einfluß wurde bald durch die mächtige Einwirkung Schongauers verdrängt, der in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Elsaß und über Basel auch die Schweiz beherrschte. Michel Glaser, der mutmaßliche Urheber der Fresken zu St. Peter scheint einer der letzten Vertreter dieser Richtung gewesen zu sein, denn schon zu Ende des XV. Jahrhunderts fand eine lebensvollere und bewegte Kunstauffassung Eingang. Hans Baldung Grün, in Straßburg und in Freiburg tätig, ist der führende Geist, der die Errungenschaften seines großen Lehrmeisters aus Nürnberg in unsere Gegenden überträgt und durch zahlreiche persönliche Beziehungen zu Basel, Bern und Zürich eine neue „Dürer-Baldung'sche" Schule begründet. Die tüchtigsten Meister aus dem Anfang des XVI. Jahrhunderts stehen unter seinem Einflusse, so Niklaus Manuel in Bern, Hans Dyg und Urs Graf in Basel; Hans Leu von Zürich hat bei ihm selbst Lehrzeit gemacht. Innert dieser ausgedehnten Gruppe

vollzieht sich schon die Ausscheidung einer spezifisch-schweizerischen Richtung, die Ausbildung des Genrehaften im Sittenbilde und in der Landschaft.

Die schweizerische Kunst entsprach wie in Holland einem Volksbedürfnis; sie wurde vor keine monumentalen Lösungen gestellt, sondern sie hatte alltäglich Geschautes festzuhalten und künstlerisch zu verarbeiten. Das Portrait vom Einzelbildnis bis zum Gruppenbilde, die bildliche Fixierung von Sitten und Gebräuchen und die stimmungsvolle Schilderung der heimatlichen Landschaft gehörten in ihren Kreis. Aber diese Aufgaben sind zum Teil ganz neu und durchgreifend modern gelöst worden. Urs Graf geht in der Erfassung der momentanen Darstellung weit über Baldung hinaus. Seine skizzenhaften Schilderungen aus dem Leben und Treiben der Reisläufer sind mit überzeugender Lebendigkeit wiedergegeben und erinnern durch die scharfe, bis zur groben Satire gesteigerte Prägnanz an die späteren Holländer. Niklaus Manuel bildet im Gegensatze zu Urs Graf das feine Genrebild aus, er ist formgewandter, eleganter und zierlicher im Ausdruck, aber ebenso originell in der Komposition, wie Graf. Hans Leu hält sich im Figürlichen sklavisch an Baldung, so daß seine Arbeiten öfters unter des Meisters Namen verborgen sind; er geht aber in der Darstellung der Gebirgslandschaft seinen eigenen Weg und versucht sich in Beleuchtungsproblemen, Alpenglühen, Sonnenuntergang und ähnlichen in der Natur beobachteten Stimmungen.

An diese drei Hauptvertreter der nationalen Richtung schließen sich eine größere Anzahl von fremden und einheimischen Malern, Glasmalern und Holzschneidern an, denn die künstlerische Betätigung hatte durch eine um die Wende des Jahrhunderts gesteigerte Tätigkeit weltlicher Stifter, durch das rasche Überhandnehmen von Scheibenschenkungen und durch das besonders in Basel blühende Verlagsgeschäft eine große Ausdehnung erfahren.

In Basel sind in den zwei ersten Dezennien 23 neue Meister, Maler und Glasmaler, der Himmelzunft beigetreten und wenn auch manchen die Aussicht auf lohnendes Verdienst hergeführt hat, so mußte das Ansehen der Stadt als Kunstzentrum und die Tüchtigkeit der in ihren Mauern tätigen Künstler weit bekannt sein, um die beiden größten Meister deutscher Nation heranzuziehen, den jungen Dürer und Hans Holbein.

Von Hans Herbster, dem Lehrer Holbeins, besitzen wir leider kein einziges authentisches Werk, das über seine Kunst Aufschluß gibt; sein Schwager Hans Dyg dagegen, der im Jahre 1503 von Zürich nach Basel übersiedelte, gehört der herrschenden Dürer-Baldungschen Richtung an, und es ist wahrscheinlich, daß Herbster ebenfalls dieser Gruppe zuzuteilen ist.

Für die ornamentale Komposition liefern Glasscheiben und Scheibenrisse zahlreiche Beispiele. Die umrahmende Architektur ist eine Raumeinteilung der Fläche, ohne Zusammenhang; alles nach einem Schema, leblos, rein gegenständlich nebeneinander gruppiert, gewöhnlich auf farbigem Damastgrunde, der dem Goldgrund der alten Tafelmalerei entspricht. Das Eindringen der Renaissance hat schon früh die Möglichkeit zu einer Bereicherung der ausgefahrenen, gotischen Ornamentik geboten, aber die neuen Formen sind zuerst ganz willkürlich und unverstanden verwendet worden und haben die gotische Struktur der Scheibenkomposition nicht verdrängen können. Eine Belebung hat aber dennoch stattgefunden und die Versuche, die einzelnen Teile in engere Beziehung zu einander zu bringen, mehren sich zusehends und helfen das alte gotische Schema brechen. Die umrahmende Architektur wird perspektivisch vertieft, zu einem konstruierten Bau erweitert, unter dem der Raum für die Darstellung des Wappens und der Figur gewonnen wird. Den Damasthintergrund ersetzt ein Durchblick in die Landschaft und die Zwickelbilder werden in die Umrahmung

einbezogen. Die Schildhalter greifen bewußt nach den Wappen, Schilde und Helmdecken sind lebhaft bewegt, die Helme plastisch dargestellt und die ganze Komposition nicht mehr eine teppichartige Flächendekoration, sondern eine natürliche Wiedergabe des dargestellten Entwurfes. In der Scheibe finden die vorher genannten, spezifisch nationalen Aufgaben ihren Platz; das Glasbild darf deshalb als der eigentliche Träger unserer Kunst im XVI. Jahrhundert gelten.

Überall finden sich Ansätze zu einer neuen, eigenen Kunstentwicklung. Durch die italienischen Feldzüge, in denen die Künstler als zünftige Bürger wie alle andern wehrpflichtigen Männer teilnahmen, hat eine direkte Einwirkung der italienischen Renaissance stattfinden können, d. h. die Aufnahme der neuen Motive geschah direkt, zum Teil aus der Erinnerung, zum Teil aus den zahlreich eingeführten Druckwerken. Von Basel zogen Michel Glaser, Adam Zeller und Jakob Gutsmut, die Glaser nach Lucaris 1502, Hans Dyg und Konrad Glaser 1511 nach Mailand, Hans Herbster und der Glasmaler Konrad Horn vor Pavia, Hermann Thoman, d. Maler nach Dijon, 1513 Heinrich Glaser, Ludwig Han und Martin Lebzelter gen Navarra und 1515 Antony Glaser, Hans Frank und Bernhard Oser, die Maler nach Mailand.

Die lebhaftere Darstellung, das Streben nach abwechslungsreicher Formengebung und nach einer einheitlichen Komposition sind Ausflüsse der in Italien empfangenen Eindrücke, aber keiner der genannten Meister besaß die Fähigkeit, die neuen Erwerbungen zu summieren und die neue Kunstform zu schaffen.

Erst Hans Holbein, der 1519 zu Basel in die Himmelzunft eintrat, hat die eigentliche, zielbewußte Neuerung vollzogen und die Glasmalerei aus den Grenzen des Handwerks hinausgeführt. Wie in seinen Bildnissen und Fassadenmalereien erfaßte Holbein den organischen Zusammenhang in der ornamentalen Komposition und schuf für das Glasbild eine

Fülle von neuen Motiven; die umrahmende fensterartige Architektur erweiterte er zu ganzen Triumphbogen, Kirchenportalen, zu komplizierten Säulenbauten mit Gewölbekonstruktionen und reichem, bildlichem Schmucke. Jeder einzelnen Figur legte er ein Bewegungsmotiv zu Grunde, die Schilde und Helme behandelte er natürlich und stets verschiedenartig; er vermied das Schema und hat damit erst die völlig freie Komposition geschaffen. Seine technischen Leistungen waren vorzüglich und erleichterten ihm den bittern Kampf gegen die ältere Schule, die ihren besten, aber auch extremsten Vertreter in Urs Graf hatte.

Seit 1520 dominiert die Holbein'sche Richtung in Basel und erhält durch die Angliederung auswärtiger Künstler eine allgemeine Verbreitung. Von 1520—29 traten 20 neue Meister der Himmelzunft bei, darunter 3 aus Bern und 4 aus Zürich.

Auch die Hauptmeister von Zürich und Bern, Hans Leu, d. J. und Niklaus Manuel Deutsch schließen sich der neuen Richtung an, der erstere so stark, daß seine mit H. bezeichneten Blätter noch von Weigel dem Hans Holbein zugeschrieben wurden. Leu hat in seinen Illustrationen zur Froschauerbibel direkt nach Basler Vorbildern kopiert, ja es ist möglich, daß er während seiner durch verbotenes Reislaufen verschuldeten Verbannung in den Jahren 1520—21 in persönliche Beziehungen zu Holbein getreten ist.

Der großen Anzahl von datierten, aber unbezeichneten Schularbeiten, welche in die nächste Nähe Holbeins zurückgehen, stehen eine größere Anzahl von Meisternamen gegenüber, von denen mehrere gleichzeitig mit Holbein erscheinen und deren Träger unmittelbar seine Einwirkung verspürt haben. Manche Blätter sind bloße Kopien, andere aus entlehnten Motiven zusammengetragen. Es lassen sich aber einzelne Hände ausscheiden, die unter Benützung der Holbein'schen Formensprache weiter fortschreiten und teils einen n o ch reicheren, teils einen kraftvolleren

derben Stil entwickeln. Die Architektur bildet immer noch die Grundlage der Komposition und schafft die Räume für die Darstellung der Figuren, des Wappens und des Genrebildes, aber sie ist einfacher und schwerer, als bei Holbein. Neu tritt eine freie, schwungvolle Entfaltung des heraldischen Motives hinzu; die Tartschenform der Schilde variiert und die Helmdecken werden zu reichen Ornamentbildungen ausgebildet. In diese Gruppe gehören Benedikt Kumpt von Mühlhausen (1523), Hans v. Krotzingen (1524), Gabriel Zeender von Großmannsdorff, Peter Schmid, der mehrfach für den Rat tätig war und 1537 „das Innere Spalentor und das Zit am Spalentor“ gemalt hat.

Aber die Hauptvertreter der an Holbein anschließenden Basler Schule sind die Brüder Balthasar und Matheus Han, Söhne des Glasmalers Ludwig Han von Reutlingen, der 1484 Bürger geworden war. Balthasar, der ältere hat des Vaters Gewerbe erlernt, gerade in den Jahren, da Holbein in Basel dominierte. Eine Zeichnung von 1542 mit dem Monogramm B. H. und die mit dem vollen Namen bezeichnete Pannerträgerscheibe der Himmelzunft im hist. Museum zeigen ihn als würdigen Nachfolger des großen Meisters. Die Scheibe gehört in malerischer und technischer Beziehung zu den besten Leistungen der zeitgenössischen Glasmalerkunst, die feine Nuanzierung der Farben, die Kontraportstellung der eleganten Figur, und die freie malerische Durchbildung sind Eigenschaften, die sich in der selben Vollendung nur noch bei zwei Zürcher Meistern aus der Mitte des XVI. Jahrhunderts, bei Niklaus Bluntschli und Karle von Aegeri wiederfinden. Balthasar Han trat 1529 in die Himmelzunft ein, wurde 1534 Sechser, 1551 Mitglied des kleinen Rats und ist 1578 gestorben. In den Jahren 1538—1543 erhielt er mehr als 356 ℔ vom Rat für geschenkte Fensterscheiben und für Arbeiten in beiden Städten und auf den Schlössern. Durch das hohe Alter, das er er-

reichte, konnte er das Holbein'sche Erbe in ausgiebigster Weise der späteren Generation übermitteln.

Sein Bruder Matheus Han, der Maler, erneuert die Himmelzunft 1534, malt 1536 in der Kanzlei, im Kaufhaus und im Richthaus für 215 ℔, ferner das mittlere und obere Gewölb im Rathaus 1538, das Zit zu Münchenstein, 1539 wiederum uff dem Richthus, 1541 am Spalentor und den Schnecken im Rathause, ferner 2 Schild zur Zitgloggen zur Farnsburg, 1542 den Schneggen an der Rhinbruggen, das Alphabeth in das ober Gwelb, bessert ein Roß uff der Rhynbruggen und malt das Epitaphium zu Augst. Im Jahre 1543 wurde er Meister der Himmelzunft und Sechser und ist stets im Dienste des Rates beschäftigt. Von späteren Arbeiten interessiert das Zyt und der Turm zu Liestal, die er 1554 ausführte. Matheus hat wie sein Bruder eine angesehene offizielle Stellung eingenommen und darin dürfen wir schon einen Beweis erblicken, daß gerade die beiden Han die Holbein'sche Richtung weitergeführt haben.

Neben den Han steht Maximilian Wischack aus Schaffhausen, ein Malerssohn, der 1535 in Basel Meister wurde. Bei ihm und Balthasar Han machten die Söhne Niklaus Manuels von Bern die Lehre, Niklaus der Jüngere und Hans Rudolf. Ebenfalls in direkter Beziehung zu den Han stehen die Zürcher Niklaus Bluntschli und Karle von Aegeri. Bluntschli, dessen Schwester mit dem Porträtmaler Jakob Klauser in Basel verheiratet war, geht in zwei Rundscheiben vom Jahre 1546 direkt auf das Holbein'sche Gruppenbild zurück, er übertrifft das Vorbild in freier, malerischer Anordnung und in einer geradezu hervorragenden Durchbildung des Helldunkels. Er steigert den malerischen Effekt des Glasbildes durch eine raffinierte Nuancierung der Farben und geht darin seinem Mitbürger voran. Karle von Aegeri, der Autor der Glasgemälde in Stein a. Rhein und der Standesscheibenserie für das Kloster

Muri zeigt durchwegs Anlehnungen an Holbein, ja eine ganz genaue Kenntnis Holbeinscher Blätter, wie sich aus der kopierten Architektur auf der Felixscheibe in Muri ergibt. Beide Meister konnten nur in Basel und wiederum nur bei ausgesprochenen Holbeinschülern die schon erwähnte, vollendete Technik und die gründliche Kenntnis der Holbein'schen Kunst erwerben.

Zu der Schulgruppe der Han gehören Hans Ringler aus München, von dem das historische Museum eine monogrammierte weibliche Figur besitzt, Hans Hug Kluber, der Lehrmeister des älteren Hans Bock, dessen Doppelporträts in der Kunstsammlung ebenfalls auf Holbein zurückweisen, der Glasmaler Paulus Billger, Jerg Wannewetz von Eßlingen, der 1559 den Zaleukus aus den Rathausfresken kopierte und der Portraitmaler Jakob Klauser von Zürich.

Eine dritte Generation, die noch bewußt auf Holbein fußt, aber unter dem Einflusse des aus den Niederlanden eindringenden italienischen Manierismus eine reichere Komposition, übertriebene Proportionen im Figürlichen und einen komplizierteren Architekturteil entwickelt, hat in Meister Ludwig Ringler ihren Hauptvertreter. Er ist der Sohn des schon genannten Glasmalers Hans Ringler und indentisch mit dem Monogrammisten I. R. Seine guten Eigenschaften sind eine reiche Phantasie und eine überaus originelle Komposition. Er löst die umrahmende Architektur auf und zieht den Bau als Teilstück in die Darstellung hinein, wie auf dem Risse von 1557 für den Freihern von Mörsburg. Italienische Schildformen und Helme verwendet er mit Vorliebe, besetzt die Umrißlinien der Architektur mit Silhouetten-Rollwerk, das sich wie Holzsägearbeiten ausnimmt. Wir finden bei ihm zweigeschoßige Architekturen, zweiteilig in der Breite, mit einem statuentragenden Mittelpfeiler, Hermen und figürliche Intarsien, überhaupt eine Bereicherung durch bildlichen Schmuck. Für das Mauerwerk verwendet er Backsteinbau, durchbricht denselben mit

Lünetten und Rundfenstern und ergeht sich in einer stark vertiefenden Perspektive. Seine Figuren sind durch unmäßige Länge kenntlich und seine Ornamentik durch eine oft störende Steifheit. Ringler trat 1558 in die Himmelzunft, 1559 in die Saffran ein, und verfertigte eine größere Anzahl heute noch erhaltener Glasgemälde für das Petersstift, Schenkungen von Professoren, die sich durch die Verwendung des bis anhin unbekannten Rotlotes, einer rotbraunen Auftragfarbe für das Karnat, hervortun. Im Jahre 1563 erhielt er in einer internationalen Konkurrenz für Glasgemälde in das neue Kollegium zu Innsbruck den Auftrag vom Kaiser zur Ausführung. Wahrscheinlich hingen drei mit seinem Monogramm bezeichnete Rundbilder im Münchner Kupferstichkabinet damit zusammen, deren archaistischer Stil sich aus der vorgeschriebenen Darstellung erklären ließe. Vom Jahre 1562 sind zwei Entwürfe für einen Herrn von Reinach und für den Grafen von Zimmern bekannt, ferner die schön komponierte, figurenreiche Pannerträgerscheibe der Webernzunft im historischen Museum mit Holbein'schen Reminiszenzen. Unter den Glasscheiben der Feuerschützengesellschaft ist eine Stiftung Ringlers vom Jahre 1571, auf der er sich selbst als Schütze portraitiert hat. Im Jahre 1579 ist er Ratherr und bis 1598 nachweisbar, in welchem Jahre er das Haus zum Kranichstreit besaß.

Bei ihm scheint der Zürcher Jos. Ammann vorübergehend gearbeitet zu haben, denn eine Gruppe von Zeichnungen in der öffentlichen Kunstsammlung, von denen die eine monogrammiert ist, zeigen die selben Vor- und Nachteile und eine nur durch Schulung zu erklärende Verwandtschaft.

Die Bibelillustrationen Ammanns von 1564 enthalten ebenfalls die unmäßig langen Figuren und dieselbe gespreizte Darstellung in der Bewegung und lassen die Annahme fast zur Gewißheit werden, daß der große Illustrator über Basel nach Frankfurt und von da nach Nürnberg gelangt ist.

Der Berner Samuel Sybolt zeigt ebenfalls engen Anschluß an die originelle Art des Basler Meisters und hat ihn in Blättern von 1568 und 1577 kopiert. Toman Weber, der Maler und Hans Jerg Riecher, der Glasmaler, der von 1560 bis 1606 in Basel arbeitete, müssen noch dieser Gruppe zugeteilt werden, während Hans Bock aus Elsaß-Zabern der nachfolgenden Generation angehört, die den krassen Manierismus, eine sinnlos geniale Komposition, auf den Schild erheben. Bock verfügte über ein tüchtiges, dekoratives Talent, das sich erst in Straßburg bei der dort aus niederländischen Flüchtlingen zusammengewürfelten Künstlerkolonie und später an den Stichen des Franz Floris, des Martin de Vos und verwandter Meister ausgebildet hat. Aber seine Originalität geht nahe zusammen, wenn man seine Schöpfungen mit den selbständigen Arbeiten des Tobias Stimmer und seines Schülers Christoffel Murer vergleicht. Er trägt von überallher zusammen und entwickelt das größte Geschick in der Zusammenschweißung der geborgten Motive. Auch seine größte Leistung, die Rathausmalerei, scheinen nicht ganz sein geistiges Eigen zu sein, denn bei der Restauration haben sich zahlreiche Spuren einer älteren Bemalung der Wände ergeben, die Bock zum Teil nur übermalt hat, wie die goldenen Genien über den drei Eingangstoren. Er hat die Rathausfresken Holbeins im Auftrage der Regierung auf Leinwand kopiert, im Ammerbach'schen Kabinette nach Holbein und Urs Graf studiert und die Kopieen zum Teil als eigene Arbeiten signiert. Bock arbeitete für Solothurn, Kolmar und Mülhausen und hat in seinen 5 Söhnen eine bis ins XVII. Jahrhundert hineinreichende Nachfolge hinterlassen.

Neben der extremen Manieristengruppe finden wir im vierten Viertel des XVI. Jahrhunderts in Basel die ebenfalls überreiche, aber auf natürlicher Grundlage beruhende Kunst Stimmers. Tobias Stimmer aus Schaffhausen hat vorüber-

gehend in Basel gearbeitet, vielleicht auch von Straßburg aus Beziehungen künstlerischer Art unterhalten. Seinen Figuren wohnt pulsierendes Leben inne, er ist der modernste Darsteller der Bewegung und verleiht darum auch seinen ornamentalen Kompositionen durch eine nervöse, schwungvolle Behandlung und durch die Verbindung mit der menschlichen Figur einen neuen, faszinierenden Reiz. Sein Schüler Daniel Lindtmeyer, weniger kraftvoll, aber noch reicher in der Ornamentik, hat ebenfalls in Basel gearbeitet, was eine Reihe von Rissen mit Wappen zur Genüge dartun.

Auch Christoffel Murer von Zürich, der berühmteste Glasmaler aus der zweiten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, war in Basel tätig und zeigt im Figürlichen starke Verwandtschaft mit einem Basler Meister, dessen künstlerischer Gehalt sich unter dem Einflusse Hans Holbeins und Stimmers gebildet hat.

Hans Jakob Pläpp, identisch mit dem Monogrammisten H. J. P., scheint erst bei Hans Bock gelernt zu haben. Ein Titelblatt oder eine Umrahmung für eine Uhr vom Jahre 1576 ist nach Bock kopiert. 1579 zeichnete er Risse für Basler Standesscheiben und kopierte den Zalenkus der Rathausfresken als Zwickelbild. Vom Jahre 1593 ist eine wirkungsvolle Zeichnung vorhanden, auf welcher der Hohepriester dem König Josias das Gesetzbuch vorliest, ringsum vom Volke umgeben. Das Freskogemälde an der Innenseite des Rathauses mit der Darstellung von Kambyses und dem ungerechten Richter geht in der Komposition und in den figürlichen Typen auf ihn zurück, wenn auch bis jetzt die urkundlichen Belege fehlen. Typisch für Pläpp ist die für seine Zeit überaus reine und konstruktiv gut entwickelte Architektur mit Holbein'schen Triumphbogen, Friesen und Ornamentdetails. Er entwickelt den Architekturrahmen Holbeins zu einem oft überladenen, aber stets organischen Bau, stellt zu Seiten der Komposition gleichsam als Abschluß ein Säulenpaar koulissenartig hin und führt

als figürliche Bereicherung freistehende Figürchen in den Unterecken der Glasscheibe ein. In den Figuren ist der Einfluß Stimmers unverkennbar, aber Pläpp weiß in der Darstellung der Bewegung Maß zu halten und verfällt nicht, wie andere Stimmerschüler in die Übertreibung. Pläpp arbeitete 1593 in Zürich, 1594 in Bern, verkaufte im selben Jahre ein Haus an der Streitgasse, das seiner Schwester, Daniel Heinzen des Jüngern Gattin gehörte und wurde 1595 in Bern zum Bürger aufgenommen.

Hans Jakob Pläpp hat als Schüler den Hans Wilhelm Jetzeller aus Schaffhausen gehabt, der 1595 seine Lehre bei Marx Grimm in Schaffhausen vollendete, ferner seinen Neffen Josef Heintz, der nachmals kaiserlicher Hofmaler in Prag wurde und die Baslerschule ins Reich hinausgetragen hat, und den Monogrammisten J. V. G.

Jeronymus Vischer, Glasmaler von Basel, ist im Jahre 1588 noch Schüler des Pläpp. Verschiedene Zeichnungen tragen beider Monogramm und zeigen den Schüler in enger Schulverwandtschaft mit dem Meister. Seine Kompositionen sind im Vergleiche zu der Bock- und Stimmerschule einfacher, verständlicher, die Architektur entweder als geschlossener Rahmen behandelt oder in die Komposition einbezogen; aber neue Motive hat Vischer nicht mehr geschaffen. Seine Bedeutung liegt in der illustratorischen Tätigkeit, er verfertigte ein Wappenbuch über die im Basler Kreuzgang angebrachten Wappen und ist der mutmaßliche Autor der Illustrationen in den Ryffschen Manuskripten, im Bergwerkbüchlein und im Zirkel der Eidgenossenschaft. Vischer wurde 1610 Sechser, 1620 Meister der Himmelzunft und führt uns schon ins XVII. Jahrhundert hinüber.

Im Verlaufe der Entwicklung haben wir schon bemerkt, daß Basel seit Ludwig Ringler nur vorübergehend der Sitz der führenden Künstler war. Zu Ende des Jahrhunderts

stehen Zürich und Schaffhausen an erster Stelle, indem sie Jos. Ammann und Tobias Stimmer, die epochemachenden Meister, hervorgebracht haben. Sie sind die Stützpunkte der neuen, illustrativen Kunst, auf deren Basis sich die Entwicklung der Malerei im folgenden Jahrhundert vollzieht, aber die Bedeutung dieser späteren Zeit steht in keinem Vergleiche zu der glanzvollen Entwicklung der nationalen Kunst im XVI. Jahrhundert.

Zwei Briefe von Peter Ochs an Mesdemoiselles Birr.

Mitgeteilt von E. Schlumberger-Vischer.

Unter den Briefen von Peter Ochs dürften die beiden von Paris aus im Jahre 1791 an **Mesdemoiselles** Birr gerichteten Schreiben einiges Interesse erregen.

Stadtschreiber Peter Ochs war im April 1791 vom Geheimen Rat in Basel nach Paris gesandt worden, um vom Könige Louis XVI. endlich eine Antwort auf das Basler Schreiben vom 8. Mai 1790 zu erwirken. In diesem Briefe protestiert der Rat gegen die Dekréte über Bodenzinse, Zehnten und Kirchengüter (vom 4. August, 23. September, 2. November, 22. Dezember 1789 und vom 26. Februar 1790), welche die Stadt großer Einkünfte beraubten und wünscht, daß man Mittel und Wege finden könne, die beidseitigen Interessen zur gegenseitigen Zufriedenheit zu wahren.

Um diese Geschäfte zu erledigen, mußte Ochs vier Monate in Paris zubringen (vom 29. April bis zum 29. August) und so kam es, daß er die verhängnisvolle Flucht der unglücklichen Königsfamilie in der Hauptstadt Frankreichs erlebte und Augenzeuge „vom Leichenzuge des bourbonischen Königtums" wurde.

Ochs hat diese denkwürdigen Ereignisse in zwei Briefen an seine Tanten Birr eingehend geschildert.

Die beiden Schwestern Sara (1728—1806) und Salome (1731—1804) Birr gehörten der letzten Generation dieser Familie in Basel an. Ihr Ahnherr Obrist Stättemeister Daniel Birr war einer der vielen Emigranten, welche im 17. Jahrhundert von Colmar nach Basel gezogen waren, um sich gegen die Folgen der durch Kaiser Ferdinand II. ins Werk gesetzten Gegenreformation zu schützen.

Damals ward den Protestanten im Elsaß die Ausübung ihrer Religion verboten, die evangelischen Gemeinden waren aufgehoben und ihre Kirchen und Schulen geschlossen worden. Als ihnen dann im Jahre 1628 die Rückkehr zur katholischen Religion unter Androhung der Landesverweisung anbefohlen wurde, blieb ihnen nichts anderes übrig als die Emigration. Obrist Daniel Birr's Urgroßsohn war Joh. Jakob Birr-Stöcklin, der Vater der erwähnten Demoiselles Birr, sowie der Anna Katharina, Ehefrau des Leonhard Vischer, deren Tochter Salome Peter Ochs heiratete. Diese Tanten Birr standen immer in lebhaftem Verkehr mit der Familie des Stadtschreibers und aus den nachstehenden Briefen sehen wir, wie angelegentlich sich Peter Ochs auch in der Ferne, inmitten diplomatischer Geschäfte, bemühte, sie stets über alles Wichtige jener so ereignisreichen Zeit zu unterrichten. Für uns aber gewährt es einen ganz besonderen Reiz, den klarblickenden späteren Organisator der Basler Revolution gerade über diejenigen Ereignisse berichten zu hören, die mittelbar auch zur Revolutionierung der Schweiz geführt haben.

Pierre Ochs à M^lles Birr, Tantes de M^me Ochs.

Vous saurez, chères tantes, que Monsieur[1]) est arrivé à Mons, mais que le Roi et la Reine, le Dauphin, la petite

[1]) Ludwig, Graf von Provence; später Louis XVIII.

Madame[2]) et la sœur du Roi[3]) ont été arrêtés à Varennes près Stenay, à six lieues de la frontière. La feuille ci-jointe vous apprendra le reste. L'ordre et la sécurité publique règnent ici plus que jamais. C'était hier la fête de Dieu; elle a été célébrée avec magnificence; le beau temps qu'il faisait et la nouvelle de la capture royale ont bien servi les prêtres assermentés, car deux jours auparavant des fanatiques disaient déjà que Jésus-Christ avait permis l'enlèvement miraculeux du Roi, son fidèle disciple, afin qu'il n'assistât pas aux malheurs d'une fête que profaneraient des prêtres schismatiques. Mais les choses ayant changé de face, tous les fanatiques se cachent. J'ai été hier après dîner au sermon à la cathédrale; l'évêque de Paris[4]) (ci-devant de Lidda) y était avec son clergé. Le Prêtre a fait un sermon analogue aux circonstances. Il y a dit que Jésus-Christ avait prêché l'égalité qu'ont établie les lois nouvelles. Il a parlé de cette sage liberté que le despotisme et l'aristocratie s'efforcent en vain d'enlever aux Français. Il a comparé la résignation du fils de Dieu avec les terribles complots de ceux qui ne veulent point soumettre leur orgueil à des lois bienfaisantes. Il a déploré le sort du Roi, auquel les Dalila et des courtisans dressent sans cesse de nouveaux pièges. Tout l'auditoire faisait des signes d'approbation. Ensuite j'ai parcouru la ville et les promenades. Voitures, foule de monde, danse, chants, ris, musique, voilà ce que j'ai rencontré partout. L'Assemblée nationale a gagné par cet événement plus de confiance, d'amour et de respect de la part du Peuple qu'elle n'en a jamais eue. Leur courage, leur travaux, leur présence d'esprit, la publicité de leurs moyens, la rapidité de leurs mesures, leur abnégation de toute partialité, jalousie, rivalité : voilà ce qu'on entend

[2]) Marie-Thérèse de France, später Herzogin von Angoulême.
[3]) Madame Elisabeth de France.
[4]) Jean-Baptiste Gobel, früher Suffragant des Bischofs von Basel.

partout célébrer dans les Représentants de la nation. On n'a d'autres inquiétudes à présent que relativement à l'Alsace et au Languedoc. On craint qu'il ne faudra reconquérir une partie de l'Alsace, et qu'au contraire en Languedoc, tous les ennemis de la Révolution ne seront égorgés. On m'assure qu'il n'y a rien à craindre pour Plombières[5]) et tout le monde me conseille d'engager ma femme à y rester, ce que j'ai fait par ma lettre d'hier. Mes allarmes portent à présent sur la frayeur que lui auront causée les nouvelles vraies et fausses dont les provinces vont être innondées. Ce qui doit beaucoup rassurer encore, c'est que l'expérience vient de prouver que tous les aristocrates n'avaient pas le même but. Une partie peut avoir désiré la guerre. L'autre nullement. Ceux-ci ne crioient et ne menaçoient que pour forcer l'Assemblée Nationale à revenir sur plusieurs décrets, mais nullement pour exposer leurs propriétés et leurs vies aux dangers d'une guerre civile. Il en est aussi, à ce qu'on assure, qui sont indignés de n'avoir pas été de la confidence. De Bouillé et le Baron de Fersen, officier suédois, ont conduit tout le plan du départ du Roi. Quatre gardes qui étaient en faction à l'issue par laquelle le Roi est sorti du château, ont disparu, à ce qu'on dit, et deux doivent avoir été trouvés dans la Seine. La Reine, après s'être beaucoup promenée quelques heures avant son départ, a dit au commandant de la Garde: „Prenez garde, Monsieur, et veillez-moi bien, car on dit que je partirai cette nuit.“ Quand le Roi a été arrêté, il doit avoir dit en renfonçant son chapeau, qu'il n'était pas Louis XVI, mais un marchand. Aprés cela, il a demandé si on ne lui ferait rien. La Reine, effraïée, lorsqu'elle entendit sonner le tocsin, et accourir le peuple, a aussi demandé si on ne lui ferait rien. Comme le peuple est furieux de la lâcheté et de

---

[5]) In den letzten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts Modebad für die begüterten Elsässer und oft auch von Baslern besucht.

la perfidie dn Roi et de la Reine, on prend des mesnres pour qn'il ne leur soit rien fait à leur arrivée qui doit avoir lieu demain. MM. La Fayette, Chapelin et autres se sont rendus avant hier anx Jacobins et se sont réconciliés avec les Lamoth, Dupont, Barnave. On a fait hier an Palais royal la motion de détrôner le Roi et d'appeler le 3me fils dn Roi d'Angleterre[6]) et sa postérité à la Lieutenance du Pouvoir exécntif. Mais cette motion n'a pas prospéré, parce qu'on se méfie de l'Angleterre et de la Prusse. La proclamation que le Roi avait adressée en partant an penple a été mal reçue. Le style en est commun et les objets de ses plaintes ont fait rire. Enfin l'on ne peut pas se figurer un plan plus mal imaginé, et dont l'effet ait plus mal réussi, qne celui de cette fuite. Il a même servi à donner une énergie et une force de ralliement à la nation qui rendent moins redontables les projets de l'Etranger, qne si ces projets avaient été exécntés avant cet événement.

Adien, chères tantes. Si je ne vous écris pas dorénavant avec exactitnde, c'est qu'il ne se sera rien passé de bien intéressant.

Ne dontez point de ma tendresse et de l'estime inviolable qne je vous ai voué pour la vie.

Paris, écrit à la hâte le 24 juin matin 1791.

A Mlles Birr.

Chères tantes,

C'est tonjours ici le même ordre, la même sécurité. Comme il fait très bean depnis 5 à 6 jours et que la foule des étrangers angmente de jour en jour. Paris a plntôt l'air de célébrer des victoires qne de servir de théâtre à des révolntions. Ses habitants méritent aussi d'être henrenx; rien

[6]) Wilhelm Heinrich, Herzog von Clarence, später Wilhelm IV. von England.

de plus doux, de plus honnête, de plus éclairé, de plus brave. On n'en revient pas, quand on entend parler les gens du peuple et qu'on se rappelle ce qu'ils étaient il y a 4 on 5 ans.

J'ai été samedi à la rencontre de la famille désertante. La berline à six places que le Snédois Baron de Fersen avait fait faire, les ramenait. Entre le Roi et la Reine était assis Bartrave. Entre la sœur du Roi et Madame de Tourzel était assis Péthion de Villeneuve. Le Dauphin et sa sœnr étaient sur leurs genoux.

Jugez de la sitnation de la Reine de se voir mener prisonnière par deux Députés, qn'elle avait fait mettre sur la liste de proscription et qui s'étaient tonjours déclarés ses plus mortels ennemis. Sur le siège de la voiture étaient les 3 gardes dn corps qui avaient servi de courriers, bien liés et garottés. La voiture était environnée de grenadiers et de bayonnettes. On allait an pas et à tout instant il fallait s'arrêter à cause de la foule. Snr la route, les cris de *Vive la Nation!* se faisaient entendre de temps à autre. Arrivés en ville les voyageurs n'entendirent plus ces cris, mais un silence général leur apprit les jngements dn penple. Au milien des Champs Elysées, l'on aperçut que plnsieurs personnes avaient lenrs chapeaux à la main; c'était pour que les rangs de derrière pussent mieux voir; tout à coup on entendit ces mots se répéter : Les chapeanx sur la tête, les chapeaux sur la tête. La Reine s'étant aperçue qn'un grenadier paraissait prêt à tomber de chaleur et d'anéantissement, elle lui tendit un pain; ce pain passa d'une main à l'autre avec ces mots : „Nous ne vonlons point de son pain, elle a assez mangé du nôtre." La sœnr dn Roi avait la rage peinte dans tous ses traits, la Reine affectait un air de résignation calme, le Roi avait l'air d'nn bon réjoui. On va donner un gonverneur au Dauphin; on croit que l'Assemblée Nationale nommera à cette place le dnc de la Rochefoucault, député patriote et Prési-

dent du Département de Paris. Il y a apparence qu'on renverra la Reine à Vienne et que le Roi demeurera suspendu dans ses fonctions jusqu'à l'achèvement de la Constitution et qu'alors on lui dira : Règnes à ces conditions ou résignes la couronne.

Depuis le ralliement des députés patriotes et les preuves d'énergie et de dévouement que le Peuple de Paris et des Départements voisins ont données, l'Assemblée Nationale ne craint rien de la part de l'étranger et est plus sûre que jamais de parvenir à son but. Aussi les furies du côté droit ont l'air plus mortes que vives, et jamais les noirs n'ont eu la mine plus allongée et plus jaune. Si l'Assemblée Nationale voulait, il ne tiendrait qu'à elle d'abolir entièrement la royauté. Les députés reçoivent des lettres de toute part, où l'on se réjouit d'épargner 33 millions par an par la suppression de la royauté. Mais cette suppression n'aura pas encore lieu. Il faut une transition pour cela, et l'imbécilité du Roi ainsi que la minorité du Dauphin serviront d'épreuve.

J'ai vu hier représenter : *La ligue des fanatiques et des tyrans*. Elle est d'une force de style incroyable et fourmille de beaux vers; on y parle de Louis XVI, de la Reine, du comte d'Artois, du cardinal de Rohan, du prince de Condé. Voici des vers que j'ai retenus touchant Louis XVI :

„Parjure à ses serments, il nous trompe et nous fuit;
Il voudrait nous punir de l'avoir trop aimé
Et pour mieux se venger il déserte le trône."

On y dit de la Reine que les bords du Danube „l'ont vomie sur la France" pour secouer les torches du fanatisme et des guerres civiles sous cet empire. Dans un tableau des succès que la liberté aura dans tout l'univers, un des acteurs trace la route que prendra chaque peuple, et venant à l'Autriche, il dit avec un air de mépris :

„Le vil Autrichien est fait pour l'esclavage."

On applaudissait à tout rompre.

Ajontez à cet état de choses et cette disposition des esprits qne l'on est à la veille de faire de riches moissons, et qne les fabriqnes dans tonte l'étendue du Royaume ont plus d'ouvrage commandé qn'ils n'en ponrront livrer de six mois, et vous verrez, chères tantes, que la France offre nn spectacle bien différent de ce qn'on se figure à l'étranger. Le doigt de Dieu est marqné dans tons ces évènements. La Constitntion a l'évangile, dégagé de tout alliage, pour base fondamentale. Et les ennemis de la Révolntion n'ont que rage, orgueil, préjngés, fanatisme hypocrite dans l'âme. Si ma panvre femme et mes bons enfants s'étaient tronvés à Bâle an lieu d'être à Plombières, je n'aurais pas en un moment d'inquiétude. Mes allarmes n'avaient qu'eux pour objet. Adien chéres et dignes tantes, je vons aime comme moi-même, je vons estime au-delà de tonte expression.

Paris, le 27 juin 1791.

Le secrétaire d'ambassade impérial a la diarrhée depuis la nouvelle de l'arrestation du Roi et se tient caché. On appelle Louis XVI Louis Capet, issn de Hugues Capet. J'oubliai de vous dire qne les gardes suisses ont anssi été du cortège qui ramenait le Roi. Un des soldats est mort en chemin en deça de Bondi, étouffé de la chaleur et de la ponssière. Les officiers supérieurs étaient enragés, à ce qu'on m'a dit, de voir des Suisses employés à ramener le Roi captif dans la capitale.

Aus Böcklins Lehrjahren.

Nach Mitteilungen eines Freundes (Prof. Jakob Mähly *).

Basel, 31. Mai 1895.

Hochgeehrter Herr!

Ich habe gleich nach Empfang Ihrer Karte meine Briefe von Böcklin durchgelesen, um über seine Lehrjahre einige Mitteilungen zu machen. Was ich sagen kann und darf, beschränkt sich auf folgendes:

Wir waren Freunde von Jugend auf, das heißt seit unseren Schuljahren, er, der etwas ältere, war mir um eine

*) Die Redaktion des „Jahrbuches" hätte gerne dem verstorbenen Prof. J. Mähly eine Biographie gewidmet. Aber die Familie des Verewigten drückte den Wunsch aus, daß im „Jahrbuch" von einer solchen ausführlichen Behandlung abgesehen werden möchte. Dafür bieten wir hier von den vielen in verschiedenen Zeitschriften erschienenen Aufsätzen Mählys einen dar, der für ihn charakteristisch und für unsere Leser von Interesse sein dürfte. Er stand im Jahre 1895 in der von Richard Fleischer herausgegebenen Monatsschrift „Deutsche Revue". Die „Deutsche Verlags-Anstalt" in Stuttgart hat in verdankenswerter Weise den Wiederabdruck gestattet. Auch die Familie hat ihr Einverständnis mit dieser Art von Ehrung des dahingeschiedenen Gelehrten erklärt.

Klasse voraus. Eine eigentliche Intimität entwickelte sich dann in unseren Jünglingsjahren, als, im täglichen Umgang mit auserwählten, geistvollen Mitgliedern einer Familie, unter anregendem weiblichem Einfluß, das Herz zu sprechen begann und seine Sprache von Tag zu Tag lauter wurde. Böcklin machte damals bereits Malstudien und war fest entschlossen sich der Kunst zu widmen, trotz dem Einspruch seiner Eltern, vorab seines Vaters, der, ein strenger, ja eiserner Charakter im häuslichen wie im bürgerlichen Leben, übrigens ein Mann von echtem Schrot und Korn, von einer Künstlerlaufbahn schlechterdings nichts wissen wollte und seinen Sohn auf den „goldenen Boden" des Handwerks oder der Industrie — auf welch letzterem er selber fest gewurzelt stand — zu stellen trachtete. Die Muse der Kunst hatte ihm keine ihrer Gaben in die Wiege gelegt, und er stand ihr bis in sein Alter, das heißt, bis zu der Zeit, da sein Sohn sich nach schwerem, heißem Ringen endlich einen Namen erkämpft und eine sorgenfreie Existenz gesichert hatte, kühl bis ins Herz hinan gegenüber.

Diesem eisernen Willen entgegen zu treten und ihn bis zu dem Punkte zu schmeidigen, daß er dem Sohn endlich die Mittel bewilligte, seine Künstlerlehrjahre (in Düsseldorf) anzutreten, war ein hartes Stück Arbeit, und es bedurfte dazu eines Maßes von Energie von seiten des Sohnes, wie es nur die echte Begeisterung und wahre Künstlerweihe zu erringen vermag. Ueber das Talent seines Arnold konnte zwar der Vater nicht im Zweifel sein — hatte doch dieser schon in der Schule durch Karikaturen aller Art, die seinen Lehrern nicht immer wohlgefällig waren, sintemal sie die Linien der strengen Moral sehr oft wesentlich überschritten, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen — aber wie manches schöne Talent war nicht schon auf dem harten Pflaster des Lebens elendiglich gestrauchelt und hatte sich vom Fall nicht mehr erheben können! Was nützt dem Künstler sein Pinsel und seine Palette, wenn Hunger und Not

an seine Türe pochen und ihn zwingen, sein bischen Habe ins Pfandhaus zu tragen? Mit schönen „Helgen“ läßt sich kein Gläubiger abspeisen, und vollends die schönen Ideen und Phantasien im Kopf sind für ihn keinen Heller wert. — So ungefähr räsonnierte Böcklin Vater, von seinem Standpunkt aus nicht ganz mit Unrecht; denn er hatte eine zahlreiche Familie zu ernähren und wußte, was ein sicheres Einkommen wert war. Die oben genannten Karikaturen waren vorwiegend Porträtgestalten von Schülern und Lehrern, welche ein ganz ungewöhnliches Geschick in letzterem Fache bekundeten, wenn es auch nur flüchtig hingeworfene Bleistift- oder Kreideskizzen waren; und ein guter Porträtmaler hatte damals — wo die Photographie noch unbekannt, die Daguerreotypie denn doch nur ein schwacher, völlig unbefriedigender Ersatz für eine kräftige künstlerische Zeichnung war — auch in Böcklins Vaterstadt keine schlechten Chancen. (Ich darf bei dieser Gelegenheit wohl hinzufügen, daß eines der ersten, vielleicht das erste Porträt in Oel, das Böcklin malte, meine eigene Wenigkeit im Alter von achtzehn Jahren darstellt und ein nach Auffassung und Ähnlichkeit ganz vortreffliches Bild ist — und noch etwas, was Böcklins phänomenale Künstlerschaft beweist und, wie ich glaube, ohne Verletzung der Diskretion erwähnt werden darf: Ich bat ihn, nachdem wir uns zehn und mehr Jahre nicht mehr gesehen hatten und sozusagen fremd geworden waren, um das Bild einer teuren Hingeschiedenen, über welche sich ebenso lange oder schon länger der Grabhügel wölbte, in deren täglichem Umgang aber wir beide früher für alles Schöne und Edle uns begeistert hatten — und schickte ihm zur bessern Vergegenwärtigung der Gesichtszüge ihre Photographie. Nach einigen Tagen kam die Photographie zurück mit der schriftlich beigefügten Bemerkung, zu diesem Bilde bedürfe er keiner Photographie — und nach einigen Wochen war ich im glücklichen Besitze des Oelbildes — und welchen Bildes! Von

der Aehnlichkeit gar nicht zu sprechen — die Erinnerung an die teure Gestalt hatte ihm den Pinsel geführt und ihm alle Züge der Verstorbenen vor die Seele gezaubert; und über diese Züge sind die Schatten des Todes gestreut!)

Aber das „Fach" des Porträtmalers war für Gefühl und Phantasie dieser Künstlerseele zu eng, und schließlich gelang es ihr, die hemmenden Schranken zu durchbrechen; mit welchen Opfern und Mühen kann nur der ermessen, den das Schicksal in eine ähnliche Lage versetzt hat.

Man sieht, Böcklins erster Flug war mit Bleigewicht belastet, seine Lehrjahre waren nicht auf Rosen gebettet, und auch nachdem er sie hinter sich hatte, war der Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen noch lange kein Ende. Im Gegenteil: sie mehrten sich mit den Jahren des ausbleibenden Erfolges!

* * *

Der junge Künstler hatte sich in Düsseldorf aus eigener Neigung heraus der Landschaftsmalerei zugewandt; in der „Landschaft", ihren wechselnden Tönen, ihrem bald blendenden, bald wohltuend gedämpften Farbenspiel, ihrem Frieden und ihrer Stille fand er am meisten „Stimmung" und Zusammenklang mit seiner eigenen Natur; aber es war eben nur *seine eigene* Natur, die er hineinlegte, und er caprizierte sich darauf, nur das zu malen, was ihm gefiel, nicht was andere wünschten; seine stark ausgeprägte Subjektivität sträubte sich gegen jede Konzession an die Liebhaberei und den Geschmack anderer; von einer Anschmiegung an irgend welche Richtung oder herrschende Mode hat er nie etwas wissen wollen und hat diese „Eigenheit" mit einer unerschütterlichen Energie — man kennt diese ja! — bis auf den heutigen Tag festgehalten. Diese knorrige Unbeugsamkeit war aber nicht nach jedermanns Geschmack; man betrachtete sie bloß als Künstlerlaune oder Künst-

lerschrulle, das Subjektive, das bei ihm je und je, und man darf ja wohl sagen schroff und ungeniert sich in den Vorgrund drängte, galt als gesuchte, berechnete Grillenhaftigkeit, „und", hieß es, „wir wollen einem Künstler zwar seine Kunst, nicht aber seine Launen bezahlen. Warum will Böcklin nicht ordentlich, wie ein anderer, malen, da er es doch kann?" Denn daß er es konnte, so viel hatte man ihm schließlich denn doch abgemerkt, und dafür brachten die Jahre immer neue und immer vollgiltigere, ja überwältigendere Beweise, ebenso entscheidende freilich auch für seine unverringerte Subjektivität ...

Als er von Düsseldorf zurückkehrte, war er freilich noch frohgemut, denn er wußte: Jetzt bin ich wenigstens so weit, daß ich nicht mehr zurück kann; hinter mir ist die Türe abgeschlossen, und wenn ich auch nicht wollte — ich muß vorwärts! — Der oben angedeutete Einfluß des ewig Weiblichen hob ihn über manche Bedenken hinweg. Manchen Nachmittag verbrachten wir damals auf einsamen Spaziergängen in die Umgegend oder auch weiter, in die lachende „Landschaft" hinein, wo Bergrücken und Fernsichten winkten. Eines Morgens — wir waren früh vom Nachtlager in einem romantisch gelegenen Dorfe aufgebrochen und stiegen keuchend eine steile Halde hinan, an den Steinmassen zur Seite des Weges einen Halt suchend — da bekam meine Hand beim Stützen etwas Pelzigweiches zu fühlen. Ich griff zu und hatte einen jungen Fuchs gefaßt, der auf der Steinplatte sorglos geschlafen hatte! Der Kerl geberdete sich aber so wild und biß so wütend um sich, daß ich die Beute bald mußte fahren lassen; auch „Meister" Böcklins Hilfe hatte sich hier ohnmächtig erwiesen. Ein andermal — es war um die Zeit der reifenden Kirschen — lustwandelten wir auf einer benachbarten Hochebene, auf welcher die verlockende Frucht von zahlreichen Bäumen herunterlachte — und auch die Künstler sind Kinder des Augenblicks, wenn er ihnen etwas in den Schoß wirft. Nun mußten die Kirschen allerdings, wenn sie

in den Schoß fallen sollten, erst heruntergeholt werden, letzteres war aber nicht gerade schwer zu bewerkstelligen, wenn einer von uns sich zum Sockel des lebendigen Piedestals hergeben wollte. Und das geschah auch, nach vorgenommener Inspektion in die lauernden Gefahren und Tücken der von Feldhütern durchstrichenen Umgebung. Ich war der Sockel, aber leider fielen die Kirschen mir nicht in den Schoß, sondern mitsamt dem ausgleitenden Räuber, der sie in seine Mütze gesammelt hatte, auf den Kopf, allwo sie durch Naturpresse ausgedrückt und in flüssigen Zustand verwandelt wurden. Ich wurde kirschrot vor — lauter Kirschensaft, und das tat besonders meinem frischen Hemde weh, maßen ich gerade an selbigem Abend mit dem Kirschenräuber zusammen zu einem Taufschmauß geladen war, wo die gesellschaftliche Sitte reine, weiße Wäsche verlangt, und selbst „pictoribus atque poëtis" (denen doch Horaz ein jegliches Wagnis gestattet) zur Pflicht macht. Ich mußte mich also, wohl oder übel, an Ovids „Metamorphosen" halten, wenn auch die meinige weniger rasch von statten ging . . .

Ich hatte um diese Zeit herum, zufällig — zum erstenmal — ein Exemplar von Anakreons Liedern in die Hände bekommen und da sein Genre mir zusagte, einiges daraus übersetzt, worunter das erste:

„Male, bester aller Maler,
Male der Geliebten Bildnis . . ."

Da ich mich nun einer Geliebten noch nicht so ganz sicher berühmen konnte, das Liedchen mir aber ausnehmend gefiel, so dachte ich: „Warum soll er aber nicht dich malen?" Gedacht, gefragt! So kamen zwei Bilder, das eine in Oel, das andere in Bleistiftzeichnung zu stande; letzteres versah ich mit einem griechischen Vers eigener Mache, welcher das Glück treuer Freundschaft preist. Er malte, ich rauchte, und zwar eine Knastersorte, die er in einer obskuren Spezereibude ausgewittert

hatte und die uns ein königliches Aroma zu haben schien. Ach, wie mancher schöne Gedanke ist damals mit den blauen zarten Wölkchen in die Luft gewirbelt und in Rauch aufgegangen! auch der, der jenem Vers die Form gab!

Und doch war es eine schöne Zeit.

An den Winterabenden wurde viel gesungen, und zwar im Verein mit zwei von uns hochverehrten Freundinnen. Unsere Stimmen eigneten sich, der Lage nach, vortrefflich zu einem Quartett. Was nur an solchen (von Mozart, Abt, Kreuzer, Kücken und anderen) aufzutreiben war, wurde in unser Repertoire aufgenommen und gelangte zur Aufführung. Noch liegt in meinem Schrank ein von Böcklins Hand geschriebenes, mit den Noten versehenes Liederheft. Er selber hatte Sinn und Gehör für Musik, daß er aber auch Virtuos auf irgend einem Instrument gewesen sei, wie ein eifriger Verehrer desselben unlängst behauptet hat, um ihn zu einem allseitigen Genie zu stempeln, ist eine Erfindung; ebenso, daß er komponiert habe! Eine Violine hat er gewiß auch einmal, wie jeder von uns, in der Hand gehabt, aber nie (wie dort behauptet war) darauf gespielt, am allerwenigsten: „wunderbar", er müßte es denn erst im Mannesalter — was doch kaum glaublich — gelernt haben. Höchstens huscht durch meine Erinnerung etwa der zerflatternde Schemen einer Flöte, die er gespielt haben kann, aber jedenfalls ohne irgend welchen Eifer oder gar Erfolg, sonst hätte er Gelegenheit genug gehabt, sich an jenen Abenden hören zu lassen, was niemals geschehen ist. Dagegen leistete er einen sonoren sympathischen Baß, und das war gerade, was wir brauchten.

Aber es kamen trübe, bange Tage, in denen er verzweifeln wollte, weil sich nicht nur Zweifel an sich selber, sondern auch an seinen Freunden und Vertrauten in seine Seele geschlichen hatten. Sobald diese Wahnbilder zerflossen waren, kehrten frischer Lebensmut und Selbstvertrauen wieder bei ihm ein.

Von dieser wechselnden Stimmung gibt folgender Auszug aus einem nach Göttingen an mich (1849) geschriebenen Brief Zeugnis:

„Basel, den 2. April 1849.

„Mein lieber Freund!

„. . . Es war ein schrecklich trostloses Gefühl für mich, von denen, die ich allein liebte, denen allein ich mich hätte mitteilen können, zurückgestoßen zu sein. Ich sah mich unwert teurer Freundschaft, da ihr mich nicht suchtet, konnte ich mich nirgends anschließen, zurückgedrängt auf mein eigenes, leeres, unglückliches Ich. — Doch der Zustand ist unsäglich. Was ist einem liebebedürftigen Menschen ein Leben ohne Anhaltspunkt? Mir war es eine peinigende Last. Die Erinnerung an jene Stunden, wo ich, in Untätigkeit versunken, vor mich hin brütete und, in die leere, hoffnungslose Zukunft blickend, bloß noch im Tod einigen Trost sah, treten nun wieder zu lebhaft vor meine Seele. — Laß mich ohne weitere Betrachtungen darüber weggehen. Endlich, endlich hat sich alles aufgeklärt, und ich kann sagen, ich fühle mich doppelt glücklich. Beizeiten ein offenes Geständnis, und ich hätte mir dies alles ersparen können. Aber so geht es, wenn man im Gefühl seiner Unschuld oder mit einem gewissen Trotz sich verschließt. Die Schuld lag allein an mir, denn wäre ich immer offen gewesen, so wäre unser Verhältnis immer ungetrübt geblieben. Du freilich, mein Lieber, konntest von dem allem keine Ahnung haben, und ich sage dies nicht, um Dir nebenbei einen stillen Vorwurf über Dein Schweigen zu machen, sondern bloß, um Dir oberflächlich die vergangene Zeit zu schildern.

In der Kunst habe ich auch manches durchmachen müssen. Die jugendliche Begeisterung, die hochschwebenden Hoffnungen und die Einbildung, jetzt schon etwas nicht Unbedeutendes zu sein, können eben nicht ewig dauern. Die Rose entblättert sich nach und nach, und es bleibt am Ende noch ein kleines

Ding übrig, von dem man nicht weiß, ob einmal eine schöne Frucht daraus werde, oder ob das Innere ohne Lebenskraft sei. So mit der Künstlerseele. Die glänzende Einbildung muß vom Verstande eine strenge Zensur erleiden, sie wird mit einem immer feineren Siebe gesiebt, und leider bleibt meistens alles obenauf. Was ist wahre Poesie? — Doch da komme ich auf ein Feld, wo die Augen unstät suchen und keinen Haltpunkt finden. Der ungebildete Geist kann den Höhepunkt nicht sehen. Je gebildeter, desto höher steht er. Aber die Poesie des Schönen ist endlos. Dem Geiste steht nicht vorgeschrieben: Bis hieher und nicht weiter. Unsere Aufgabe ist, uns zu bilden, dann steigern wir uns selbst unmerklich; aber wenn wir zuweilen abwärts blicken, so sehen wir mit freudigem Erstaunen, wie die Ebene tief unter uns liegt, da sehen wir die Hügel, wo wir schon glaubten auf dem höchsten Gipfel zu sein, sich mit der Ebene verflachen. Aber über uns liegen noch unbekannte Regionen in einem blendenden Glanz. Mutig hinauf! Haben wir so viel zurückgelegt, so können wir noch mehr. Wo ist das Ende? Was kann uns zurückhalten? Die Morgensonne scheint noch, noch fühlen wir frische Kraft; hinauf! Arnold Böcklin."

Im Jahre 1851 finden wir Böcklin auf seine eigenen Mittel beschränkt in Italien, aber an Körper und Seele krank, wie folgende Zeilen aus dem Briefe einer mütterlichen Freundin zeigen, die ihn von Jugend auf kannte und schätzte und seine Schicksale mit dem wärmsten Interesse verfolgte:

„Basel, Sonntag, den 27. July 1851.

„Mein lieber Doktor.

„. . . Wir sind in großer Angst und Sorge um den armen fernen Freund, er liegt schon bei vier Wochen am Fieber krank, körperlich und geistig darnieder gedrückt, ohne

Geld, ohne Hilfe, von Arbeit ist natürlich keine Rede; seiner Mutter darf er seine Lage nicht schreiben, ohne sie in die entsetzlichste Angst zu versetzen, er bittet, ohne seine Lage zu verraten, unter dem Vorwande, er müsse, um dem Fieber zu entfliehen, für einige Zeit auf's Land, seine Mutter zu veranlassen, ihm das Bewußte und noch mehr zu schicken. Das erstere ist wahr, denn er hat sich nach Ariccia, nahe bei Albano, transportieren lassen, kurz, der arme Mensch ist in der schrecklichsten Lage, wenn er nur nicht unterliegt! Es wäre doch gar zu traurig, wenn er so — einsam und verlassen — fern von allen Lieben sein kampf- und mühevolles Leben aushauchen müßte.

„Unglücklicherweise ist seine Mutter für einige Wochen verreist. Wenn unser Trost nur nicht zu spät kommt, denn sein Brief ist schon vom 12. er wird fast verzweifeln, warum die Antwort so lange ausbleibt; ach, lieber Freund, in einer solchen Lage da mag das Warten einem lange werden."

Aus diesem Jammer sich aufzuraffen — bei dem es uns nicht wundern darf, daß der Arme sich mit dem Gedanken trug, nach Amerika auszuwandern, ja sogar, wenn die Mittel dazu versagten, sich unter die päpstliche Garde einreihen zu lassen, aus diesem physischen und noch größeren moralischen Jammer sich aufzurichten, ihm obzusiegen und in der trüben Wellenflut eines solchen Daseins nicht zu ertrinken, dazu gehörte eine mehr als gewöhnliche, eine bewundernswerte Energie, und wenn es sich darum handelte, dies hervorzuheben, so wird in der Anführung seiner Worte und solcher, die aus Freundesherzen flossen, keine Indiskretion zu erblicken sein.

Welche Stufen er noch von da auf seiner Lebens- und Ruhmesleiter zu durchlaufen hatte, bis er auf der vollen Höhe stand, muß ich anderen zu schildern überlassen; mir war es hier nur um die Lehrjahre zu tun, von denen es sicher und durch zahlreiche Proben verbürgt ist, daß sie, wenn auch ein

ungemeines Talent, so doch nichts von der späteren so originellen und von aller Tradition so abweichenden Art des Meisters verrieten. Ich besitze noch von ihm eine kleine in Oelfarbe ausgeführte Landschaft, die in der Technik merkwürdig zart und sauber gehalten ist; keine Spur von jenen späteren kecken und massigen Pinselstrichen, die auch seine Freunde so oft verblüfften — ich erinnere mich noch sehr wohl, daß der Professor der Philosophie an unserer Universität, dem auch die Aesthetik zu docieren oblag, mich mit folgenden Worten apostrophierte: „Fragen Sie doch gefälligst Ihren Freund Böcklin, ob er seine Bilder mit dem Finger oder mit dem Pinselstiel male!" Mein eben erwähntes Bild stammt aus dem Jahre 1845, jene Frage kann nicht nach 1850 getan worden sein, jene Eigentümlichkeit des Malers muß sich also doch ziemlich früh entwickelt haben.

Auch von der Hinneigung des Meisters zu allegorischen und mythologischen Gebilden ist in jener allerersten Periode noch nichts zu verspüren; die Gegenstände sind der gesunden Wirklichkeit, der Natur, wie sie leibt und lebt, entnommen, die Stimmung wird einfach dem Zuschauer überlassen, an keiner allegorischen Figur kann er sie ablesen. Letztere Art — andere sagen Manier — ist während einer langen und reichen Schaffensperiode die bevorzugte des Meisters, gleichsam sein liebstes Kind gewesen; und mancher, dem diese Richtung anfänglich nicht sympathisch war, hat sich nachträglich bekehrt und sie liebgewonnen. Die im Sumpfe der Wirklichkeit watenden Realisten und Naturalisten der Neuzeit, die Ritter des Federordens mit der Devise „naturalia et turpia" haben zu diesem Umschlag der Stimmung beigetragen und dem Meister des Pinsels mächtig vorgearbeitet, ohne daß dieser sich im mindesten um ihr Tun und Treiben bekümmerte und mit Absicht in Gegensatz zu ihnen trat. Aber der Gegensatz ist vorhanden und zwar ein so abgründlich auseinander klaffender, wie er kaum

jemals, so lange es eine Kunst gibt, vorhanden war (wenn man überhaupt bei jenen Photographen des Naturschlammes von einer „Kunst" sprechen darf). Man denke sich Böcklins leuchtende Najaden- und Tritonen-Symbolik neben den Tintenklecksen der allermodernsten Naturkopisten! Wie schwül und bang wird uns in dieser Stickluft; und wie leicht wird uns der Atem wieder in jenem reinen Aether einer ideenverklärten Schönheit. Aber auch was Natur, wirkliche und echte Natur ist, ohne Verdichtung im Symbol, stimmungsvolle Natur (wie sie allein das Objekt des Künstlerauges sein darf), so könnten jene Herren der Feder von Böcklin lernen. Oder wäre zum Beispiel sein „Opferhain" nicht auch ein Naturbild? So gut die Potenz einer Zahl immer eine Zahl bleibt, so gut bleibt eine verklärte, potenzierte Natur eben auch — Natur.

Jenes kleine Landschaftsbild, das ich von Böcklin besitze, mit seiner vielfachen, staffelförmigen Vertiefung von einem bewaldeten Vorgrund nach dem weit entfernten bergbegrenzten Hintergrunde zu, die vorderen Hügelreihen jenseits eines die Ebene durchziehenden Gehölzes, vom Frühnebel umwallt, nach der Höhe aber wieder in kräftigem Blau hervortretend, die Höhenzüge dahinter in immer zarterem, violettbläulichem Duft sich abhebend, rechts nach vorn ein von einer Felsplatte stürzender Bach, dem in der Tiefe ein Fischer — die einzige Staffage des Bildes — zuschreitet, die bereits am frühen Morgen erhaschte Beute in der Hand, oberhalb des Wassers auf einer Art lichter Hochebene mit zerstreuten Hütten eine Kapelle, hinter welcher eine Schlucht sichtbar wird und jenseits wieder ein mit Tannen bestandener Hügel emporragt — jenes Bild, sage ich, mit seiner weiten Perspektive und seinen wechselnden Gruppen verrät, scheint mir, bereits den werdenden Meister, man spürt ihm an, es ist nicht nach der Schablone, sondern mit künstlerischem Bewußtsein gemalt.

Ich habe ihn daran malen sehen, es war an einem Sonntag Vormittag. Dabei kommt mir ein Vorfall in den Sinn, der uns beide höchlich ergötzte. Nämlich: Die Familie Böcklin war ziemlich zahlreich, und Vater Böcklin, ein Verehrer der „alten“ Eidgenossen — wie überhaupt alles „Alten“ hatte sich darauf pikiert, seinen Sprossen beiderlei Geschlechts die Vornamen eidgenössischer Stammeshelden zu geben; so hieß der älteste Sohn Werner (von Werner Stauffacher her), der zweite Arnold (nach Arnold von Melchtal), der dritte Walther (nach Walther Fürst von Uri) und so weiter, die beiden Mädchen hießen Bertha und Mathilde, jene — so vermute ich wenigstens — nach der Bertha in Schillers „Wilhelm Tell“, diese nach der Mathilde in Rossinis gleichnamiger Oper. An jenem Sonntag Vormittag also, als ich gerade im Familienzimmer war, traf sich's, daß der jüngste Bruder, damals ein kleiner Knirps, zum erstenmal mit dem charakteristischen Kleidungsstück edler Männlichkeit, mit Hosen, einherstolzieren durfte. Es waren weite Pumphosen, und das Gefühl, seine Hände in dem tiefen Schlund der Taschen sich ergehen zu lassen, war für den Jungen ein so wonnevolles, ja göttliches, daß er allen Ernstes fragte: „Mutter, hat denn der liebe Gott auch Hosen an?“ Schade, daß der Bruder diese Situation nicht in Oel verewigt hat! Mancher, sogar seine Freunde und Verehrer würden diesen pausbäckigen Jungen mit den weiten Pluderhosen jenen „Sirenen“ mit den grausigen Hühnerbeinen vorziehen, womit der Bruder seine Zeitgenossen so eigentümlich überrascht hat. Wie dieser übrigens, rein technisch verstanden, seine Kunst übte, ist wahrhaft wunderbar, für einen Laien wenigstens unbegreiflich. Wer ihn zum Beispiel am Bild des toten Christus und der sich über ihn beugenden Maria Magdalena hätte malen sehen, würde verstehen, was ich meine. Wie er da den über den Leichnam sich senkenden Schleier und das durchschimmernde Fleisch da-

runter zugleich malte, oder besser hinwarf, und mit welchem täuschenden Schein des Wirklichen . . . man glaubte einem Zauberer zuzusehen.

Die vorliegenden Erinnerungsbilder mögen genügen; die Entwicklung des Künstlers zu verfolgen, bin ich weder berufen noch befugt. Nur noch zwei Punkte möchte ich berühren.

Böcklin hat eine große Vorliebe für die Skulptur, so sehr, daß er eine Zeit lang schwankte, ob er nicht der Malerei Valet sagen und sich völlig jener Kunst widmen wollte. Und zwar geschah dies zu einer Zeit, wo er bereits auf der Höhe des Könnens — wenn auch noch nicht Ruhmes — stand und einige seiner besten Gemälde geschaffen hatte. Auch hat er es nicht beim bloßen Wollen bewenden lassen, sondern hat auch durch die Tat bewiesen, daß es ihm Ernst mit der Sache war. Unter den vielen Proben, welche, als es sich um ein würdiges, in Basel zu erstellendes Denkmal für die in der Schlacht bei St. Jakob gefallenen Eidgenossen handelte, eingeliefert wurden, befand sich auch ein Gipsmodell von Böcklin. Bekanntlich hat sein Landsmann Schlöth den Preis in der Konkurrenz davongetragen, weil man von der Ansicht ausging, daß ein solch monumentales Werk in erster Linie zum Volk sprechen und diesem gefallen müsse, und in dieser Beziehung verdiente die Gruppe von Schlöth allerdings den Vorzug vor den Entwürfen seiner Mitbewerber, auch Böcklins, dessen einfache Symbolik — Altar mit Opferflamme — dem Volke, das nicht deuteln, sondern bewundern will, nicht genügen konnte.

Auch die an der Hinterseite der Basler Kunsthalle angebrachten Charakterköpfe — das heißt Karikaturen, deren Gesichtszüge infolge körperlicher oder geistiger Leiden und Defekte verzerrt sind — stammen von Böcklins Hand und zeigten damals sein Talent zum erstenmal von einer neuen Seite — der eines grandiosen Humors! Manche wollen allerdings nicht

begreifen, wie diese in Stein gehauenen Fratzen an besagter Stelle, einem der Kunst gewidmeten Bau! zu Ehren kommen konnten. Als ob der Humor, der zum Glück im Leben eine so große Rolle spielt, nicht auch in der Kunst eine Heimat hätte! — und zwar in jeder Kunst und zu allen Zeiten! — Was übrigens die Vereinigung des Malers und Bildhauers in einer Person betrifft, so liefert bekanntlich schon die italienische Renaissance für diesen Fall berühmte Beispiele.

Es ist eine bekannte Erfahrung, die man an großen Künstlern macht, daß sie ab und zu neben ihrer Kunst Allotria treiben und zwar oft solche Allotria, die sie selber für mindestens ebenso wichtig halten als ihre Kunst. Dieser Fall trifft auch bei Böcklin zu. Er ist, ohne daß ihn seine Neigung je zu den Naturwissenschaften geführt hätte, ein leidenschaftlicher Bewunderer und Verehrer der Aerostatik und möchte gerne auch seinerseits etwas zur praktischen Verwertung dieser Wissenschaft beitragen. In seinen Mußestunden studiert er nicht nur emsig die auf diesem „luftigen" Gebiete gemachten Fortschritte und Erfindungen, sondern er müht sich auch mit Plänen und Systemen zur Förderung der aeronautischen Technik ab und geizt, obschon der Künstlerehrgeiz bei ihm sich auf sehr mäßiger Höhe hält, merkwürdigerweise nach dem Ruhm einer technischen Erfindung! Er studiert schon seit Jahren, ja Jahrzehnten an dem Problem eines vollkommenen, nach Belieben lenkbaren Luftballons herum und hat schon öfter Proben mit solchen höchsteigener Konstruktion vorgenommen. Bis jetzt scheinen diese freilich jenen Erwartungen nicht ganz entsprochen zu haben, wenigstens ist von einem „System Böcklin" noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen. Aber bei seinem willensstarken Charakter haben ihn seine Mißerfolge nicht abgeschreckt, er hat sich immer wieder an die Arbeit gemacht, ob freilich auch noch während der letzten Jahre, wo schwere Krankheit seine Tatkraft lähmte, ist zweifelhaft und für die Praxis

jedenfalls einerlei, denn wenn man die Umstände klar ins Auge faßt und die bei dieser „brennenden" Frage der Gegenwart (und wahrscheinlich auch noch eines Stückes Zukunft!) in Rechnung kommenden Faktoren erwägt, wird man jede Hoffnung auf eine neue Erfindung von besagter Seite aufgeben müssen. Eine nähere Begründung können wir uns ersparen, sie liegt auf der Hand; und wenn wir dem von uns hochgeschätzten Künstler von ganzem Herzen noch manches Jahr unversieglicher Schaffensfreude und Leistungsfähigkeit wünschen, so geschieht dies um seiner selbst und seiner Kunst willen, nicht aber im Interesse der Aeronautik. Ein solcher Wunsch aber ist um so gerechtfertigter, — wenn überhaupt diese „klingende Schelle", genannt „Wünsche", sich öffentlich hörbar machen darf — als die, trotz allen optimistischen in die Öffentlichkeit gedrungenen Berichte des Gegenteils, immer noch zerrüttete Gesundheit des Künstlers ein gedeihliches Schaffen noch nicht recht aufkommen läßt. — Immerhin schien uns besagte, nach dem „sursum corpora" gerichtete Eigentümlichkeit des Künstlers der Erwähnung nicht ganz unwert zu sein.

Hochachtungsvoll Ihr

J. M.

Das künstlerische Leben in Basel

vom 1. Nov. 1902 bis zum 31. Okt. 1903.

Ein Rückblick über Theater, Musik und bildende Kunst.

Von

Albert Geßler, E. Th. Markees und A. Vischer-van Gaasbeek.

A. Theater.

1. Schauspiel. Die oberste technische und künstlerische Leitung der Basler Bühne lag auch für den Winter 1902/03 in den bewährten Händen des Herrn Direktor Leo Melitz. Er bestrebte sich in erster Linie, Novitäten zu geben, entweder Stücke, die ganz neu waren, oder solche, die man nur in Basel noch nicht gesehen hatte. Zur ersteren Kategorie gehörten 1. das feine Renaissance-Drama „Die Muse des Aretin" von J. V. Widmann in Bern, ein psychologisch tiefes, auch handlungsreiches Stück; 2. „St. Helena", ein Napoleon-Drama von Arnold Ott in Luzern, dem kraftvollen Verfasser der leider noch nie aufgeführten „Rosamunde", einer „Agnes-Bernauer" und des großen

vaterländischen Schauspiels „Karl der Kühne und die Eidgenossen"; 3. „Frauenlist", ein Verslustspiel in Renaissance-Kostüm von H. Stegemann in Basel. Zu Weihnachten hatte ferner Frau Elisabeth Trenkler-Sieber ein liebliches Kinderstück verfaßt, „Klein Evchen und die Weihnachtsfee", zu welchem ihr Gatte, Herr Kapellmeister Albin Trenkler, eine passende Musik komponiert hatte. — Für Basel neu, oder soviel wie neu, waren sodann „Hedda Gabler" von H. Ibsen, „Ein Fallissement" von B. Björnson, sowie ein englisches Lustspiel „Die Tyrannei der Tränen" von Haddon-Chambers; ebenfalls neu einstudiert wurde das geistleuchtende Lustspiel „Weh' dem, der lügt" von Grillparzer. Im klassischen Repertoire erschienen: „Sappho" von Grillparzer, „Emilia Galotti" von Lessing und „Das Käthchen von Heilbronn" von Kleist. Dieses und das erstgenannte Grillparzer'sche Stück („Weh' dem, der lügt") wurden in den seinerzeit von Herrn Hugo Schwabe sel. eingeführten Gratis-Schülervorstellungen der reiferen Schuljugend vorgespielt. — Eine gute Einrichtung am Theater sind die billigen und darum sehr stark besuchten Volksvorstellungen an Samstag Abenden: es wurden da im Saisonteil vom November 1902 bis zum April 1903 Goethes „Götz von Berlichingen", Schillers „Don Carlos", Björnsons „Fallissement", Lessings „Emilia Galotti" und Grillparzers „Sappho" gegeben. — An Gästen sah die Basler Bühne den hier sehr beliebten Komiker C. W. Büller im „Registrator auf Reisen" von L'Arronge, im „Dr. Wespe" von Benedix, im „Biberpelz" von G. Hauptmann und in „Charleys Tante" von Brandon-Thomas. — Französische Truppen, wie sie Basel mit seiner starken französischen Kolonie und seiner Sympathie für französisches Geistesleben öfters besuchen, brachten uns erstens Molières „Tartufe" und „Médecin malgré lui" mit Coquelin cadet als Gast; sodann kam Herr Jean Coquelin mit Halevys „Abbé Constantin" und Molières „Malade imaginaire", eine dritte Truppe (Hertz)

brachte Viktor Hugos „Hernani", und mit dem bei uns sehr beliebten Herrn Achard erschien Yvette Guilbert, die „grande diseuse" zu einem Abend voll sprühenden Geistes. Eine Art Ereignis im Theater war auch die von Frau Le Blanc-Maeterlinck gespielte „Monna Vanna" von M. Maeterlinck.

Die neue Saison begann am 21. September 1903. Sie brachte ein stark verändertes Personal; so waren hauptsächlich die Fächer des ersten Helden, des jugendlichen Liebhabers, der ersten Heldin und der Heldenmutter neu besetzt; unsere Bühne scheint namentlich in den Damen Marie Voigt und Bertha Arco gute Acquisitionen gemacht zu haben, sind doch mit ihrer Hilfe schon Sudermanns „Heimat" und Schillers „Jungfrau von Orleans" vortrefflich gelungen. Die sentimentale Liebhaberin Lilli Baum hat „Des Meeres und der Liebe Wellen" von Grillparzer zum Gelingen geführt. An klassischen Stücken gab es außer den genannten, Schillers „Räuber" und „Maria Stuart". Letztere wurden auch in einer Volksvorstellung gespielt, ebenso G. Ohnets „Hüttenbesitzer". Novitäten waren R. Lothars „König Harlekin", Otto Ludwigs „Erbförster", Alfred Capus' „Schloßherrin" und der neueste Berliner Schwank „Der Hochtourist" von K. Kraatz und M. Neal. Eine französische Truppe, geleitet von dem vorzüglichen Schauspieler F. Huguenet, gab „Le secret de Polichinelle" von Pierre Wolf.

Im Sommer pflegt in Basel ein Interimstheater allerlei Lustspiele u. s. w. zu geben. Der Direktor dieser Bühne, Herr A. Bömly erfreut sich großer Beliebtheit. Im Mai 1903 machte er sich durch eine gute Aufführung von Maxim Gorkis „Nachtasyl" auch noch in anderen Kreisen als in denen der Sommertheaterfreunde angenehm bemerkbar.

In diesem Winter erstmals hat die „Allgemeine Lesegesellschaft" literarische Abende eingerichtet. Die erste der drei in Aussicht genommenen Soireen fand am 28. Oktober im

Stadtkasino statt. Es las da Herr Detlev Freiherr von Liliencron Gedichte und Novellen aus seinen Werken vor. Die Nachfrage nach Billets zu diesem Abend war so stark gewesen, daß Herr von Liliencron am 30. Oktober nochmals — auch wieder vor vollem Saale — lesen mußte.

* * *

2. Oper. Die kleine Kunstchronik, zu deren Abfassung der Schreiber dieser Zeilen aufgefordert worden ist, wird in gleicher Weise und nach denselben Grundsätzen geführt werden, wie dies im Jahrbuch für 1903 geschehen und dort erläutert worden ist.

Das Theater wurde am 22. September mit „Lohengrin" eröffnet und am 5. April mit „Samson und Dalila" geschlossen. Unter den dreißig Opern, die zur Aufführung gelangten, war für Basel neu die „Götterdämmerung", das letzte Stück aus Richard Wagners „Ring des Nibelungen", wiederum in der Bearbeitung von Kapellmeister Albin Trenkler. Die ganze Nibelungen-Tetralogie ist somit dem Spielplan unserer Bühne eingereiht worden. Eine zweite Novität war die mit außerordentlicher künstlerischer Anstrengung und Sorgfalt einstudierte „Königin von Saba" von Goldmark, die sehr günstig aufgenommen und im ganzen acht mal zu Gehör gebracht wurde. Von fremden bedeutenden Gästen erwähnen wir an erster Stelle Karl Burrian (Tenor) aus Dresden, dann Theodor Bertram von München (Baryton) und Frau Erika Wedekind (Sopran) aus Dresden. Der Besuch des Theaters darf im allgemeinen als ein guter bezeichnet werden.

B. Konzerte.

Die Abonnementskonzerte zeigten unter der Leitung des neugewählten Kapellmeisters, Herrn Hermann Suter, eine nach jeder Richtung etwas abweichende Physiognomie gegen früher, hauptsächlich in der stärkeren Bevorzugung der modernen und modernsten Richtung in der musikalischen Komposition. Neben Werken der bewährten großen klassischen Meister standen solche von Sigmund v. Hausegger (Barbarossa), Cesar Franck (Symphonie D-moll), Elgar (Ouverture), Schillings, Sibelius, Strauß (Heldenleben) u. a. m. Eine ganze Reihe bedeutender Solisten wirkte in diesen Konzerten mit, unter ihnen Eugen d'Albert, Busoni, Reisenauer, Mary Garnier, Tilly Koenen. Am 24. März 1903 dirigierte sodann in einem Extra-Konzert Richard Strauß zwei seiner größeren Orchesterkompositionen (Heldenleben, Don Juan) sowie die Euryanthen-Ouverture von Weber und brachte außerdem eine Reihe eigener Lieder und Gesänge — zusammen mit dem Tenoristen Hans Gießen aus Dresden — zur Aufführung. Der Besuch und der äußere Erfolg des Konzertes waren beide sehr stark. Ein anderes Extra-Konzert hatte am 18. Januar Hofkapellmeister Fritz Steinbach mit der berühmten Meininger Kapelle veranstaltet. Er brachte dabei als Hauptwerke die Symphonie in E-moll von Brahms und dessen Variationen über ein Thema von Joseph Haydn, dann noch Kompositionen von Bach, Mozart, Schubert, Wagner, alles in hoher virtuoser Vollendung.

Genüsse mehr intimer Natur boten die Kammermusik-Abende unseres hiesigen, aus den HH. Konzertmeister Kötscher, Wittwer, Schäffer und Grimson bestehenden Streichquartetts. Mehrmals wurden auch in dieser Saison, um das Programm interessanter zu gestalten, auswärtige Kräfte zur Mitwirkung herbeigezogen. Die Programme wiesen, wie in den Abonnements-Konzerten, angemessene Abwechslung zwischen Klassischem und Modernem auf.

Der Gesangverein — um auf die Choraufführungen zu kommen — brachte am 4. Dez. 1902 unter Herrn Dr. Hubers Leitung Schumanns „Faustszenen“ unter Mitwirkung der Damen T. Hinken (Sopran) und A. Hindermann (Alt), sowie der Herren Robert Kaufmann (Tenor), Th. Breven und J. Hemsing (Baß); dann am 19. Febr. 1903 das längere Zeit in Basel nicht mehr gehörte Requiem von Verdi. Letzteres fand solchen Anklang beim Publikum, daß der Gesangverein sich veranlaßt sah, am 7. und 8. April das Werk zu wiederholen; der Ertrag wurde der Basler Ferienversorgung und der Kinderheilstätte in Langenbruck zugewiesen. Als Solisten waren dabei tätig die Damen Val. Riggenbach-Hegar, Frieda Hegar und die Herren E. Sandreuter und P. Böpple. Auch in diesem Winter fand wieder ein Konzert statt, das ausschließlich Werke von Sebastian Bach enthielt, nämlich die sog. „Trauerode“ in der Bearbeitung von Ph. Wolfrum, die Altarie „Schlage doch, gewünschte Stunde“ und die Cantate „Ich hatte viel Bekümmernis“. Die Solopartien hatten dabei übernommen Frau Rückbeil-Hiller, Fräulein Maria Philippi, Herr Rob. Kaufmann, Herr P. Böpple.

Die Basler Liedertafel gab, wie gewöhnlich, zwei öffentliche Konzerte, von denen bei dem ersten in üblicher Weise das Orchester zur Mitwirkung herangezogen wurde. Die zu Gehör gebrachten Chorwerke waren für Basel sämtlich Novitäten. Neben Kompositionen von Schubert, Gustav Weber und S. von Hausegger gelangte ein neues Opus von Hans Huber, „Caenis“, für Männerchor, Altsolo und Orchester zur Aufführung. Das von dem Dichter J. V. Widmann und dem Komponisten der Liedertafel gewidmete Werk erzielte einen starken Erfolg; die Altpartie hatte dabei Fräulein Maria Philippi übernommen.

Im zweiten Konzert kamen dann mehr die kleineren Formen des Chorliedes zu ihrem Recht, und neben Kompositionen deutscher Meister zierte eine Reihe von Werken schweizerischer Tonkünstler

das Programm. Als Solisten wirkten dabei mit Frl. Elisabeth Sommerhalder (Alt) und Hr. Friedr. Buddenhagen (Flöte).

Der Basler Männerchor ließ sich in dem vergangenen Sängerjahr zum erstenmal am 23. Nov. 1902 vernehmen. Der Verein sang dabei eine Anzahl von Chören bekannter Tonsetzer (Jüngst, Gust. Weber, Attenhofer, C. Jul. Schmidt u. a.); das für dieses Konzert engagierte Streichquartett der Herren Konzertmeister Kötscher, Wittwer, Schäffer und Grimson erfreute die Zuhörer mit einer Auswahl von Quartettsätzen, die den Werken klassischer Meister (Haydn, Mendelssohn, Schubert) entnommen waren.

Das „Frühlingskonzert" des gleichen Vereines wurde unter der Leitung des Herrn C. Jul. Schmidt am 10. Mai 1903 abgehalten und bewegte sich in Bezug auf die Chorleistungen in denselben Formen, indem hauptsächlich das Strophenlied dabei berücksichtigt wurde. Die solistische Mitwirkung lag in den Händen der Herren Fr. Niggli aus Zürich (Klavier), Vermeer (Viola) und Gold (Oboe). Die beiden letztgenannten Herren, geschätzte Mitglieder unseres hiesigen Orchesters, spielten Werke von R. Schumann und Aug. Klughardt, während Herr Niggli als Solist in einem Variationenwerk eigener Komposition auftrat. Das gleiche Programm exekutierte der Verein (mit einigen Abänderungen auch im solistischen Teil) am 7. Juni 1903 in Olten in einem Wohltätigkeitskonzert.

Schließlich sei noch eines Konzertes erwähnt, das die „Liedertafel" der „Liederkranz" und der „Männerchor" zu einem wohltätigen Zweck am 21. Dez. 1903 im Münster zusammen arrangierten. Es kamen dabei Gesamtchöre und Einzelgesänge zum Vortrag, und das Konzert brachte die schöne Summe von 2000 Franken ein, die der Suppenverteilung überwiesen werden konnten. —

Während sonst mit Ende Mai die „stille Zeit" in Bezug auf musikalische Produktionen einzutreten pflegt, brachte der

Sommer 1903 der ganzen musikalischen Welt Basels große Arbeit und Anstrengung. Der von Franz Liszt gegründete Allgemeine deutsche Musikverein hatte nämlich an den Basler Gesangverein die Anfrage gestellt, ob er in der Lage sei, das Musikfest bei Anlaß seiner 39. Jahresversammlung zu übernehmen. Der für Basel ehrenvolle Antrag wurde angenommen und auch sofort Hand angelegt zur würdigen Gestaltung des Festes. Die verschiedenen künstlerischen Aufgaben wurden an die sich beteiligenden Vereine, den Gesangverein und die Basler Liedertafel, verteilt, ebenso begannen die Proben des für dieses Fest bedeutend verstärkten Orchesters. Zum Zwecke der Organisation, soweit sie den nichtmusikalischen Teil des Festes betraf, vereinigten sich Männer aller Berufsarten, und so wurde durch die angestrengte Arbeit aller Beteiligten ein Ganzes geschaffen, das in allen Teilen als höchst gelungen darf bezeichnet werden. Die Vereine und das Orchester lösten ihre Aufgaben in einer Weise, die ihnen von allen Seiten die größten Lobeserhebungen und uneingeschränkte Anerkennung eintrug. Auch die Organisation fand den größten Beifall namentlich der auswärtigen Gäste. In künstlerischer Beziehung hatte das Fest für Basel, ja für die ganze Schweiz noch ein besonderes Interesse dadurch erhalten, daß auch die schweizerischen Komponisten, die Mitglieder des „Schweizerischen Tonkünstlervereins" sich an den Aufführungen mit Werken beteiligten und dadurch mit ihren deutschen Kollegen in die Schranken traten. Man hatte deutscherseits den Schweizern einen bedeutenden Platz in den Festprogrammen eingeräumt, und sie haben ihn, wie der Erfolg zeigte, mit Ehren behauptet. Es kamen Orchester-, Chor- und Kammermusikwerke schweizerischer Autoren zum Vortrag; sie zeigten den anwesenden deutschen Gästen, daß auf diesen Gebieten eine rege Tätigkeit unter den einheimischen Künstlern herrscht. In hohe Achtung haben sich die mit der Reproduktion der großen Orchester- und Chorwerke betrauten

Vereine und Gesellschaften bei allen auswärtigen Gästen gesetzt. Was unser Orchester, der Gesangverein und die Liedertafel bei dem Feste durch die einwandfreie, mustergiltige Wiedergabe zum Teil enorm schwieriger Werke — wie z. B. der 16stimmigen „Hymne“ von R. Strauß — geleistet haben, das hat in der gesamten deutschen Presse rückhaltlose, zum Teil begeisterte Anerkennung gefunden, und unsere Nachbarn jenseits des Rheines wissen nun, daß Basel als Musikstadt einen bedeutenden Rang unter den Orten gleicher Größe in Anspruch nehmen darf. — Nicht nur in künstlerischer Beziehung wird das Fest den deutschen Gästen eine schöne Erinnerung sein; sie haben auch die baslerische Gastfreundschaft kennen gelernt, die in der ganzen Organisation des Festes, in dem wohlgelungenen Festmahl, ganz besonders aber in einem Empfang der am Fest beteiligten Kräfte in dem Hause des Herrn La Roche-Burckhardt (Gellertstraße 27) ihren Ausdruck fand. Alle, die an diesem Festabend teilnehmen konnten, werden ihn als eine der schönsten Episoden jener Tage im Gedächtnis behalten. Das Fest hat den Baslern viel Anstrengung, aber auch viel Anerkennung und Ehre gebracht. Ganz besonders ist dies auch dem musikalischen Leiter des Ganzen, Herrn Kapellmeister Suter zuteil geworden, der im Einstudieren der zahlreichen Aufgaben das denkbar Möglichste geleistet hat. —

Hiemit schließen wir den Bericht; der freundliche Leser wird daraus ersehen haben, daß man in Basel stets an der Arbeit ist, wo es gilt musikalisches Leben zu fördern, und daß unsere Stadt ihren alten Ruf, eine Pflegestätte edler Kunst zu sein, zu wahren und zu festigen mit Erfolg bestrebt ist.

C. Malerei und Plastik.

Die erste in der Kunsthalle abgehaltene Ausstellung des zu behandelnden Zeitraums brachte uns Bilder aus Arnold Böcklins Nachlaß: ein Erstlingswerk „Tannenbewachsene Felsenschlucht" (1848), „Kentaur und Nymphe" (1850), „Selbstbildnis" (1860), „Des Künstlers Tochter Klara" (1872), „Malerei und Dichtung" (1880), „Die Hoffnung" (1880), „Porträt G. Kellers" (1890), „Kalypso" (1890), „Venus Anadyomene" (1890), „Der Apostel Paulus" (1898), „Die Jagd der Diana" (1894), „Der Krieg" (1895), „Melpomene" (1900) und „Der rasende Roland" (1900).

Dann kam die Weihnachts-Ausstellung der Basler Künstler. Sie war reich beschickt und zeigte mit ihren vielen guten Bildern, daß Basel als Kunststadt sich vor andern Orten gleicher Größe durchaus nicht zu schämen braucht. Sie brachte im Porträtfach Werke von Fritz Burger, Frau S. Burger-Hartmann, W. Balmer, Frau Wagner-Grosch, Albert Höflinger, Emil Beurmann, J. B. Weißbrod, Ernst Breitenstein, Augusta Roßmann, Frau M. Wittwer, Louise David, Rosalie Burckhardt, Marie Piccard, Hermann Meier, Emil Dill, Alfred Peter und Max de Geymüller. Landschaften hatten zu zeigen: Karl Theodor Meyer, Fritz Völlmy, Alfred Chatelain, Theophil Preiswerk, Burkhart Mangold, Maria La Roche, Gertrud Dietschy, Martha Hunziker, Martha Burckhardt, Minna Siebenmann, Marie Sandreuter, Edith von Herzer, Charlotte Iselin, Otto Mähly, Jakob Wagner, Max Buri, Franz Krauß, F. Mock, Emanuel Bürgy, J. Billeter, Paul Burckhardt, Alfred Soder, C. Roschet, Eduard Völlmy, A. Fäsch, Philipp Labhardt, H. Süffert, Aug. Bauer (Weil) und Walther Enholtz. Tiere, d. h. ein Pferd, malte Esther Herzog. Figurenbilder waren da von Heinrich Altherr, Karl Burckhardt

und G. Herzig. Glasmalerei hatte ausgestellt Hans Drenkhahn. Plastische Sachen zeigten Frau S. Burger, August Heer, Joseph Hollubetz, Friedrich Lommel und der Medailleur Hans Frei.

Im Februar gab es eine interessante Ausstellung von Schweizern, Holländern, Italienern und Deutschen. Am hervorragendsten waren die Werke des Köngsberger Professors Ludwig Dettmann: große, saftige Bilder mit interessanten Licht- und Raumproblemen. Von den Schweizern war der in München tätige Karl Itschner mit rasch bewegten Kinderfiguren sehr bemerkenswert; auch der Radierer Emil Anner aus Baden ist eine Persönlichkeit, die nach eigenartigem Ausdruck ringt. Sodann war in dieser Ausstellung die vom Kunstverein bestellte Büste des derzeitigen Präsidenten, ein Werk Aug. Heers, zu sehen.

Die dritte Ausstellung der Saison brachte Genre-Bilder in Öl von Hans Bachmann (Zürich), in Pastell von E. Beurmann; Tiere bot der sich immer selbständiger machende Zügel-Schüler A. Thomann (Zürich); die Hauptsache aber waren Gemälde, vornehmlich Landschaften von Mitgliedern des Karlsruher Künstlerbundes; es ragten da Hans von Volkmann, Max Liebers und Gustav Kampmann hervor. Noch interessanter als die Ölbilder der Karlsruher war die nahezu lückenlose Sammlung ihrer bekannten Künstler-Steindrucke, mit deren Verbreitung sich die Verleger B. G. Teubner und R. Voigtländer in Leipzig ein so großes Verdienst um das erworben haben, was man „Kunst im Volke" nennt. Die bedeutendsten der bei uns ausgestellten Blätter waren: „Kornfeld" von H. v. Volkmann, „Mondaufgang" von Gust. Kampmann, „Marienburg an der Mosel" von K. Biese, „Werftarbeiter" von F. Kallmorgen, „Gebirgstal" von Ed. Euler, „Nixe" von F. Hein, „Krabbenfischer" von K. O. Matthäi, „Krähen im Schnee" von O. Fickentscher, „Mein Dorf"

von W. Strich-Chapell und „Altes Schloß in Bregenz" von P. von Ravenstein.

Nach dieser Kollektivausstellung gab es 40 Bilder von einem einzigen Maler, dem besonders in England sehr geschätzten, jetzt in Freiburg i. B. wohnhaften Nürnberger Karl Heffner; es waren sämtlich Landschaften, frische, klare Bilder von nobler und doch kräftiger Behandlung. Gleichzeitig mit diesen Landschaften waren ein Dutzend große dekorative Stilleben von L. A. Kunz in München ausgestellt. Sodann waren ein paar saftige, naive Landschaften und ein Porträt von Gottfried Herzig (Basel) zu sehen. An Plastik waren eine Büste Albert Ankers von A. Heer und Hans Freis schöne Plakette zur Waadtländer Centenarfeier da.

Im Juni kam wieder eine Anzahl recht sehenswerter Bilder verschiedener Maler zur Ausstellung. Da war zunächst das für die Aula des Museums bestimmte Porträt Prof. Ed. Hagenbachs von F. Burger eine hervorragende Leistung. Dann gab es ebenso einfache wie kräftige Landschaften von Franz Hoch in München und Hermann Osthoff in Karlsruhe. Drittens bot eine Kollektion Bilder von Achille Tominetti in Turin recht nette Sächelchen. Dann aber erregte eine Anzahl impressionistischer Bilder von E. R. Weiß in Stuttgart den lauten Widerspruch des Publikums, nicht ganz mit Unrecht; denn mehreres von dem Ausgestellten war roh und unharmonisch, anderes aber, z. B. einige Porträts, auch ein paar Stilleben, zeugten von großem Talente.

Im Juli stellte ein nach dem Muster des „Karlsruher Künstlerbundes" in München gegründeter Verein schweizerischer Graphiker eine Kollektion seiner Werke aus. Er trat damit erstmals vor das Publikum und dürfte mit diesem Anfang sich die Sympathien weiterer Kreise erworben haben. Die Ausstellung gab in erster Linie eine nahezu vollständige Kollektion der Radierungen des originellen Phantasten Albert

Welti (Zürich-München); als seine Hauptwerke erschienen „Raub der Europa", „Hexensabbat" und „Mondnacht". Außerdem waren interessant, d. h. durch zeichnerische wie dekorative Qualitäten bedeutend: „Dorf am See" und „Alpsegen" von Hans Beat Wieland (Basel), „Dämmerung", „Buchen", „Herbst", „Am Untersee" und „An der Aare" von Karl Theodor Meyer (Basel), ein „Hirtenbube" und „Appenzellerinnen" von Karl Liner (St. Gallen), „Pferde" von A. Thomann (Zürich), Damenfiguren von F. Burger (Basel), eine Mädchenhalbfigur von E. Beurmann (Basel), Landschaften von Otto Gampert (Zürich-München), Radierungen (besonders Landschaftliches) von Emil Anner (Baden), ein Porträtkopf (Rodin) von Pierre Bibert (Paris), endlich „Bernau" und „Juralandschaft" von Maria LaRoche (Basel).

Als ein Ereignis im deutschen Kunstleben, das Basel näher angeht, ist der große Erfolg der Spezial-Ausstellung von Werken Hans Sandreuters im Münchner Glaspalast zu erwähnen.

Sodann erschien im Sommer 1903 im Jahresbericht des Kunstvereins eine interessante Arbeit über das Basler Kunstleben früherer Zeit: „Die baslerischen Kunstsammler des 18. Jahrhunderts" von Prof. D. Burckhardt-Werthemann; es war die Fortsetzung eines Essays, den der Verfasser, zur Freude der Basler Kunstfreunde, schon im vorjährigen Kunstvereinsberichte begonnen hatte.

Am 14. September erlitt die baslerische, im weitern Sinne die schweizerische Kunst, ja die deutsche Kunst überhaupt, einen herben Verlust: es starb der verehrte Senior der Basler Künstler, Dr. Ernst Stückelberg. Unsere Leser werden einen ausführlichen Artikel über diesen bedeutenden Maler an erster Stelle des „Jahrbuchs" gefunden haben.

Die neue Saison begann mit der Turnus-Ausstellung des schweizerischen Kunstvereins. Sie bot viel Bedeutendes, u. a. ein Mädchenporträt von Ferd. Hodler, ein symbolisches

Frauenbild „Hoffnung" von Cuno Amiet, Porträts von Louise Breslau, Fritz Burger (Basel), Dr. F. Schider (Basel), Ernst Breitenstein (Basel), Hermann Meier (Basel), Wilh. Balmer (Basel) und Emil Anner (Radierung). Genrebilder hatten F. Ärni, K. Grob, Hans Beat Wieland (Basel), K. Itschner, Giov. Giacometti und Hans Bachmann ausgestellt, Landschaften: C. Th. Meyer (Basel), F. Völlmy (Basel), J. Wagner (Basel-Locarno), O. Mähly (Basel), W. L. Lehmann, Ernst Schweizer, Plinio Colombi, E. Link, Ed. Boß, Th. Preiswerk (Basel), Emil Schill (Basel), B. Mangold (Basel), F. Franzoni, Max Buri und Albert Gos. Man wird bemerken, wie viele Basler unter den hervorragenderen schweizerischen Künstlern genannt werden können.

Eine weitere bedeutende Ausstellung fand nicht in der Kunsthalle, sondern im Gewerbemuseum statt; sie vereinigte zu Ludwig Richters hundertstem Geburtstag eine fast vollständige Zusammenstellung der Illustrationswerke des liebenswürdigsten und treuherzigsten aller deutschen Künstler. Ein Spezialsammler, Herr Dr. Th. Engelmann, hatte in zuvorkommender Weise die Hauptsachen zu dieser prächtigen Ausstellung geliefert: außer Holzschnittwerken namentlich eine große Anzahl kostbarer Handzeichnungen und Aquarelle des Meisters, so daß unsere Basler Veranstaltung an Reichhaltigkeit die erste unter den Richter-Ausstellungen des Jubeljahres gewesen sein dürfte. Außer Herrn Dr. Engelmann hatte sich Herr Direktor Spieß um das Zustandekommen der vom ersten bis zum letzten Tage stark besuchten, gratis geöffneten Ausstellung verdient gemacht.

Mit den Ausstellungen ist aber Basels Kunstleben im Gebiete der Malerei noch nicht völlig geschildert. Es sind im verflossenen Jahre auch große öffentliche Malereien zu stande gekommen: im Rathause. Da hat Wilhelm Balmer den Hof

mit vielen allegorischen Figuren, mit einer Szene und einer Einzelgestalt nach Holbein, vornehmlich aber mit einem großen Bilde: „Der Einzug der Eidgenossen in Basel am Heinrichstage 1501" geschmückt, einer gestaltenreichen linear und farbig ebenso maßvollen wie kräftig wirkenden historischen Komposition, die unter die bedeutenderen Historienbilder des Vaterlandes zu rechnen sein dürfte.

D. Architektur.

Im verflossenen Jahr war die Bautätigkeit sowohl für öffentliche und gemeinnützige Zwecke, als auch, trotz der immer noch ungünstigen allgemeinen Geschäftslage, auf privatem Gebiet eine ziemlich rege.

Von Monumentalbauwerken, die in diesem Jahre begonnen sind, nennen wir an erster Stelle die mittlere Rheinbrücke, deren in den ersten Stadien befindliche Ausführung indessen zu einem näheren Eingehen noch keinen Anlaß bietet. Die alte Brücke ist beinahe ganz verschwunden, die hölzernen Joche haben den neuen Pfeilerfundamenten weichen müssen und so stehen als letzte Überreste nur noch die Pfeilerstümpfe der Kleinbasler Brückenhälfte.

In seiner äußern Erscheinung fertig erstellt ist der Erweiterungsbau des Bürgerspitals an der Hebelstraße. Durch die starke Bevölkerungszunahme, und um auch Niedergelassene aufnehmen zu können, sah sich das Pflegamt des Bürgerspitals veranlaßt, für das Pfrundhaus eine Vergrößerung vorzunehmen. Die Architekten LaRoche, Stähelin & Co., wurden mit der Ausarbeitung der Pläne beauftragt. Zunächst mußten die Häuser Nr. 8 und 10, sowie das im Jahre 1859 umgebaute Ryhiner-

sche Haus niedergelegt werden. Die neue Fassade ist in ihrem an den Markgräflerhof unmittelbar anschließenden Teil der Architektur desselben gleich gebildet und verlängert dessen Front um 3 Axen, die Symmetrie des alten Palais ein wenig aufhebend. Der jetzigen Bestimmung der ganzen Anlage entsprechend, ist dagegen der einen selbständigen Flügelbau bildende Teil der Erweiterung einfacher gestaltet und durch Zurücksetzen der Fassade um einige Meter hinter die Baulinie in der Erscheinung dem Hauptgebäude wesentlich untergeordnet.

Als letzter Teil der baulichen Anlage der Allgemeinen Musikschule, über die wir im vorigen Jahre schon berichtet haben, ist in diesem Jahre auf der linken Seite des Grundstückes der Bau des Musiksaales ausgeführt worden. Mit diesem Teil der Anlage ist eine Verbindung zwischen dem alten Vorderhaus und dem im Hintergrunde der Liegenschaft sich erhebenden imposanten neuen Schulgebäude hergestellt. Der Einblick, der sich dem Passanten von der Leonhardstraße aus bietet, ist ein sehr reizvoller und bereichert unsere Stadt um ein malerisches Moment. Die Perspektive gewinnt durch die in starker Verkürzung sichtbare Fassade des Musiksaales bedeutend an Tiefe; der vordere Abschluß mit seinen hohen Pfeilern und den im Basler Charakter gehaltenen mächtigen, schmiedeisernen Torgittern, dahinter rechts der Florabrunnen, der aus dem früheren Heim der Musikschule, dem Hause „Zum schönen Hof" auf dem Nadelberg, mitgenommen wurde, und der prächtige alte, den Hof beherrschende Baum heben die Gesamtwirkung in glücklichster Weise. (Architekten E. LaRoche und F. Stehlin.)

Dem nächstjährigen Bericht vorgreifend, verweisen wir kurz auf die gewaltige Anlage der Wasserversorgung auf dem Bruderholz; seit einigen Wochen leuchtet als einziges vom Stadtgebiet aus sichtbares Merkmal, daß im vergangenen Jahr dort „etwas gegangen ist", das rote Ziegeldach des im Rohbau erstellten Verwaltungsgebäudes über das herbstlich gefärbte Bruderholz hervor.

Die Kantonalbank, über deren äußere Erscheinung wir im vorigen Jahre berichtet haben, ist nunmehr fertiggestellt und ihrer Bestimmung übergeben worden (Architekten Gebr. Stamm).

Wir verzeichnen ferner die Vollendung des Gebäudes der obern Realschule, des vor zwei Jahren erwähnten Werkes der Architekten E. La Roche und F. Stehlin. Mit Beginn des Sommerhalbjahres wurde dieses imposante Monument baslerischen Gemeinsinns seiner Bestimmung geöffnet.

Nachdem mit Ende des Sommers auch auf der nördlichen Seite des Birsigviaduktes die Verbreiterung vollendet war, ist er jetzt dem vollen Straßenverkehr frei gegeben.

Im Rathaus konzentrierten sich dieses Jahr die Arbeiten beinahe ganz auf den Großratssaal, dessen innerer Ausbau dem Ende zugeht. Einen eingehenderen Bericht über den letzten Teil dieser interessanten und viel umfassenden Arbeit des Architekten E. Vischer hoffen wir unsern Lesern im nächsten Jahrbuch bieten zu können.

Ein Bau, der dem enorm steigenden Verkehrsbedürfnis unserer Zeit nicht mehr genügte, war die alte Empfangshalle der S. C. B. Bis auf den Sockel abgetragen, hat dieses Werk des Architekten Lous Maring Platz machen müssen für eine künftige größere Anlage der Bundesbahnen. In den Jahren 1859—1861 erbaut, war das alte Empfangsgebäude unserer Generation ein vertrauter Bekannter und hat 40 Jahre lang seinen Zweck getreulich erfüllt, vor allem auch als Werk der Baukunst, denn es legte für die Begabung seines Erbauers ein glänzendes Zeugnis ab. Eine allgemeine Konkurrenz, welche die Bundesbahnverwaltung im vorigen Winter zur Gewinnung geeigneter Pläne für das neue Empfangsgebäude ausgeschrieben hatte, hat zu keinem abschließenden Ergebnis geführt.

Auf die private Bautätigkeit übergehend, wenden wir uns zunächst dem alten Stadtgebiete zu.

In der Freienstraße entstanden die Geschäftshäuser Nr. 5 und 11. Letzteres, ein Werk des Architekten Rud. Sandreuter, zeigt eine Fassade, deren untere Hälfte durch eine die ganze Breite der Liegenschaft ausnutzende Ladenmontre eingenommen wird. Die oberen Stockwerke, mehr für Bureaux oder Wohnungszwecke bestimmt, sind geschlossener gestaltet; sie werden von einem Erker und Balkonen belebt und sind reich mit Barockornamenten versehen. Ersteres, sehr einfach gehalten und den Reiz in abgewogener Verteilung von Flächen und Fensteröffnungen suchend, erinnert in den Gliederungen an die anspruchsloseren Beispiele der Louis XVI.-Periode. Auch hier wird die Mittelaxe des schmalen Hauses durch einen Erker hervorgehoben (Architekt G. Stehelin & Co.)

Einer Erweiterung und Renovation wurde das Haus zum Geist, Albanvorstadt Nr. 17, unterzogen. Ein reicher Erker, von den Architekten LaRoche, Stähelin & Co. mit feinem Verständnis dem eigenartigen Charakter der Fassaden angepaßt, verleiht dem Hause eine neue größere Bedeutung. Daß bei dieser Gelegenheit die ganze schön profilierte Steinmetzarbeit der alten Fassade von dem störenden Ölfarbanstrich befreit wurde, ist für den Kenner besonders erfreulich; der jetzt wieder zu Tage tretende rote Sandstein gibt dem Ganzen ein neues, frisches Aussehen.

In der Dufourstraße hat die Basler Baugesellschaft zwei Neubauten erstellt. Nr. 37 zeigt in der Ausbildung der durch Lucarnen und ein steiles Schieferdach bekrönten Fassaden eine Verbindung von Putzflächen mit Backsteingliederungen, wie sie am Schloß in Fontainebleau vorkommt. Die Konfiguration der Parzelle, welche die Ecke des in einem sehr spitzen Winkel auslaufenden Baublocks zwischen Brunngasse und Dufourstraße einnimmt, gebot dem Architekten, die Hauptentwicklung in vertikaler Richtung zu suchen, eine Aufgabe, für die unter den Baudenkmälern der französischen Renaissance hervorragende Beispiele zu finden sind. Das Nebenhaus Nr. 39 wurde, wenn auch

gleichfalls in der Formensprache der Renaissance, so doch in seiner Art und in der Verwendung des Materials (Sandsteindetails mit Putzflächen und Holzgesims) abweichend gehalten, um bei Durchführung einer gleichen Hauptgesims- und Firsthöhe, wie bei Nr. 37, jedes Haus als ein selbständiges hinzustellen.

Ein Beispiel von gelungener Disposition finden wir in der Steinenvorstadt, bei der kleinen Fassade der Wirtschaft zum Römer. Die Charakterisierung der Geschosse durch die verschiedenartige Gestaltung der Fenster- und Türöffnungen gibt dem Aufbau einen guten Rhythmus, und die Beschränkung in der Höhe des Gebäudes wirkt bei der geringen Breite sehr wohltuend. (Architekt E. Oelhafen.)

Im alten Stadtteil Kleinbasels nennen wir das Haus zum Biber, Greifengasse Nr. 28 (Architekt E. Pfrunder), einen vierstöckigen Wohn- und Geschäftshausbau, dessen barocke Einzelheiten in dem in Granit ausgeführten Erdgeschoß einen modernen Anflug haben.

Vor dem St. Alban- und Aeschentor, sodann im äußeren Steinenquartier bemerken wir an Neubauten vorwiegend Einfamilienhäuser, während in den übrigen Quartieren fast ausschließlich der Bau von Mietshäusern gepflegt wird. Ein Rundgang soll uns die bemerkenswerten Beispiele vorführen.

Vom St. Albantor ausgehend, sehen wir zunächst an der Ecke der Gellert- und Grellingerstraße ein schon im vorigen Bericht erwähntes von den Architekten LaRoche, Stähelin & Co. erbautes Wohnhaus, das in seiner Gesamtheit außerordentlich malerisch wirkt und auf ein interessantes und heimeliges Innere deutet. Die Verwendung gotischer Motive für die in rotem Sandstein ausgeführten Einzelheiten bringt einen gewissen Einklang mit dem benachbarten Schlößli von J. J. Stehlin hervor und erhöht die malerische Wirkung jener Lage, wozu eine an ländliche Vorbilder erinnernde Holzarchitektur der Gartenfassade und das reizvolle Gartenkabinet wesentlich beitragen.

Vom Rennweg aus erblicken wir ein großes Wohnhaus, dessen Straßenfront gegen den Lindenweg gerichtet ist. Die Beschaffenheit des dem Architekten zur Verfügung gestellten Areals mit seinem schönen Bestand von alten Bäumen an einer Lage der Stadt, welche dem geräuschvollen Verkehr gänzlich entrückt ist, leitete die Konzeption von vornherein in eine bestimmte Bahn. Es konnte hier nur von einer aus ganz ruhigen Formen entspringenden Gesamtwirkung die Rede sein, wobei der Entfaltung des architektonischen Beiwerks eine untergeordnete Rolle zugewiesen war. Der Reiz der Anlage sollte in seinem Innern und in seiner Beziehung zum Garten gesucht werden. So ist diesem die eigentliche Hauptfassade des langgestreckten Gebäudes zugekehrt, dessen Richtung nach Südosten zugleich für die Anordnung der Fluchten von Wohn- und Schlafräumen bestimmend war. Was an stilistischen Einzelheiten am Bau zu sehen ist, gründet sich auf die Architektur des 18. Jahrhunderts (Basler Baugesellschaft).

Am Schweizerplatz, sowie in dessen nächster Umgebung an der Hardstraße sehen wir, im Äußern beinahe vollendet, zwei stattliche Wohnhausbauten, die erstere in der Weise der Basler Bauten des 18. Jahrhunderts, letztere im Louis XVI. ausgebildet, beide Werke des Architekten F. Stehlin, über die wir im nächstjährigen Bericht eine nähere Beschreibung geben möchten.

Das von demselben Architekten herrührende Wohnhaus, Ecke Hirzbodenweg und Rennweg, haben wir in unserem vorigen Bericht angeführt; es ist jetzt fertiggestellt und von seinem Besitzer bezogen, und nimmt sich in seiner ansprechend wirkenden Verbindung von Backsteinflächen und Einfassungen in hellem französischen Kalkstein sehr frisch und markig aus. Diesem gegenüber erbauten die Architekten R. Friedrich & Co. einige kleine einfachere Wohnhäuser, Nr. 34—38, und das Eckhaus Rennweg Nr. 60, in den Formen an französische Vorbilder sich anlehnend.

In der Wartenbergstraße haben wir neben dem, gleichfalls mit einer Fassade in Werkstein und Backstein versehenen Wohnhaus No. 9 zweier Neubauten Erwähnung zu tun, deren nähere Beschreibung wir, da sie erst in Vollendung des Rohbaues begriffen sind, verschieben müssen. Dagegen finden wir das Wohnhaus Nr. 41 nach den Plänen der Architekten Suter & Burckhardt fertiggestellt. Auch hier ist es wieder die Verwendung von Backsteinen, die dem Gesamteindruck des mit einfachen Mitteln erstellten Gebäudes einen starken Akzent gibt. In Verbindung mit einem eigenartig wie schraffiert behandelten Verputz und dem gelbgrauen Sandstein der Details kommen hier die natürlichen Farben der verschiedenen Materialien zur besten Geltung. Bei einer Durchbildung der Einzelheiten nach barocken Motiven und einem eher nach alten Vorbildern gestalteten steilen Dach mit stark vorspringendem Gesims hinterläßt das Ganze doch einen eigenartig modernen Eindruck.

Von den beiden an der Engelgasse neuerstandenen Wohnhäusern Nr. 107 und 109 ist das erstere so weit fertiggestellt, daß wir von der architektonischen Durchbildung einen Eindruck haben. Die Stilrichtung hat auch hier die französische Architektur des 18. Jahrhunderts angegeben. (Architekt L. Friedrich.)

Wenn wir unsern Weg weiter verfolgen, zieht das nunmehr zum Bezug beinahe fertig erstellte kleine „Palais" beim St. Jakobs-Denkmal (St. Jakobstraße Nr. 44) unsere Aufmerksamkeit an. Schon im vorigen Jahre im Rohbau fertig erstellt, hat damals dieses Werk des Architekten F. Stehlin zu einem eingehenderen Bericht Gelegenheit geboten. In diesem Jahre wurde, im gleichen Stile wie das Hauptgebäude, noch eine Dependance mit Stallung beigefügt.

Als letztes Beispiel eines Neubaues in diesem Stadtteil sehen wir das Haus Nr. 23 an der Peter Merianstraße. Die baslerische Baukunst des 18. Jahrhunderts hat hier die Mittel

zu einem das behagliche Innere charakterisierenden äußern Gesamteindruck gegeben (Basler Baugesellschaft).

Haben wir die Eisenbahn auf der Münchensteinerbrücke überschritten, so empfängt uns bald das Bild der lebhaften Bautätigkeit, die, wie im vorigen Jahre, im Gundeldingerquartier herrscht. Obgleich wir hier in überwiegender Zahl jener Kategorie von Wohnhäusern begegnen, bei der eine ganz befriedigende äußere Gestaltung aus ökonomischen Gründen sehr schwierig ist, so müssen wir doch von einem deutlich erkennbaren Streben Notiz nehmen, der Aufgabe einen Reiz abzugewinnen.

So suchen einzelne Architekten die Einförmigkeit der modernen Mietshausfassade durch stärker vorspringende Bauteile, z. B. Risalite und Erker, ferner durch Loggien zu beleben. Derartige Lösungen finden wir an den Häusern Güterstraße Nr. 275 und 277 (Architekt C. Dinser), sowie an einigen anderen.

Wir erwähnen ferner Gundeldingerstraße Nr. 175 (Architekt O. Oeschger) und Nr. 177 (Architekt E. Pfrunder). Ferner die Eckhäuser Dornacher- und Bruderholzstraße, desgleichen einige Häuser an der Tell- und Schillerstraße und andere mehr.

In der Bruderholzstraße ist die Gundeldingerkrippe, ein einstöckiges, sehr freundlich wirkendes Haus von ländlicher Art, in den Einzelheiten etwas an Motive deutscher Renaissance anklingend, fertig geworden (Architekten LaRoche, Stähelin & Co.).

Auf dem Wege zum Birsigviadukt berühren wir die neue verlängerte Margaretenstraße, deren eine Seite streckenweise bereits bebaut ist. Erwähnenswert ist aber hier nur das vom Architekten R. Sandreuter auf der Liegenschaft zur Heuwage erstellte Dependancegebäude.

Setzen wir unsern Rundgang über den Birsigviadukt fort, so bemerken wir in der Umgebung der Pauluskirche eine Anzahl Einfamilienhäuser, welche in ihrer äußeren Gestaltung das Bestreben bekunden, mit dem Stil der Pauluskirche im Einklang zu bleiben. Wir erwähnen am Steinenring Nr. 42 und 44

(Architekten Gebrüder Stamm). Von denselben Architekten finden wir an der Oberwilerstraße eine Reihe annähernd gleich ausgebildeter Wohnhäuser, ferner in der Nähe der Kirche das vorläufig allein stehende Mittelhaus einer künftigen Dreihäusergruppe (Architekt Basler Baugesellschaft) und am Steinenringweg die Nrn. 8 und 10 (Architekten Romang & Bernoulli). Alle diese Beispiele zeigen in der Durchbildung der Fassaden vorwiegend mittelalterliche Anklänge, oft in freierer Weise verwendet und mit moderneren Formen verschmolzen.

Ein sehr hübsches Beispiel in der Art der Früh-Renaissance, wie sie auch an einzelnen Portalen unseres alten Rathauses vertreten ist, zeigt das Wohnhaus Burgunderstraße Nr. 32 (Architekten LaRoche, Stähelin & Co.).

Wenn gleich auch auf die Nachbarschaft der Pauluskirche gestimmt, schlägt das Eckhaus Steinenring und Bundesstraße doch einen unabhängigeren Ton an. Es sucht eine charakteristische Wirkung lediglich durch eine möglichst einfache und ungesuchte große Form zu erreichen und nur der Verandavorbau mit einer Art von toskanischen Säulen lehnt sich an einen historischen Stil an, während im übrigen auf stilistisches Beiwerk verzichtet wurde. Die Bestimmung des Gebäudes zu einer Klinik legte eine derartige Beschränkung nahe. (Basler Baugesellschaft.)

In der Fortsetzung der Bundesstraße, der Neubadstraße, finden wir zwei hübsche Häusergruppen. Die erstere, von Architekt Jos. Meyer, umfaßt vier Einfamilienhäuser von einer sehr frischen Wirkung. Die Einzelheiten sind teilweise in modernem Sinne ausgebildet, teilweise erinnern sie an mittelalterliche und Früh-Renaissance Motive. Sehr reizvoll ist die Ecklösung der Einfriedigung, ein kleiner gegen die Straße zu angeschlossener, nach der Gartenseite offener Pavillon von hübscher Zeichnung.

Die zweite Gruppe (Architekten Rickert und Tamm) wird gebildet durch drei Mietshäuser im Stil der Übergangsperiode aus der Spätgotik in die Früh-Renaissance. Durch eine ge-

lungene Anordnung von Erkern und Balkonen wird die Gesamtfassade sehr frisch belebt, wobei die farbige Wirkung der roten Werksteine und der grauen Putzflächen mithilft.

Es verdient festgestellt zu werden, daß sich auf diesem Teil des Westplateaus ein Streben verschiedener jüngerer Architekten erkennen läßt, durch individuelle modernere Auffassung der historischen Stile Abwechslung in die gradlinigen Häuserreihen zu bringen. So finden wir z. B. in der Marschalkenstraße eine Anzahl ansprechender kleiner Fassaden Nr. 11 und 15 (Architekt G. Doppler), Nr. 27 und 29 (Architekt Jos. Meyer), Nr. 18 (Architekt A. Kiefer) und andere. Ferner Oberwilerstraße Nr. 78 und 80 (Architekten Gebrüder Stamm) u. s. w.

Im Spalenring erhebt sich eine Gruppe von drei Mietshäusern, deren Fassaden etwas überreich aus spätgotischen Motiven komponiert sind. (Architekt Gfeller.)

Ein bürgerliches Wohnhaus in den ansprechenden einfachen Formen aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts finden wir in der Missionsstraße Nr. 23. Die Zusammenwirkung der hellen freundlichen Fassade mit dem stark ausgebildeten Dach und dem Einfriedigungsgeländer, ist eine sehr harmonische und charakteristische. (Architekten LaRoche, Stähelin & Co.)

Ein an der Petersgasse schräg gegenüber der Einmündung der Hebelstraße im Bau begriffenes Werk der Architekten Romang & Bernoulli ist für eine Privatklinik bestimmt Wir werden darüber nach seiner Fertigstellung im nächsten Jahr berichten können.

Im äußern St. Johann-Quartier, besonders gegen die Grenze hin, wird ziemlich viel gebaut, doch finden wir nirgends ein Werk, das uns zu näherer Betrachtung Anlaß geben könnte.

Wir erwähnen hier, daß mit den in diesem Jahre ausgeführten Bauten innerhalb des Schlachthaus-Areals derjenige Teil der Anlage vollendet ist, der zum eigentlichen Betrieb gehört.

Über die Bautätigkeit in den Außenquartieren Kleinbasels, die sich in baukünstlerischer Beziehung auf demselben Niveau hält wie im St. Johann-Quartier, können wir kurz hinweggehen. Wir erwähnen nur Hammerstraße Nr. 61, den Hallauerhof (Architekt G. Doppler), mit einer in einfachen Formen gehaltenen Fassade mit Giebel, deren Details aus verschiedenen Stilen entnommen und freier verarbeitet sind.

Durch die Legate, welche im Laufe der letzten Jahre dem zoologischen Garten in reichem Maße zugefallen sind, wurde es der Kommission ermöglicht, dem längst empfundenen Bedürfnisse nach einem größeren und schöneren Raubtierhaus, in dem auch die Reptilien Unterkunft finden, Rechnung zu tragen. Nach den Plänen der Architekten LaRoche, Stähelin & Co. ausgeführt, zeigt dasselbe Reminiszenzen an die öffentlichen Brunnen in Konstantinopel. Der Bau ist ganz im orientalischen Stil gehalten und gewährt den tropischen Bewohnern für alle, auch für die rauhen Jahreszeiten unseres Klimas eine schützende Unterkunft. Zur ausgiebigen Befriedigung der Schaulust des Publikums ist durch ein großes Oblicht gesorgt; im Innern herrscht Tageshelle.

Basler Chronik

vom

1. November 1902 bis 31. Oktober 1903.

Von Dr. Fritz Baur.

November 1902.

1./2. Bei den Stichwahlen zum Nationalrat und für die Strafrichterwahlen, für deren Ausgang wir auf die Chronik des letzten Jahres verweisen, wird den Stimmberechtigten eine Initiative für Einführung des Stimmzwangs vorgelegt und vielfach unterzeichnet.

2. In der Morgenfrühe stirbt der älteste Basler Bürger, Fr. Melch. Grunauer-Tanner, neunzigjährig. — Die Reformationskollekte in sämtlichen evangelischen Gottesdiensten der Stadt, die für eine Kirche in Monthey (Wallis) eingesammelt wird, ergibt 5200 Fr.

8. Jahresfeier des Kaufmännischen Vereins im Musiksaal.

11. Prof. Hermann Kinkelin, um Wissenschaft und Vaterland viel verdient, feiert seinen 70. Geburtstag. — Von den Populären Kursen dieses Winters beginnen in dieser Woche „Das Jahr 1848“ von Dr. Daniel Veraguth (Dienstags)

und „Die Grundzüge der Pflanzenphysiologie" von Dr. Gustav Senn (Freitags); für nach Neujahr sind vorgesehen: „Die auswärtige Politik der Schweiz seit 1815" von Dr. Albert Öri (Dienstags) und „Die Entwickelung der musikalischen Formen seit den Anfängen der Oper" von Ernst Markees.

13. Großer Rat. Nach der Validierung der Ständerat- und Richterwahlen und der Ratifikation von Bürgeraufnahmen werden der Verkauf von zwei Stücken des Walter Dürstischen Areals, eine Landerwerbung am Bundesplatz und eine Landabtretung an der Straßburger Allee beschlossen. Der Rat stimmt ferner einer Änderung zu in der Art der Publikation der Aufnahmen ins Kantonsbürgerrecht, dann wird der nötige Kredit bewilligt für Aufstellung eines Naphthalin-Waschapparates in der Gasanstalt, man beschließt, die Zonen-Expropriation auf die Ecke Hutgasse-Münzgäßlein anzuwenden; ein Wirtschaftsrekurs wird abgewiesen und endlich, nach langer Redeschlacht, Eintreten beschlossen auf den von einer Kommission vorberatenen Gesetzesentwurf betr. Errichtung einer Handelshochschule in Basel.

14. Der dies academicus wird in den hergebrachten Formen begangen. In der Aula spricht am Vormittag der abtretende Rektor Prof. Baumgartner über den griechischen Historiker Ephorus von Kyme. Am Mittag finden sich die gelehrten Herren zum Zunftessen der Akademischen Zunft zusammen und den Abend feiert in bunten Farben bei Musik und Gesang die Studentenschaft an einem Kommers in der Burgvogtei.

17. Von dem Verein der Basler Kaufleute eingeladen, bespricht eine Versammlung von Ladenbesitzern die Frage des Schlusses ihrer Geschäfte an Sonntagen und faßt eine Resolution zu gunsten eines Gesetzes über den Schluß der Verkaufgeschäfte an Sonntagen.

18. Die freiwillige Schulsynode hört ein Referat von Dr. Moosheer an und faßt auf Grund davon einen Beschluß, der den Thesen des Referenten günstig ist. Die letztern erklären

die Bildung der Primarlehrer für abgeschlossen mit dem Maturitätsexamen, die der Lehrer höherer Stufen mit dem Staatsexamen; für die Berufbildung sorgt für beide gemeinsam das pädagogische Seminar der Universität; der Fortbildung in den Schulwissenschaften dienen besondere Kurse. An die Verhandlungen schloß sich ein Bankett im Saale zu Rebleuten. — Zum Rektor der Universität für das nächste Studienjahr wurde gewählt Prof. theol. Dr. Adolf Bolliger.

20. Im Großen Rate werden die Vorlagen betr. Bezug der Militärpflicht-Ersatzsteuer und betr. Möblierung der neuen Schlachtanstalt (Kredit 30,000 Fr.) angenommen; dann erledigt der Rat in erster Lesung das Gesetz betr. Errichtung einer Handelshochschule.

Pfarrer Christian Friedrich Eppler, seit drei Jahren im Ruhestand lebend, stirbt 80 Jahre alt. Aus Württemberg gebürtig, hat er Jahrzehnte seines Lebens treuer Seelsorge in Baselland gewidmet. Weitere Kreise kannten ihn als Dichter geistlicher Lieder.

22./23. Bei der Abstimmung über den Zusatz zur Bundesverfassung betr. Subvention der Volksschule durch den Bund (Art. 27 bis) gibt Baselstadt 4420 Ja und 506 Nein ab; die Zahl der Stimmberechtigten betrug über 18,000. In der gesamten Schweiz wurde die Vorlage angenommen mit rund 250,000 Ja gegen 80,000 Nein. Starke Opposition war nicht laut geworden und auch in Basel war in den wenigen schwach besuchten Vorversammlungen nur für den Artikel votiert worden.

23. In hohem Alter stirbt sanft Dr. Martin Burckhardt-His, der, ursprünglich Kaufmann, als Familienvater erst zur Medizin überging und als Mitbegründer der Diakonissenanstalt ein segensreiches Werk schaffen half. In weit verbreiteter Praxis, teils vom Wenkenhof bei Riehen, teils von der Stadt aus, hat er viel Gutes gestiftet.

24. Bei der Jahresversammlung der Positiven Gemeinde-Vereine spricht Pfr. Christoph Blumhardt aus Boll in der Burgvogteihalle über „Christus und das Evangelium in der modernen Welt".

29. Dr. phil. Th. Moosheer erhält die venia legendi für Philosophie und Pädagogik. — Von Zürich kommend, reist der Burengeneral Delarey nach Paris durch. Er hält sich, von hiesigen Burenfreunden begrüßt, eine Stunde auf dem Bahnhof auf. — Die Konferenz kantonaler Erziehungsdirektoren tagt unter dem Vorsitz von Dr. Gobat (Bern) im Stadthaus. An die Geschäfte schließt sich ein gemeinsames Mittagessen im Schlüssel.

29./30. Wahl des Vorstandes der katholischen Landeskirche.

30. Die Missionskollekte am heutigen 1. Advent in den reformierten Kirchen Basels ergiebt 4608 Fr.

Die Witterung des verflossenen Monats November war an den ersten 14 Tagen mit einem hübschen Martinisommer recht günstig, wenn auch in den Niederungen oft Nebel lagerten. Dann brachte eine Kältewelle in der Nacht vom 17. zum 18. den ersten Frost, am 20. den ersten Schnee des Winters. Am 23. trat Tauwetter ein und die letzte Woche des Monats verlief in einer ungemütlichen naßkalten Witterung.

Dezember 1902.

6. Der vom Regierungsrat aufgestellte Entwurf zum Budget für 1903 sieht vor an Einnahmen 10,905,020 Fr., an Ausgaben 12,669,592 Fr., somit ein Defizit von 1,764,572 Fr. Dazu kommen 570,000 Fr. für Eisenbahnbauten.

9. Das Personalverzeichnis der Universität weist für das Winterhalbjahr 1902/1903 eine Frequenz der Basler Hochschule auf von 560 immatrikulierten Studierenden und 178

nicht immatrikulierten Hörern. Von jenen entfallen auf die theologische Fakultät 40, auf die juristische 60, auf die medizinische 147, auf die philosophische 313. Von den 189 Baselstädtern studieren 7 Theologie, 33 Jurisprudenz, 59 Medizin, 90 Philosophie. Der Lehrkörper setzt sich zusammen aus 44 ordentlichen und 31 außerordentlichen Professoren, 28 Privatdozenten und 2 Lektoren.

11. Großer Rat. Es wird ein Nachtragskredit von 3000 Fr. für Unterstützung von Arbeitslosen, sowie ein Kredit von 22,000 Fr. für Ankauf eines Stückes Land zur Einrichtung einer Anstalt für Versorgung verwahrloster Mädchen bewilligt. Hierauf tritt der Rat ein auf Prüfung des Verwaltungsberichtes für 1901.

13. Prof. Rudolf Massini, geb. 1845, erliegt in der Nacht vom 12. zum 13. einem Herzschlag. Er hat als Leiter der allgemeinen Poliklinik seit 1890, als beliebter Universitätslehrer und als hoch geschätzter Arzt unserm Gemeinwesen und vielen von dessen Angehörigen die größten Dienste erwiesen. Im Militär erreichte er als Oberst-Armeearzt den höchsten Rang, den unsere Republik an Ärzte zu vergeben hat.

14. Der dritte Delegiertentag des schweizerischen evangelisch-sozialen Arbeitervereins wird in Basel abgehalten. Man bespricht den Zolltarif und Maßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit.

17. Die Regierung erteilt dem Pfarrer von Klein-Hüningen Lic. Albert Bruckner die gewünschte Entlassung.

18. Im Weitern Bürgerrat wird der Verwaltungsbericht über das Jahr 1901 behandelt. Hierauf nimmt der Rat eine, dank dem seit Mitte 1902 in Kraft stehenden neuen Bürgerrechtgesetz besonders große Zahl Neubürger auf.

19. Vor Strafgericht wird ein weitläufiger Wucherprozeß Sagnol u. Gen. verhandelt, in den u. a. auch der

ehemalige Direktor der bankerotten Kreditgesellschaft verwickelt ist und der schon deswegen in der Stadt viel von sich reden macht. Er schließt am späten Abend des 22. damit ab, daß die Hauptangeklagten zu Gefängnisstrafen von 2—8 Monaten verurteilt werden.

21. An einem Herz- und Nierenleiden stirbt 54 jährig der seit 25 Jahren an unserer Universität als Lehrer der romanischen Sprachen tätige Prof. Gustav Soldan. Sohn eines hessischen Achtundvierzigers, in Lausanne geboren, ist er ein guter Schweizer geworden und hat sich in unserem Gemeinwesen und in Kreisen unserer Universität großer Beliebtheit erfreut. Die Bestattung erfolgte am 23. ds. im Krematorium.

26. Zum Nachfolger des verstorbenen Prof. Massini in der Leitung der Poliklinik wird ernannt der bisherige Vizedirektor Prof. Dr. Friedrich Egger.

31. Was die Witterung des Monats Dezember betrifft, so setzte er mit starkem Regen ein. Dann kam am 4. plötzliche, ziemlich starke Kälte mit Schneefall, der sich am 7. und 8. in reicherm Maße mit nochmaligem Temperatursturz wiederholte. Am 8. wurde die Schneedecke zu einer schönen Schlittenfahrt benützt. Dann wurde ebenso plötzlich wie sie gekommen, die Kälte gebrochen. Das Tauwetter löste sich in Regen auf. Um Weihnachten herum hatten wir eine Reihe milder, frühlingsartiger Tage mit blauem Himmel und warmem Sonnenschein. Im Regen, aber ohne Kälte nahm das Jahr Abschied. Diese Witterung, namentlich der strenge Frost während der ersten Hälfte des Monats steigerte die schon vorher mehr oder weniger vorhandene Arbeitslosigkeit gewaltig. Die Regierung hatte schon vor einiger Zeit eine große 21er Kommission niedergesetzt, die jetzt in Funktion trat.

Januar 1903.

1. Der Zivilstandsverkehr des verflossenen Jahres 1902 weist die folgenden wichtigsten Zahlen auf: Eheschließungen 995, die niedrigste Zahl seit einer Reihe von Jahren (1901: 1092): Bräutigam waren in 197 Fällen im Kanton wohnhafte Kantonsbürger, in 388 im Kanton wohnhafte Bürger eines andern Kantons, in 410 im Kanton wohnende Ausländer. 462 Ehen waren evangelisch-reformiert, 236 katholisch, 276 gemischt, 11 sonstige christliche und 10 israelitisch. Weiter kamen vor 3684 Geburten und 1846 Todesfälle, bei beiden 72 totgeborene Knaben und 43 totgeborene Mädchen inbegriffen. Von den 3569 lebend Geborenen waren Knaben 1815, Mädchen 1754, legitim 3347, illegitim 337. Von den 1731 Gestorbenen (die Totgeburten nicht gerechnet) sind 860 männlich, 871 weiblich. Von den lebend Geborenen waren 538, von den Gestorbenen 402 Kantonsbürger, 1400 und 645 Schweizerbürger aus andern Kantonen, 1631 und 684 Ausländer. Durch Kombination des Überschusses der Geburten über die Todesfälle mit den vom Kontrollbureau registrierten Zahlen ergiebt sich auf 31. Dezember 1902 eine mutmaßliche Bevölkerungszahl von 117,202 Seelen für den Kanton, 112,073 für die Stadt allein.

2. Bei Verwandten in Hamburg stirbt noch in rüstigem Mannesalter Buchhändler Rudolf Reich, ein geborener Deutscher, der durch langjährigen Aufenthalt bei uns ein Schweizer geworden ist. Um die vaterländische und vaterstädtische Geschichte hat er sich als Verleger verdient gemacht und außer größeren Werken (vor allem das Basler Urkundenbuch) auch das Basler Jahrbuch verlegt.

4. Alt-Regierungsrat Rudolf Philippi, der im Alter von 69 Jahren entschlief, war ebenfalls von Geburt Deutscher; durch die Altkatholikenbewegung wurde er auch in die Politik geführt und betätigte sein Interesse an der Öffentlichkeit in verschiedenen

Gerichten, im Großen Rat, längere Zeit als Präsident des Waisenamts, endlich 1887—1902 in der Regierung als Vorsteher des Departements des Innern.

8. Die erste Großratssitzung des neuen Jahres wurde eröffnet durch eine Interpellation betr. den langsamen Fortgang der Bauarbeiten am Zentralbahnhof-Umbau. Nach Aufnahme von 43 Bürgern ins Kantonsbürgerrecht wurden 3 Ersatzrichter fürs Straf- und 2 fürs Zivilgericht gewählt; dann erledigte der Rat den Rest des Berichts der Prüfungskommission und genehmigte den ganzen Bericht samt Jahresbericht und Rechnung der Kantonalbank; beim Bericht der Rechnungskommission wurde ein Antrag betr. Erzielung von Ersparnissen bei den Straßenbahnen verworfen und die Staatsrechnung genehmigt, ein Nachtragskredit von 486,460 Fr. für Umbau des Rathauses auf Rechnung der Jahre 1902 und 1903 bewilligt, der Beitrag an die Knaben-Handarbeitsschulen auf 20,000 Fr. im Jahr erhöht und ein Kredit von 1360 Fr. für Katalogschränke der öffentlichen Bibliothek genehmigt.

9. Es wird eine Basler Lokalsektion der Schweizerischen Vereinigung zur Förderung des Internationalen Arbeiterschutzes gegründet und zum Präsidenten gewählt Regierungsrat Wullschleger.

10. Die Regierung überweist dem Großen Rat 1674 Unterschriften für ein Initiativbegehren zur Einführung des Stimmzwangs bei Wahlen und Abstimmungen.

11. In der Burgvogtei spricht vor einer gegen Erwarten nicht zahlreichen Zuhörerschaft Oberst Schiel über seine Erlebnisse in Südafrika, insbesondere im Burenkrieg.

13. Beim Tanz der drei Ehrenzeichen Kleinbasels ist das Käppelijoch, vor dem zum letzten Male diese Zeremonie sich abspielt, bekränzt und beflaggt. Die provisorische Brücke wächst ziemlich rasch unterhalb der alten Brücke über den Strom.

17. Die Regierung ernennt zum ordentlichen Professor mit dem Lehrauftrag für Pharmakotherapie den bisherigen außerordentlichen Professor A. Jaquet. — Als Konservator des Historischen Museums wird bestätigt der vom Erziehungsrat gewählte Dr. Ferdinand Holzach.

20. Die Kommission für das Historische Museum reicht wegen der eben erwähnten Konservatorwahl in corpore ihre Demission ein.

22. Großer Rat. Gegenüber einem Anzug betr. Salubrität in den Bäckereien wird eine von der Regierung beantragte Tagesordnung angenommen, eine Petition (betr. Küchegäßlein-Korrektion) und ein Rekurs (betr. eine Stallbaute) werden abgewiesen; ferner beschließt der Rat Ankauf der Liegenschaft zum Rosengarten an der Grenzacherstraße, nimmt die Berichte betr. Urlaubverhältnisse beim Straßenbahnpersonal und betr. Maßnahmen für die Arbeitslosen entgegen, genehmigt einen Vertrag über Landerwerb zur Voltastraße, verlängert die Frist für Eintragung gewisser Bau- und Straßenlinien im Grundbuch und bewilligt eine Nachsubvention von 10,000 Fr. an das Defizit der Gewerbe-Ausstellung.

24. Die Regierung entläßt den außerordentlichen Professor der philosophischen Fakultät Dr. Osann, der einen Ruf an die Universität Freiburg erhalten hat, unter Verdankung der geleisteten Dienste. — Als Stellvertreter des Direktors der allgemeinen Poliklinik wird gewählt Dr. Max Burckhardt.

24./25. Zum Pfarrer der St. Elisabethengemeinde wird gewählt mit 212 von 217 Stimmen der freisinnige Pfarrer Georg Birnstiel, bisher zu St. Matthäus. Die Positiven hatten sich der Beteiligung enthalten.

26. Am frühesten Morgen brennt die im Bann Allschwil gelegene große Thonwarenfabrik Passavant-Iselin gänzlich nieder. Auch eine Abteilung Basler Feuerwehr mit der

Dampfspritze war zur Stelle. — Zum Präsidenten der Lesegesellschaft an Stelle des verstorbenen Prof. Soldan wird gewählt Prof. Rudolf Thommen.

27. Die deutsche Kolonie feiert Kaisers Geburtstag durch ein Festessen im Musiksaal.

31. Die Regierung überträgt die ordentliche Professur für Chemie an Prof. Friedr. Nietzki und ernennt zu außerordentlichen Professoren die Privatdozenten Dr. F. Fichter und Dr. Hans Rupe.

In bezug auf die Witterung waren die ersten Tage des Jahres unfreundlich und regnerisch bei milder Temperatur; um den 9. herum folgten einige eigentliche Frühlingstage. Dann brachte nach einem schwachen Schneefall am 13. der 14. starke Kälte, die bis zum 26. anhielt, wo rasch Tauwetter eintrat. So willkommen die Kälte den Sportfreunden war und so viel sie zum Eislauf benützt wurde, brachte sie doch den Arbeitslosen gesteigerte Not.

Februar 1903.

4. Die Basler Sektion der Vereinigung für internationalen Arbeiterschutz hält unter starkem Zudrang ihre erste Sitzung zu Safran ab. Es halten Vorträge Prof. Bauer und Gewerbe-Inspektor Dr. Blocher.

5. Der Weitere Bürgerrat erledigt 110 Begehren um Aufnahme ins Stadtbürgerrecht.

7. Die Regierung genehmigt das Begehren Prof. Hermann Kinkelins um Rücktritt vom Rektorat der Obern Realschule auf das bevorstehende Ende des Schuljahres.

10. Mit bescheidener Feier wird des 25jährigen Bestandes des Institutes der Ferienversorgung in Basel gedacht.

11. Die Regierung bewilligt Prof. Erich Bethe, der einen Ruf nach Gießen angenommen hat, die auf den 1. April erbetene Entlassung.

12. Großer Rat. Das Initiativbegehren betr. Einführung des Stimmzwangs (siehe zum 10. Jan.) und die Petition des Malerfachvereins betr. das Verbot des Bleiweißes werden der Regierung überwiesen, das erstere unter Namensaufruf mit 76 gegen 28 Stimmen, die letztere ohne Opposition.

15. Bei der Jahresfeier der Evang. Stadtmission im Vereinshaus spricht Pastor Mülhäußer aus Karlsruhe.

20. Der heutige 70. Geburtstag Prof. Dr. Eduard Hagenbach-Bischoffs wird von akademischen Behörden und wissenschaftlichen Gesellschaften festlich begangen. Abends veranstaltet zu seinen Ehren die Studentenverbindung „Zofingia", der er einst angehörte, einen Kommers.

21. Zum Professor für Romanistik an Stelle des verstorbenen Prof. Gustav Soldan wird ernannt Dr. Jules Jeanjacquet in Neuenburg.

21./22. Zum Pfarrer der Matthäusgemeinde an Stelle des nach St. Elisabeth gewählten Pfr. Georg Birnstiel wird ohne Opposition von Seiten der positiven Richtung mit 412 Stimmen gewählt der freisinnige Pfr. Hans Baur, d. Z. in Uster.

25. Der Verband Basler Kaufleute ersucht die Regierung um Revision des Sonntagsgesetzes und Beschränkung der Arbeitszeit von Verkäuferinnen in Ladengeschäften. — Das Kriminalgericht in Liestal verurteilt den Josef Köhl aus dem Unter-Elsaß zu 12 Jahren Zuchthaus wegen Raubes. Köhl hatte am Weihnachtstag einen Schlosser in der Nähe von St. Jakob überfallen und beraubt.

26. Nach Erledigung von zwei Interpellationen bestätigt der Große Rat 42 Bürgeraufnahmen und gewährt das Expropriationsrecht für die Liegenschaft Untere Reingasse 9. Dann wird auf das Budget 1903 eingetreten. — In einer gemeinsamen Sitzung des Eidgenössischen Vereins und der Quartiervereine referiert Oberst Köchlin über den am 15. März zur Volksabstimmung kommenden neuen Zolltarif.

28. Zum Rektor der Obern Realschule an Stelle des zurücktretenden Prof. Kinkelin wird gewählt Dr. Robert Flatt, als ordentlicher Professor für klassische Sprachen an Stelle des nach Gießen übersiedelnden Prof. Bethe berufen Prof. Dr. Koerte, z. Zt. in Greifswald.

Die Witterung dieses Monats war mit wenigen Unterbrechungen sehr günstig. Wir hatten oft eigentliche Frühlingstage mit blauem Himmel und milder Wärme. Wenn eine Regenperiode diese schönen Tage unterbrach, so war sie nie von langer Dauer. Die Wetterpropheten, die einen grimmig-kalten Februar voraussagten, sind zu Schanden geworden. Am 28. hatten wir ein Gewitter mit Donner, Blitz und Hagel.

März 1903.

1. Die Unfallversicherungsgesellschaft schweizer. Schießvereine hält ihre Delegiertenversammlung im großen Hörsaal des Bernoullianums ab.

2./4. Die Fastnacht geht bei günstiger Witterung unter großer Beteiligung eines von weit herbeigekommenen schaulustigen Publikums ohne erwähnenswerte Zwischenfälle in hergebrachter Weise vor sich.

9. Die Regenz ernennt zu Mitgliedern der Kommission des Historischen Museums, da ihre Vertreter auf dem Rücktritt beharren, Prof. Daniel Burckhardt, Prof. Friedr. Münzer, Dr. Karl Stehlin und Dr. Wilhelm Vischer. (S. z. 26. Jan.) Zwei Mitglieder der 9köpfigen Kommission, beide vom Regierungsrat gewählt, Goldschmied Ulr. Sauter und Direktor Spieß, hatten ihre Demission zurückgezogen; für die 3 andern Vertreter der staatlichen Behörden wurden neu berufen Prof. Adolf Baumgartner, Maler Franz Baur und Rudolf Roetzlin.

12. Großer Rat. Das Budget wird zu Ende beraten und mit wenigen unwesentlichen Aenderungen (eine Besserstellung um 17,695 Fr.) genehmigt. In der Nachmittagsitzung genehmigt

der Rat die Aufstellung einer fünften Maschinengruppe des städtischen Elektrizitätswerks und erklärt sich einverstanden mit der Verlängerung der Schulzeit um ein Jahr an der obern Realschule.

14./15. In der Abstimmung über den neuen Zolltarif gibt Baselstadt 3732 Ja und 10,081 Nein ab. In der gesamten Schweiz aber wird der Tarif angenommen bei einer, wie in Basel, außerordentlich starken Beteiligung mit rund 327,000 Ja gegen 223,000 Nein. — Zum Pfarrer von Klein-Hüningen wird gewählt Ami Pettermand, z. Z. in Windisch (Aargau).

19. Eine außergewöhnliche Zahl von Auswanderern aus aller Herren Ländern, Italiener, Rumänen, auch Dalmatiner und Montenegriner, angeblich so viele, wie seit drei Jahrzehnten nicht mehr an einem Tag, mit dem Reiseziel Amerika reisen durch unsere Stadt. Ihren Zug kreuzen Hunderte von italienischen Arbeitern, die bei deutschen Festungsbauten, um Metz und bei Istein auf Beschäftigung hoffen.

20. Zum Präsidenten der neuen Kommission für das Historische Museum ernennt der Erziehungsrat Dr. Wilh. Vischer.

21. Der Regierungsrat genehmigt zur Vorlage an den Großen Rat einen Vertrag, den das Sanitätsdepartement mit den Kraftübertragungswerken in Rheinfelden betr. Bezug elektrischer Kraft durch die Stadt Basel abgeschlossen hat.

22. Auf dem Wolfgottesacker wird ein Grabmal des verstorbenen Obersthelfers August Steiger eingeweiht.

25. Die venia legendi wird erteilt Dr. Emil Wieland in der medizinischen und Dr. E. A. Stückelberg in der philosophischen Fakultät.

26. Großer Rat. Es werden beschlossen Ankauf des Hauses Petersberg 42, Abänderung des § 165 des Polizei-Straf-Gesetzes und Erstellung der Arnold Böcklin-Straße. Die

Revision des Gewerbeschul-Gesetzes wird an eine Kommission gewiesen und auf die zweite Beratung des Handelshochschul-Gesetzes eingetreten.

28. Um die Mittagszeit bricht am Totentanz ein Schadenfeuer aus, dem die Dachstühle zweier Häuser zur Beute fallen.

29. Der Schlußakt der diesjährigen kaufmännischen Lehrlingsprüfungen im Safransaale gestaltet sich zu einer Ovation für den als Professor für Handelswissenschaften nach Zürich reisenden Lehrer J. Fr. Schär.

30. Die Historische Gesellschaft begeht im Storchen die letzte Sitzung des Winters in festlicher Weise.

31. Die Witterung des Monats war vorwiegend günstig; eine lange Reihe von schönen warmen Tagen wurde nur durch wenige kurze unfreundliche Zwischenspiele unterbrochen. Freilich machte sich dann die gleich nach dem 5. einsetzende Kälte mit Schnee doppelt empfindlich fühlbar; am 16. u. ffg. und den beiden letzten Tagen des Monats hatte man Regen. Der Monat März des Jahres 1903 war seit 1893 der wärmste für die gesamte Schweiz.

April 1903.

2. Der Weitere Bürgerrat nimmt 78 Petenten ins Stadtbürgerrecht auf.

5. Die römisch-katholische Gemeinde nimmt ein von ihrem Vorstand entworfenes neues Statut an.

Eine Maurer- und Steinhauerversammlung in der Burgvogtei beschließt mit Mehrheit sofortigen Streik. Es bestand in dem Gewerbe seit längerer Zeit eine Lohnbewegung. Der Ausschuß der Arbeiterschaft hatte zu weitern Verhandlungen mit den Meistern und zur Anrufung des Einigungsamtes geraten. Entgegen diesem Antrag und den Voten besonnenerer Arbeiter drang aber die meist aus Italienern bestehende Mehrheit mit ihrem Wunsch nach sofortigem Streik durch. Am

Montag, 6. April, wurde beinahe auf allen Bauplätzen, wenn auch mit reduziertem Personal, gearbeitet. Als der Streik sich verschärfen zu wollen schien, wurde am Montag Abend (6. April) das Bat. 54 aufgeboten, andere kantonale Einheiten auf Piket gestellt bis am Donnerstag Abend die 54er entlassen wurden und am Samstag die Regierung auch die Piketstellung aufhob, da die ganze Bewegung abzuflauen schien. Fast gleichzeitig aber erfuhr man, daß das Einigungsamt, das die ganze Zeit über Versöhnungsversuche angestellt hatte, sich ohne ein Resultat zu erzielen aufgelöst hätte. So schien die Lage akuter als je, zumal da bei der Arbeiterschaft allgemein der Gedanke des Generalstreiks besprochen wurde. Allein dies war wohl bloß ein Manöver, um den Rückzug zu decken. Die ganze folgende Woche noch dauerte der Streik an, man hörte hier und da von Zusammenstößen zwischen Polizei und Arbeitern. Die Großratsverhandlungen vom 16. schlossen eigentlich die Angelegenheit ab und am 18. beschloß eine noch von 400 Streikenden besuchte Versammlung, den Streik zu Ende gehen zu lassen.

8. Das Strafgericht verurteilt den 37jährigen Joseph Köhl aus dem Elsaß wegen des Raubmordversuchs an der Eisengasse (12. Dez. 1902) zu 10 Jahren Zuchthaus und Nebenstrafen. Köhl ist wegen eines am Weihnachtstag an der Birs bei St. Jakob begangenen Raubmordversuchs von den basellandschaftlichen Gerichten eben erst zu 12 Jahren Zuchthaus verurteilt worden. (S. zum 25. Febr.)

Eine Anzahl städtische Beamte aus England, Mayors, Aldermen und Town Clerks treffen auf einer Studienreise auf dem Kontinent (Municipal Tour) unter Führung des Reiseunternehmers Dr. Lunn auch in Basel ein und lassen sich unsere städtischen Unternehmungen zeigen.

14. Im Alter von 50 Jahren stirbt nach langer Krankheit der Stadtgärtner R. Scholer, der während zwei Jahrzehnten die Anlagen Basels in musterhaftem Stand gehalten hat.

16. Im Großen Rat wird die ganze Vormittagsitzung durch eine sehr lebhafte Diskussion über den noch nicht beendeten Maurerstreik in Anspruch genommen, zu deren Schluß der Regierung ein Zutrauensvotum erteilt wird. Am Nachmittag werden gewählt als Ersatzrichter im Strafgericht Oberstl. F. Egli, als Mitglied des Bankrats B. Jäggi; dann wird der Antrag mit den Rheinfelder Kraftwerken betr. Lieferung von elektrischer Kraft genehmigt; die Vorlage betr. Zurückziehung des Bahnhof-Rekurses bei der Bundesversammlung und Verlegung der Nauenstraße wird angenommen, endlich die Vorlage betr. Verlegung des Tierparks in den Langen Erlen genehmigt.

18. Die Netto-Einnahmen eines Wohltätigkeitskonzertes des Gesangvereins am 8. Februar (Requiem von Verdi) im Münster betragen 2433 Fr. 30, so daß der Ferienversorgung und der Anstalt für erholungsbedürftige Kinder in Langenbruck je 1216 Fr. 65 zufallen.

20. Die Obere Realschule feiert mit dem Andenken an ihr 50-jähriges Bestehen den Bezug des neuen großen Schulhauses in der St. Elisabethenanlage; zugleich verläßt Professor Kinkelin die Anstalt, an der er 43 Jahre lang gewirkt hat. Die Feier zerfiel in die Übergabe des neuen Baues, eine Aufführung von Rombergs Kompositionen zu der Schillerschen Glocke und ein Bankett im Musiksaal.

21. An der Promotion des Obern Gymnasiums in der Aula des Museums sprechen Dr. Henri Veillon über Blaise Pascal und zwei zur Universität abgehende Schüler.

26. Nachdem am 19. der nach St. Elisabethen gewählte Pfarrer G. Birnstiel seine Abschiedspredigt gehalten hat, wird heute sein neu gewählter Nachfolger, Pfarrer Hans Baur, bisher in Uster, in sein Amt eingeführt.

30. Der Große Rat bewilligt eine von den Architekten gewünschte Abänderung der Pfeilergestaltung an der neuen Rheinbrücke, die Mittel für die Neupflästerung und Legung

eines zweiten Tramgeleises an der untern Gerbergasse, sowie für Ankauf der Liegenschaft Schwanengasse 16, nimmt die zweite Beratung der Vorlage betr. Handelshochschule vor und genehmigt das Gesetz mit 57 gegen 6 Stimmen, beschließt eine Besoldungserhöhung für den Rektor der Obern Realschule, einige Landerwerbungen zur Ahornstraße und eine Erhöhung der Lehrerbesoldungen. Zum Schluß werden drei Nachtragskredite bewilligt.

Die Witterung des abgelaufenen Monats ging in ihren unangenehmen Eigenschaften und ihrem wetterwendischen Charakter weit über das hinaus, was man sich vom April normaler Weise muß gefallen lassen. Die ganze erste Hälfte des Monats hindurch herrschte eine unangenehme Kälte, so daß Schnee häufig fiel und wiederholt liegen blieb. Hellte sich einmal der Himmel auf, so gab es Reif und die stark vorgerückten Kulturen wurden schwer geschädigt. Gegen Ende des Monats ließ wenigstens die Kälte etwas nach, ohne daß deshalb günstigeres Wetter kam, und der 29. brachte ein rauschendes Regenfinale.

Mai 1903.

1. Der Arbeiterfeiertag des 1. Mai leidet sowohl unter ungünstiger Witterung als auch unter dem moralisch deprimierenden Eindruck des gescheiterten Maurerstreiks und nimmt einen flauen Verlauf.

Der deutsche Kaiser auf seiner Reise nach Rom zu Viktor Emmanuel III. passiert zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags inkognito im Extrazug von Straßburg kommend die Stadt.

2./3. Von zwei Großrats-Ersatzwahlen kommt die eine in Riehen für ein verstorbenes Mitglied zu stande; im Horburg-Quartier, für den nach Zürich ziehenden J. Fr. Schär wird ein zweiter Wahlgang nötig.

3. Im Münster wird der neue Pfarrer zu St. Elisabethen, G. Birnstiel, installiert. — Die römisch-katholische Gemeinde verschiebt nach lebhaften langen Verhandlungen den

endgiltigen Entscheid über den Ankauf des Bauplatzes für eine neue Kirche im Gundeldinger Quartier um 6 Wochen.

6. In der Morgenfrühe stirbt über 84 Jahre alt der letzte Ratsherr des alten Basel, alt Reg.-Rat Niklaus Halter, der dann nach der Verfassungsrevision 1875—1886 Verwalter des Finanzdepartements war, früher Vertreter radikaler Anschauungen, aber von allen Parteien als treuer Diener der Vaterstadt hochgeschätzt. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er im Familienkreis.

9. Zum außerordentlichen Professor für Chemie an der Universität wird ernannt der Kantonschemiker Dr. Hans Kreis, bisher Privatdozent. — Die Generalversammlung des Allgem. Konsumvereins beschließt für 1902 eine Dividende von $8^1/_2$ %.

9./10. Der zweite Wahlgang für die Großrats-Ersatzwahl im Horburg-Quartier fällt zu gunsten des sozialistischen Kandidaten aus. Die beiden bürgerlichen Parteien hatten jede auch im zweiten Gang an ihren Vertrauensmännern festgehalten.

10. Das Hebelmähli in Hausen erfreut sich größern Zuspruchs als gewöhnlich, weil es auf einen Sonntag fällt.

14. In seiner ordentlichen Maisitzung wählt der Große Rat zum Präsidenten für 1903/1904 Dr. Alfred Wieland, zum Statthalter Dr. Emil Göttisheim, zu Beisitzern Ed. Eckenstein, Dr. Emil Stöcklin und Dr. August Sulger, zum Regierungspräsidenten Reg.-Rat Dr. R. Zutt, zum Vizepräsidenten Reg.-Rat Eugen Wullschleger. Die letzten Großratswahlen (2./3. und 9./10. ds.) werden validiert und der Rückständebericht erledigt. Dann beschließt der Rat Abänderung der Baulinie für die Ecke Marktplatz-Eisengasse, Bau einer zweiten Lehrerwohnung in Bettingen, Erhöhung des Dotationskapitals der Kantonalbank und Aufnahme eines Staatsanleihens von 5 Millionen zu diesem Zwecke.

16. ffg. Gegen das vom Großen Rat am 30. v. M. beschlossene Gesetz betr. eine Handelshochschule werden Referendumsunterschriften gesammelt.

19. Der Weitere Bürgerrat behandelt eine große Menge von Bürgerrechtsaufnahmen.

20. Nach kurzer Krankheit stirbt im Alter von $71^1/_2$ Jahren Gottfried Hediger-Siegrist, gebürtig aus Zug, der seiner Adoptivvaterstadt Basel manche Dienste geleistet hat. Er gehörte lange als einziger Repräsentant der Katholiken dem Großen Rat an. — Die Staatsrechnung 1902 weist auf: 11,930,085 Fr. an Einnahmen und 11,888,011 Fr. an Ausgaben, somit einen Überschuß von 42,074 Fr. gegenüber einem budgetierten Defizit von 1,350,278 Fr. Für Eisenbahnbauten wurden ausgegeben 596,553 Fr., die nicht in der ordentlichen Rechnung enthalten sind.

21. Im Alter von 75 Jahren stirbt Albert Bischoff-Sarasin, der seinen Gemeinsinn nicht bloß in seinem Richterberuf, sondern auch in mancherlei Ehrenämtern, im Bürgerrat, in der Zunft und in der Gemeinnützigkeit bewährte, ein Mann, der den Mut seiner Überzeugung hatte, auch wenn sie von dem landläufigen Urteil weit abwich.

22. Zum Vorsteher der Gemeinnützigen Gesellschaft für 1903/04 wird gewählt Schulinspektor Dr. Franz Fäh.

23. Das Kriegsgericht der V. Division verurteilt den Füsilier Haas vom Bat. 54, Komp. IV, weil er dem Aufgebot beim Maurerstreik am 7. April nicht Folge leistete, in contumaciam zu 4 Monaten Gefängnis und einjährigem Verlust der bürgerlichen Ehre.

24. Frühlingsausflug des Kunstvereins auf die Hohkönigsburg.

26. Die Schweizerische Sterbe- und Alterskasse, eine Stiftung der Basler Gemeinnützigen Gesellschaft, begeht

zugleich mit ihrer Generalversammlung die Feier ihres 25=jährigen segensreichen Bestehens.

27. Zum letzten Male dient die alte Rheinbrücke dem Verkehr und ist bei diesem Anlaß der Gegenstand zahlreicher Abschiedsbesuche, sowie am Abend bescheidener improvisierter Festlichkeiten. Am Morgen des 28. war die alte Brücke gesperrt, an den Kandelabern begannen bereits die Abbrucharbeiten. Tram=, Wagen= und Fußgängerverkehr wälzten sich über die provisorische Brücke und durch die Marktgasse aus Klein=Basel auf den Markt und umgekehrt.

31. Die Witterung war in der ganzen ersten Hälfte des Monats unfreundlich und kalt, mit Regen, Gewittern und Hagel; wären nicht die längern Tage gewesen, so hätte man sich oft können in den Hornung versetzt glauben; mit dem 18. (Himmelfahrtstag) schlug aber das Wetter um und der Frühling hielt seinen Einzug; der allgemeine Charakter dieser zweiten Hälfte war der der Wärme, und die beiden Pfingsttage (31. Mai/1. Juni) waren mit Ausnahme eines Gewitters am Montag Abend wahre Prachtstage.

Juni 1903.

3. Die römisch=katholische Gemeinde beschließt, für eine Kirche im Gundeldinger Quartier den Bauplatz an der Thiersteiner Allee beizubehalten.

4. Bei der Einweihung des neuen Universitätsgebäudes in Bern werden u. a. zu Ehrendoktoren der Theologie ernannt die Basler Professoren der Theologie Adolf Bolliger und Paul Mezger.

Großer Rat. Nach Erledigung einer Interpellation und Wahl Dr. E. Witzigs zum 1. Sekretär des Rates wird die Bestätigung von 46 Aufnahmen ins Stadtbürgerrecht vorgenommen; die Vorlage betr. Ernennung von Ersatzrichtern für das Appellationsgericht wird mit Dringlichkeit angenommen; hierauf weist

der Rat den Rekurs Portmann-Stadelmann ab und überweist die Petition der Beamten des Kontrollbureau der Regierung, zur Regelung der Angelegenheit in einem allgemeinen Besoldungsgesetz. Hierauf gewährt der Rat 4 Nachtragskredite und nimmt in erster Lesung die Gesetzesentwürfe an über Wahl von Frauen in Schulbehörden und (mit Rückweisung eines Lemmas) über Zulassung von weiblichen Studierenden und Zuhörerinnen zur Universität. Auf Übernahme der Geschäfte von Riehen und Bettingen durch den Staat wird verzichtet und eine Abänderung des Bebauungsplanes des Westplateaus genehmigt.

5. Die theologische Fakultät der Universität Tübingen verleiht den Grad eines Doktors der Theologie hon. c. dem langjährigen Inspektor der Basler Mission, Th. Oehler. — Zum Präsidenten des weitern Kirchenvorstandes der katholischen Landeskirche an Stelle des verstorbenen alt Reg.-Rat Philippi wird gewählt Josef Schild.

6./7. Der Schweizerische Anwälte-Verband hält den diesjährigen Anwalttag in Basel ab.

7. In Klein-Hüningen wird ein baselstädtischer Sängertag gefeiert.

8. Die kantonale evangelisch-reformierte Synode hält ihre jährliche Sitzung ab. An Stelle des zurücktretenden alt Obersthelfer Wirt wählt sie in den Kirchenrat alt Zentralbahndirektor Dr. J. J. Oberer und genehmigt den Geschäftsbericht des Kirchenrats über das Jahr 1902.

12. ffg. Für die Einzelheiten der 39. Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen deutschen Musikvereins, die in Basel ihren sehr gelungenen Verlauf nahm, verweisen wir auf die künstlerische Chronik.

13. Da für die Referendumsabstimmung über das Gesetz betr. eine Handelshochschule 2468 Unterschriften zusammengekommen sind, wird die Volksabstimmung vorgenommen werden.

15. Im Klingental begeht die Feier seines 25-jährigen Bestandes mit einem Turnfest unter starker Beteiligung von befreundeten und Nachbarvereinen der Basler Stadtturnverein.

16. Das Personal-Verzeichnis der Universität für den Sommer 1903 weist auf für die theologische Fakultät 44, für die juristische 58, für die medizinische 133 und für die philosophische 307, total also 542 immatrikulierte Studenten. Dazu kommen 97 nicht immatrikulierte Hörer.

17. Zum Stadtgärtner an Stelle des verstorbenen R. Scholer wählt die Regierung Eduard Schill.

18. Der Weitere Bürgerrat beschließt Ankauf der Liegenschaft Hebelstraße 12 durch den Spital. Der Anteil der Bürgergemeinde an der Christoph Merianischen Stiftung, der 1903 rund 300,000 Fr. betragen dürfte, soll zu 60,000 Fr. dem Spital, zu 10,000 Fr. dem Armenamt und im Restbetrag der Waisenanstalt zufallen. Hierauf werden eine Reihe Bürgeraufnahmen vollzogen.

21. Bei St. Jakob wird unter günstiger Witterung und erfreulicher Beteiligung ein großes Wettrennen abgehalten.

22. Im Alter von 84 Jahren stirbt Sebastian Oser-Bürgy, der sich in den 50er und 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts als Baumwollenhändler in den Südstaaten Nordamerikas durch seine Tüchtigkeit ein Vermögen erwarb. Heimgekehrt widmete er sich u. a. der Zinstragenden Ersparniskasse. Er hat wohltätige Vergabungen im Gesamtbetrage von ca. 60,000 Fr. vermacht.

24. Der erste Johannistag, der nach dem letzten Willen von Johann Beck-Gamper inskünftig im Zoologischen Garten ein Gratistag sein wird, wird von zahlreichen Besuchern benützt.

25. Die Schlußsitzung der Naturforschenden Gesellschaft, an der die am Pfingstmontag (1. Juni) aus dem fernen Osten zurückgekehrten Forscher DDr. Paul und Fritz Sarasin über ihre Reisen in Celebes referierten, mußte im Musiksaal abgehalten werden, da man befreundete Kreise dazu eingeladen hatte und die Einladung in weitem Umfange benützt wurde. Die Sitzung gestaltete sich zu einer herzlichen Ovation der ganzen Bevölkerung für die Reisenden. Die Regierung ließ durch den Vorsteher des Erziehungsdepartements ihre Glückwünsche darbringen, die Universität ernannte die Gelehrten zu Ehrendoktoren der Medizin. An einem nachfolgenden Bankett wurden die Huldigungen fortgesetzt.

26. Großer Rat. Zu ihrem zweiten Sekretär wählt diese Behörde A. Heider; ferner werden eine Anzahl Bürgeraufnahmen bestätigt, der Bericht über Ersparnisse bei Schulhausbauten genehmigt, drei Ersatzrichter ins Appellationsgericht für die Sommermonate gewählt, die Erstellung der Rütimeyerstraße beschlossen, der Kanalisationskredit für 1903 bewilligt, die Vorlage betr. Verkauf des Postgebäudes an die Eidgenossenschaft an die Regierung zurückgewiesen, einige Nachtragskredite gewährt, die Durchführung der Maiengasse beschlossen, der Vertrag mit der Stadtkasino-Gesellschaft betr. Vergrößerung des Musiksaalgebäudes angenommen und schließlich die Vorlagen betr. Zulassung von Frauen in Schulbehörden &c. in zweiter Lesung gutgeheißen.

28. ffg. Die Jahresfeste der religiösen Gesellschaften (Missionsfest) gehen unter großem Zulauf bei günstiger Witterung vor sich.

28. Die Historische Gesellschaft veranstaltet ihren Sommerausflug nach Thann.

29. Auf das Konkurrenz-Ausschreiben für Haupt- und Seitenfassaden des neuen Bahnhofs der Schweizerischen Bundesbahnen sind 45 Projekte eingelaufen. Es wurde kein

erster Preis erteilt, wohl aber je ein zweiter der Firma Kuder & Müller in Straßburg und Zürich und Kurt Gabriel in Düsseldorf, ferner ein dritter J. M. Olbrecht in Darmstadt.

30. Die Witterung des abgelaufenen Monats brachte während der ersten Hälfte vorwiegend regnerisch, naßkalte Tage. Doch war die letzte Woche des Juni prächtig sonnig und warm von gutem Sommergepräge.

Juli 1903.

1. Dr. Theodor Moosheer hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der philosophischen Fakultät über „Kant und die moderne Pädagogik".

3. Dr. Wilhelm His hält seine Habilitationsvorlesung als ordentlicher Professor für innere Medizin über „Der Kranke als Individuum".

5. Das neu errichtete israelitische Waisenhaus für die Schweiz wird unter Teilnahme der hiesigen israelitischen Gemeinde und der Staatsbehörden eingeweiht und seiner Bestimmung übergeben.

8. Dr. Alfred Koerte hält seine Habilitationsvorlesung als ordentlicher Professor der klassischen Philologie über „Menander im Lichte neuerer Funde".

9. Der Weitere Bürgerrat ermächtigt das Spitalpflegamt zum Ankauf eines Stückes Land an der Eichenstraße und erledigt eine Reihe von Begehren um Aufnahme ins Bürgerrecht.

10. Dr. Emil Wieland hält seine Habilitationsvorlesung als Privatdozent an der medizinischen Fakultät über „Moderne biologische Schutz- und Heilmethoden".

11./12. In der Volksabstimmung wird das Gesetz betr. Errichtung einer Handelshochschule vom 30. April 1903 mit 4583 Nein gegen 752 Ja bei 17,643 Stimmberechtigten verworfen.

14. Ein prächtiger Sommerabend begünstigt das französische Nationalfest, das wie üblich von der französischen Kolonie im Garten des Sommerkasinos abgehalten wird.

20. Am Abend zwischen 8 und 9 Uhr zeigt das Geläute der Marienkirche das nach langem Todeskampfe erfolgte Ableben des Papstes Leo XIII. an.

21. Von dem verregneten eidgenössischen Turnfest in Zürich treffen um 7.35 die Basler Turner, mit manchem Lorbeer im Sektions- und im Einzelturnen gekrönt und mit Musik und Trommelklang von den zurückgebliebenen Freunden empfangen, auf dem provisorischen Bahnhof ein. — Die Zeit der Jugendfeste setzt in dieser ersten Ferienwoche gleich mit drei Quartierfesten (Aeschen, Spalen und Stadt) ein.

24. Kurz nach 7 Uhr abends wurde ein in sehr raschem Lauf die Wettsteinbrücke hinauf fahrendes Automobil nach links abgelenkt, sprang auf das Trottoir, durchbrach das Geländer und stürzte in den Rhein. Die beiden Insassen wurden bei der Kaserne ans Land gebracht und kamen mit unbedeutenden Verletzungen davon.

26. In Liestal beginnt das auf 8 Tage berechnete Kantonalschützenfest beider Basel, das auch von Basel-Stadt aus starken Zuspruch hat. Am ersten Tag wurde die Fahne des baselstädtischen Schützenverbandes eingeweiht. — Das Sommerfest der deutschen Kolonie im Sommerkasino wird durch unerwarteten Regen beeinträchtigt, dennoch aber progammgemäß durchgeführt.

31. Die Witterung dieses Monats blieb leider der seines Vorgängers nur allzu ähnlich, unbeständig und zu Niederschlägen geneigt, dazu kühl, ja in der ersten Woche so kalt, daß auf dem Jura die Schneeflocken wirbelten. Wiederholt drohte Hochwasser, und am 20. und 21. mußten wegen des hohen Wasserstandes die Bauten an der Rheinbrücke zum Teil eingestellt werden. Immer aber gabs zwischen hinein wieder sommerlich

heiße Tage, und die Bauern sind mit diesem „wachsigen" Wetter wohl zufrieden.

August 1903.

1. Die Bundesfeier nimmt in Basel nach und nach feste Gestalt an. In den Hauptstraßen hatten einige Häuser geflaggt. Am Abend ertönte eine Viertelstunde lang Geläute aller Glocken. Nach Einbruch der Dunkelheit wurde hie und da gefeuerwerkelt, und die schweizerischen Niedergelassenen anderer Kantone trafen sich zu gemeinsamer Feier in der Burgvogtei. Die baslerische Bundesfeier aber wurde beim Kantonalschützenfest in Liestal begangen, wo der sogenannte offizielle Tag auf diesen 1. August verlegt war. Außer den Regierungen beider Halbkantone hatten sich eine Menge hochgestellte und gewöhnliche Bürger mit Extra- und Fahrplanzügen eingefunden. Günstige Witterung kam dem Tage zu Gute.

15.—17. Die Kneippvereine Deutschlands, Österreichs und der Schweiz halten hier ihre Jahresversammlung ab und beraten ihre Statuten.

16. Die ehemaligen Schüler der Techniken von Winterthur, Burgdorf und Biel halten hier gemeinsame Sitzung und verschmelzen sich zu einem schweizerischen Verband ehemaliger Techniker.

16./17. Der Schießverein Helvetia feiert sein 20jähriges Bestehen mit einem Ehr- und Freischießen auf dem Schießplatz hinter dem Allschwiler Weiher.

23. Der Wasserfahrverein St. Johann veranstaltet auf dem Rhein von der Johanniterbrücke bis gegen die Landesgrenze ein Wettschwimmen, das trotz ungünstiger Witterung gelungen ausfällt.

23.—28. In den Räumen des Stadtkasinos wird der VI. Zionistenkongreß abgehalten unter einer bei allen bisherigen Kongressen nicht erlebten Beteiligung. Die Gegend um

das Stadtkasino wimmelte zu gewissen Tageszeiten von den seltsamsten Völkertypen, zum Teil in ihren Nationaltrachten. Schon längere Zeit vorher waren Vorbereitungs- und Ausschußsitzungen, Verhandlungen der einzelnen Landsmannschaften u. s. f. abgehalten worden, wie auch nach dem offiziellen Schluß viele Delegierte noch längere Zeit in Basel festgehalten wurden und das Kasino erst gegen Mitte September räumten. Leiter der Versammlung war wieder Dr. Herzl aus Wien, Leader der Opposition (wenn man diesen parlamentarischen Begriff angesichts der oft unparlamentarischen Verhandlungen brauchen darf) war Dr. Nossig aus Berlin. Als Hauptergebnis des Kongresses ist zu nennen, daß das Angebot eines Teils von Britisch-Ostafrika durch die englische Regierung zur Besiedlung einer Kommission zur Berichterstattung am nächsten Kongreß überwiesen wurde. Dieser soll wieder in Basel im April 1904 stattfinden. In organisatorischer Hinsicht wurde die Neuerung getroffen, daß erst auf je 200 statt wie bisher auf 100 Zionisten ein Kongreßdelegierter kommt. Zum Dank für die gastliche Aufnahme schenkte das Bureau des Kongresses der Regierung für die Armen der Stadt 2000 Fr.

24. Gegen Abend kommt aus Straßburg mit den Ingenieuren Gelpke und Ziegler, den Beförderern der Rheinschiffahrt an Bord, der kleine Schraubendampfer „Justitia" an. Damit scheint der Beweis erbracht, daß wenigstens bei normalem Wasserstand die Wasserstraße auch auf dem Oberrhein oberhalb Straßburg praktikabel ist.

26. Das St. Jakobfest erfreute sich besonderer Gunst der Witterung, es konnte auf dem Schlachtfeld abgehalten werden. Festpräsident war Rektor Dr. Robert Flatt, Festredner Regierungsrat Eugen Wullschleger. Auf dem Festplatz entwickelte sich ein fröhliches Lagerleben mit Gesang- und Musikproduktionen. Den Zug zum und vom Schlachtfeld machten Tausende mit. Auf dem Münsterplatz löste sich unter Musik

und Feuerwerk der Zug auf, nachdem ihm eine Reihe sogenannter Marmorgruppen unter bengalischer Beleuchtung war vorgeführt worden.

28. Im Alter von wenig mehr als 50 Jahren stirbt Bankier Alfons Ehinger-Heusler, Präsident der Bank in Basel. Als Mitglied des Großen Rats und des Zivilgerichts, im leitenden Ausschuß der freiwilligen Armenpflege und in vielen anderen Stellungen hat er der Öffentlichkeit gedient.

31. Die Witterung des Monats August festigte den schlimmen Ruf des Sommers 1903 als eines überaus wetterwendischen und nassen. Es herrschte gewitterhafte Stimmung vor. Oftmals kühlte sich die Temperatur unter dem Einfluß der beständigen Niederschläge zu fast herbstlicher Frische und der Rhein stieg wiederholt bedrohlich an. Eine Wendung zum bessern war nie von Dauer, bis mit der am 23. beginnenden Woche zunächst der Regen aufhörte und am 27., welcher Tag den ersten Herbstnebel brachte, eine Reihe herrlicher Tage begann. Aber freilich, den Schaden, den der nasse Sommer an Obstbäumen und Reben angerichtet hat, vermag auch der glänzendste Herbst nicht gänzlich gut zu machen.

September 1903.

1. Das Füsilier-Bataillon 54 fährt zu seinem Wiederholungskurs nach Liestal. Einen Teil des Dienstes wird es mit der ganzen Infanterie-Brigade 9 als Glied der Manöverdivision in der welschen Schweiz gegen das I. Armeekorps im Felde stehend verbringen.

2. Im benachbarten Arlesheim stirbt an einem Herzschlag 79jährig Konrad Gysin-Hindermann, während 23 Jahren verdienter Direktor der Basler Handelsbank.

3. Der Birsigviadukt, aus dem frühern Viadukt der Elsaß-Lothringer Bahn in eine breite Straßenbrücke verwandelt

und jetzt die kürzeste Verbindung zwischen dem Ost- und dem Westplateau der Stadt, wird dem Verkehr übergeben.

7. Nach kurzer Krankheit stirbt 61 jährig der Bankier Fritz Frey-Merkle, langjähriger Zivilrichter.

8. Die baselstädtische Batterie 28 rückt ein, um ihren Wiederholungskurs teils als Bestandteil der Manöverdivision bei den Herbstübungen in der Westschweiz, teils in Thun zu verbringen.

9. ffg. Die Kommission für internationalen Arbeiterschutz hält ihre Sitzungen in Basel ab, hauptsächlich beschäftigt mit dem Verbot der Verwendung des weißen Phosphors, der Verhütung der Bleiweißvergiftung und Einschränkung der Arbeitszeit der Frauen.

11. Das Testament des kürzlich verstorbenen Kaufmanns Eduard Sauvain wird eröffnet. Es vermacht den größten Teil der Hinterlassenschaft, 75,000 Fr., gemeinnützigen und wohltätigen Anstalten Basels, u. a. je 15,000 Fr. dem Bürgerspital und der Waisenanstalt.

12. Beim Brand einer Scheune an der Weidengasse kamen zwei unbekannte Übernächtler ums Leben. Nachträglich stellte sich heraus, daß es zwei Knaben aus Allschwil waren, die ihren Eltern entlaufen waren.

14. Im Alter von 72 Jahren stirbt nach 14tägigem Unwohlsein Dr. Ernst Stückelberg, der Senior der Basler Künstler, der gefeierte Schöpfer der Fresken in der Tellskapelle und vieler hervorragender Werke der Tafelmalerei. Seine künstlerische Würdigung bleibt einem ausführlichen Nekrolog in diesem Band überlassen.

17. Großer Rat. Nach einer Interpellation über Einführung von Lokalzügen auf den in Basel mündenden Linien der Bundesbahnen und Bestätigung einer Reihe von Bürgeraufnahmen sowie der Bestätigung des Untersuchungsrichters werden die Regierungsvorlagen betr. Anlegung eines Verteilungsnetzes für elektrische Kraft und betr. Erstellung einer zweiten

Verbindungsleitung zwischen der Kraftstation des Elektrizitätswerks und der Station am Steinenbach angenommen, die Vorlage betr. Änderung des Armengesetzes aber zurückgewiesen.

Die Beerdigung von Ernst Stückelberg vollzog sich am Nachmittag unter sehr starker Beteiligung, doch außer der Leichenrede in der St. Peterskirche und einigen Worten des Abschieds am Grab ohne Reden.

20. Im Alter von 56 Jahren stirbt Emma Meyer, geb. Brenner, eine bekannte Basler Dichterin, die namentlich auf dem Gebiete sozialistischer Tendenzlyrik sich betätigte.

24. Der Weitere Bürgerrat bewilligt für Umbau der Wäscherei im Spital 40,000 Fr. und erledigt eine Reihe Bürgerrechtsangelegenheiten.

25. Im Alter von 72½ Jahren stirbt nach langer Krankheit Notar Wilhelm Lichtenhahn-Hauser, der im Militär, im Gericht und in verschiedenen Ratsbehörden seiner Vaterstadt gedient und als viel gesuchter Notar zu den bekanntesten Persönlichkeiten Basels gehört hat.

26. Zur Generalversammlung des Schweizerischen Städteverbandes vereinigen sich in Basel 86 Delegierte der 35 Gemeinwesen, die über 5000 Einwohner zählen. Die Sitzung findet in der Aula des Museums unter dem Vorsitz von Regierungsrat Wullschleger statt. Es werden auf Grund von Referaten verschiedene für Kommunalverwaltung wichtige Beschlüsse gefaßt, betr. Arbeitsvermittlung, Prüfung von Betonkonstruktionen, Baugesetzgebung, Straßenreinigung. Hierauf folgten ein Bankett im Stadtkasino und Besuch der städtischen Bauten unter Führung von Beamten des Baudepartements.

26./27. Ausflug des Kadettenkorps an den Untern Hauenstein.

30. Was die Witterung betrifft, so setzte der September mit einer Reihe prächtiger, überaus heißer Tage ein. Am 11. brachte

ein plötzlicher Sturm Regen und Blätterfall; am 13.—15. fiel unaufhörlicher Regen, der Rhein stieg und es stellte sich empfindliche Kälte ein, sodaß vielfach geheizt wurde. Am 17. gab es eine Wendung zum Bessern, und mit einer für dieses Jahr auffallenden Beständigkeit blieb dieser Charakter bis zum Ende des Monats, sodaß auch Obst und Trauben besser ausfallen, als man vielfach befürchtet hatte.

Oktober 1903.

3. Die Veteranen des Truppenzusammenzugs am Luziensteig (1858) begehen im Schützenhaus in zusammengeschmolzener Zahl die Erinnerung an jene Tage.

4. Schlußfeier des militärischen Vorunterrichts mit Inspektion durch Oberst Gutzwiller.

5. ffg. Vor Strafgericht wickelt sich der Prozeß gegen die Basler Kreditgesellschaft und gegen die Basler Sparkasse, in concreto gegen den Direktor Heinrich Grob und den Kassier Friedrich Häfelfinger und eine Reihe von Verwaltungsräte dieser Institute ab, eine cause célèbre, die seit dem April 1902 spielt und eine lange Untersuchung erforderte. Nach 7tägigen Verhandlungen fällte das Gericht am 14. Oktober sein Urteil; darin werden Grob des Betrugs, der Unterschlagung und leichtsinnigen Bankerotts, Häfelfinger des Betrugs, der Beihilfe zum Betrug und der Unterschlagung, und einige Verwaltungsräte der Beihilfe zu leichtsinnigem Bankerott schuldig befunden. Eine Reihe weitere Verwaltungsräte werden freigesprochen. Strafen werden verhängt von $2^1/_2$ Jahren bis 1 Woche Gefängnis, die Kosten geteilt, Entschädigungsforderungen auf den Zivilweg gewiesen. Da mehrere Verurteilte appelliert haben, dürfte die Angelegenheit noch längere Zeit von sich reden machen.

6. In Brunnen stirbt nach langen schweren Leiden 62jährig Franz Misteli, früher Professor der Sprachvergleichung an

der Universität Basel, ein in der Zeit seiner Wirksamkeit hoch geschätzter Gelehrter.

8. Großer Rat. Nach der Ratifikation von 40 Bürgeraufnahmen und von zwei Liegenschaftskäufen (Andreasplatz 3, Hutgasse 8/12) und der Bewilligung eines Nachtragkredits wird der Feuerwehrsteuerrekurs von Dr. Reinhold Günther abgewiesen, ebenso ein Wirtschaftrekurs Rinderer, und ein Verkauf von Areal des Kirchen- und Schulguts an die Badische Bahnverwaltung beschlossen. Ferner genehmigt der Rat den Vertrag mit dem Bund betr. Abtretung des Postgebäudes, nimmt eine Revision des Schulgesetzes (Erhöhung der Lehrergehalte) an und erledigt in erster Lesung das Gesetz über das Universitätsgut.

Im Alter von 47 Jahren stirbt Großrat Chr. Bertolf-Geßler.

11. Das benachbarte Markgrafenland begeht mit herzlicher Freude unter allgemeiner Teilnahme das Fest des 500jährigen Bestehens der Kirche von Röttlerkirch und die Enthüllung des Gedenksteins für den Sieger von Friedlingen, Markgraf Ludwig Wilhelm. Die Gegenwart des Großherzoglichen und des Erbgroßherzogl. Paares verlieh den Tagen einen besonderen Glanz.

22. Großer Rat. Nach einer Interpellation Reber betr. Bestattungsort berühmter Basler überweist der Rat einige Eingaben der Regierung, beschließt Pflästerung der Klarastraße und Erhöhung des Gehaltes für den Vorsteher der Frauenarbeitsschule, sowie in erster Lesung Änderung des Gesetzes über das Arbeitsnachweisbureau; in der Nachmittagssitzung werden die Baulinien an der Greifengasse und Umgebung angenommen, der Vertrag mit dem Bürgerspital betreffend die Kliniken wird ratifiziert, die Rechnungskommission für 1902 erstattet Bericht über die Staatsrechnung und der Bericht des Regierungsrates über Anlage und Unterhalt der Makadamstraßen wird zu Protokoll genommen.

23./24. Von der nahen deutschen Feste Istein aus werden Probeschießen veranstaltet.

24. Im Winter 1903/1904 werden folgende Populäre Kurse gelesen: Vor Neujahr von Dr. Paul Ganz: Führung durch die öffentliche Kunstsammlung; Dr. Ernst Jenny: Der Realismus in der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert; nach Neujahr: Pfr. Hans Fichter: Reiseerinnerungen aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika; Dr. Rudolf Luginbühl: Die Hauptmomente in der Geschichte Basels.

24. Das Quodlibet begeht seine 40. Jahresfeier.

24./25. In eidgenössischer Abstimmung wird entschieden über die Initiative Hochstraßer (Vertretung im Nationalrat nach der Zahl der Schweizerbürger, nicht überhaupt der Einwohner in einem Wahlkreis), die Änderung des Art. 32 bis der Bundesverfassung (Zehnliterartikel) und die Ergänzung des Bundesstrafrechts (Art. 48 bis, Aufreizung zu militärischer Insubordination). Baselstadt ergab, nachdem in den letzten Tagen die verschiedenen Parteien ihre Versammlungen abgehalten hatten, folgende Resultate: Initiative Hochstraßer 1005 Ja, 8548 Nein; Zehnliterartikel 3297 Ja, 6075 Nein; Bundesstrafrecht 4519 Ja, 4923 Nein. In der ganzen Schweiz wurden sämtliche drei Vorlagen verworfen, die erste mit ca. 300,000 gegen 95,000, die zweite mit ca. 230,000 gegen 160,000, die dritte mit ca. 265,000 gegen 117,000 Stimmen.

Zum Zivilrichter wurde gewählt mit 4256 Stimmen der von den bürgerlichen Parteien vorgeschlagene H. Jezler-Lorenz; das absolute Mehr betrug 3553. Der sozialistische Kandidat Fuß-Suter machte 2709 Stimmen.

25. Der Freisinnige Schulverein begeht das Jubiläum seines 25jährigen Bestandes.

27. Dr. E. A. Stückelberg hält seine Antrittsvorlesung als Dozent der Geschichte an der Universität über „Eine Ge-

schichtsquelle des 6. Jahrhunderts" (das Martyrologium Hieronymianum). — Beginn der Akademischen Vorträge in der Aula des Museums.

Die Messe läutet ein. Sie bietet nichts erwähnenswertes.

29. Auf der Durchreise stirbt Sanitätsoberst Dr. Göldlin von Tiefenau, früher in kgl. Neapolitanischen Diensten, seit wenigen Monaten im Ruhestand, der durch eine große Menge von Sanitätsschulen, die er in Basel geleitet hat, zu einem der Unsrigen geworden ist.

31. Die Witterung war in der ersten Hälfte dieses Monats so günstig und warm, daß sie im Verein mit den letzten schönen Septembertagen den Reben noch wesentlich aufhalf. Die zweite Hälfte sodann brachte das für einen regelrechten Herbst übliche Gemisch von Regen, Nebel und Sonnenschein bei durchweg milder Temperatur.

Druck von Friedrich Reinhardt in Basel.